UNIVERSAL
LIBRARY
OU_220460
UNIVERSAL
LIBRARY

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 193.9/N67W Accession No. 11802

V.13

Author

Title Nietzches Werke band, XIII

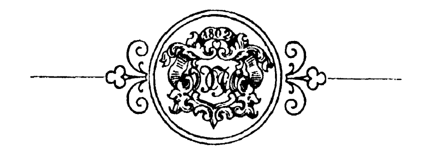
This book should be returned on or before the date last marked below.

Nietzsche's Werke.

Zweite Abtheilung.

Band XIII.

(Fünfter Band der zweiten Abtheilung.)



Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1903.

Nachgelassene Werke.

Von

Friedrich Nietzsche.

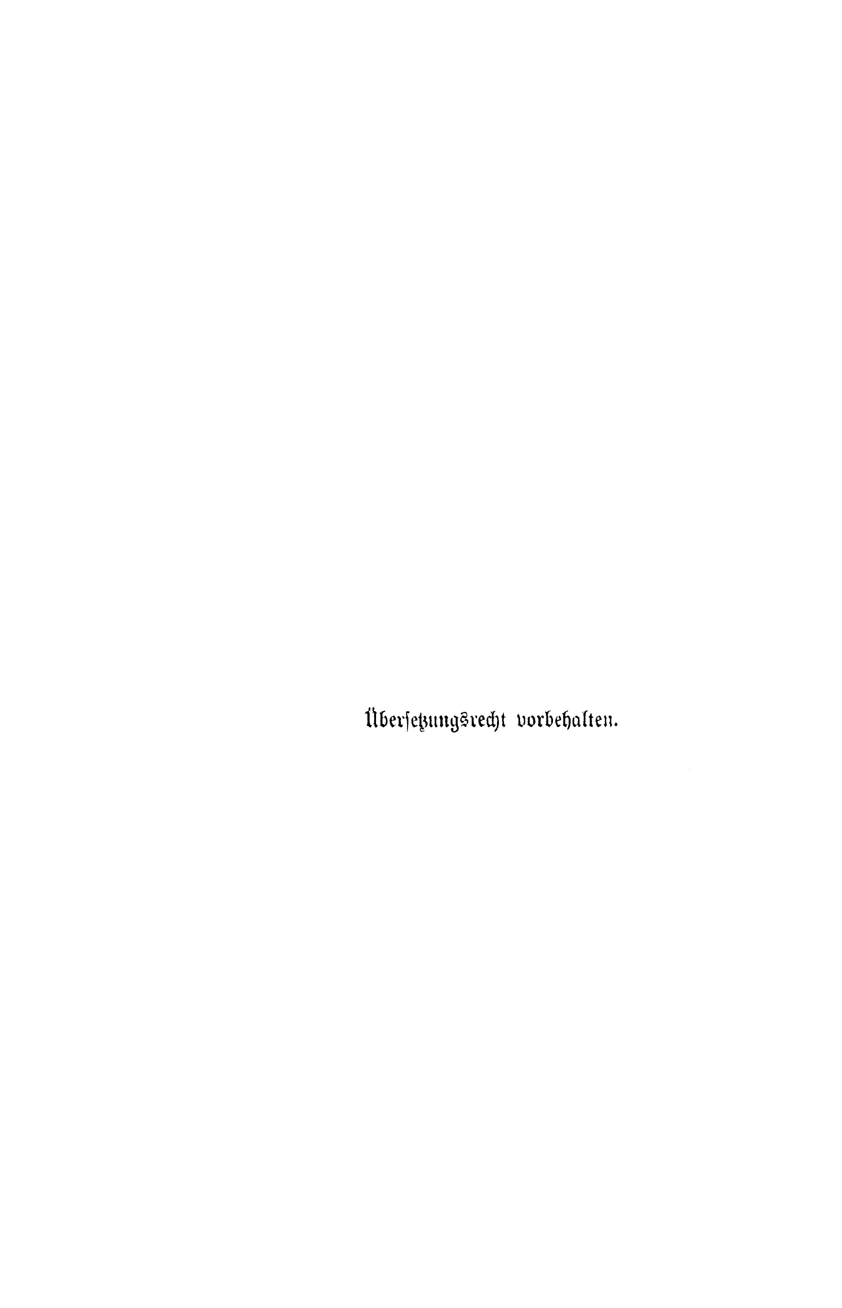
Unveröffentlichtes aus der Umwerthungszeit.

(1882/83—1888.)

---

3. und 4. Tausend.

Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1903.



Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

I. Philosophie.

1. Geschichtliches 3
2. Typus des Philosophen 20
3. Weltanschauung 47

II. Moral.

1. Historisches 95
2. Zur Kritik der Moral 114
3. Moral als Zeichensprache 153
4. Rache, Unrecht, Strafe 185
5. Einzelnes 203

III. Psychologie.

1. Das Organische. Seine Grundeigenschaft, seine Entwicklung 227
2. Bewußtsein und Organismus 239
3. Die Triebe 252
4. Der Wille 261
5. Lust und Schmerz 269
6. Einzelne Betrachtungen 276

IV. Religion.

1. Allgemeines 295
2. Das Christenthum 305
3. Befreiung vom Christenthum 312

V. Cultur.

1. Historisches 321
2. Nationen. Die Deutschen 330
3. Bismarck. Weltpolitik 347

Nachbericht 367

Verzeichniß der Aphorismen nach den Manuskripten 368

Anmerkungen 379

Vorwort.

Schon vom Frühjahr 1880 in Venedig an bis zum Winter 1882 in Genua, also während der Zeit der Entstehung der „Morgenröthe", der „fröhlichen Wissenschaft", besonders aber von „Also sprach Zarathustra", tauchen in Nietzsche's prosaischen Aufzeichnungen bereits alle Hauptgedanken auf, die später in der Umwerthung aller Werthe zu einem großen philosophischen Prosawerke, einem Gegenstück zu Zarathustra, zusammengefaßt werden sollten. Wir finden die Lehre von den Trieben, die den Intellekt sowohl wie die Moralität bedingen, die Lehre vom Willen zur Macht, von der Rangordnung, vom Wertheschaffen, vom perspektivischen Grundcharakter aller Wahrheit, vom Nihilismus der Erkenntnißtheorie u. s. w.

Die prosaischen Aufzeichnungen der Jahre 1880—1882 sowie die poetischen aus der Entstehungszeit des Zarathustra, die als Vorarbeiten und Nachträge der oben genannten Schriften bezeichnet wurden und im Ausdruck der leitenden Gedanken zuweilen noch einen etwas embryonalen Charakter tragen (die Nachträge zum Zarathustra ausgenommen), sind in den Bänden XI und XII gesammelt und nach den Materien eingeordnet.

Wir mußten die Niederschriften des folgenden Zeitraumes von 5 bis 6 Jahren (Winter 82/83 bis Ende des Jahres 1888), die nicht direkt zu dem Hauptwerk „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe" gehören, wiederum zusammenfassen und nach Materien

selbst trägt den Untertitel: „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft". Von diesem Sommer 1886 an gehören fast alle unveröffentlichten Niederschriften, soweit sie sich nicht direkt als Vorstufen der damals veröffentlichten Vorreden zu seinen Werken, oder zu dem in jener Zeit hinzugefügten V. Buch der „fröhlichen Wissenschaft" dokumentiren, zum „Willen zur Macht."

Die in den Jahren 1886—88 erscheinenden Schriften: „Jenseits von Gut und Böse", „Zur Genealogie der Moral", „Der Fall Wagner", „Götzendämmerung", die man insgesammt als zugehörig zu jenem vierbändig geplanten Werke bezeichnen muß, sind nur aus einem leidenschaftlichen Mittheilungsbedürfniß entstanden und durch den heißen Wunsch veranlaßt, Jünger zu finden und sie zu seinem Hauptwerke vorzubereiten. „Ich habe manche nicht unbedenkliche Versuche gemacht, um mir Menschen heranzulocken, denen ich von diesen seltsamen Dingen reden könnte: alle meine Schriften waren bisher ausgeworfene Netze: ich wünschte Menschen mit tiefen, reichen und ausgelassenen Seelen mir dazu einzufangen." — Aber er fand Niemand! Alle seine Schriften brachten ihm dieselbe Enttäuschung, die er immer wieder von Neuem peinlich empfunden hat, weshalb er in sein Notizbuch schreibt:

„Die Probleme, vor welche ich gestellt bin, scheinen mir von so radikaler Wichtigkeit, daß ich mich beinahe jedes Jahr ein paar Mal zu der Einbildung verstieg, daß die geistigen Menschen, denen ich diese Probleme sichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit bei Seite legen müßten, um sich einstweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedes Mal statt dessen geschah, war in so komischer und unheimlicher Weise das Gegentheil dessen, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menschenkenner mich meiner selber zu schämen

lernte und ich immer von Neuem wieder in der Anfänger-Lehre umzulernen hatte, daß die Menschen ihre Gewohnheiten hunderttausend Mal wichtiger nehmen, als selbst — ihren Vortheil . . ."

Trotz der Veröffentlichung jener oben angeführten vier Schriften liegt doch aus den Jahren 1883—88 (vorzüglich vom Winter 1882/83 bis Frühjahr 1886) eine Überfülle noch nicht verwendeten Materials vor. Nietzsche liebt es nicht, zu einer neuen Schrift frühere Niederschriften in größerer Anzahl mit zu verwenden, und wenn er es thut, arbeitet er sie vollständig um. Für sein unglaublich feines Ohr hatten Aufzeichnungen, die nicht der gleichen Zeit angehörten und das gleiche Ziel verfolgten, immer einen andern Rhythmus, eine andere Klangfarbe; so schuf er sich für jede dieser Schriften, nach ihrer veränderten Bestimmung, einen neuen und anderen Stil. Man vergleiche doch die plastische Ruhe, die lächelnde Skepsis, „die raffinirte Neutralität" des Stiles von „Jenseits von Gut und Böse" mit der schärferen und bewegten Tonart, dem „allegro feroce" der Genealogie, vor allem aber mit den leidenschaftlichen Anklagen des „Falls Wagner" und des „Antichrist". Hier wendet sich der Autor gegen das Liebste und Höchste, — sein Stil zittert von der Erregung des Kampfes, trotzdem der Kämpfer so fest und schneidend die blitzende Klinge handhabt. Er selbst hat sich immer dagegen gewehrt, daß die Kritiker seinen Stil im Allgemeinen beurtheilen; sie sollten von dem Stile jedes Buches reden, inwiefern er gerade als Ausdruck des Inhaltes, als „Mittheilung eines Zustandes, einer inneren Spannung des Pathos" gelungen ist. Er schreibt über einen Kritiker, der es versucht hatte ihn zu beurtheilen: „Es fehlt nicht an Übereilungen, es verräth sich, daß er diese Bücher zum ersten Mal

gelesen hat (— ich könnte vielleicht beweisen, daß er ganze große Partien gar nicht gelesen hat). Auch glaubt er an Etwas, woran ich nicht glaube, an einen alleinseligmachenden Stil: mir umgekehrt scheint die Absicht einer Schrift erst das Gesetz ihres Stils zu bestimmen. Ich verlange, daß man fähig ist, wenn diese Absicht sich ändert, sich auch das gesammte Prozedurensystem seines Stils neu zu organisiren: das habe ich z. B. im „Jenseits“ gethan, dessen Stil meinem früheren Stile nicht mehr ähnlich sieht; das habe ich nochmals in der letzten Streitschrift gethan.“

Der Fehler der Nachlaßbände XI, XII, XIII, XIV ist sicherlich, daß oft Aufzeichnungen nebeneinander zu stehen kommen, die ihrer Entstehungszeit nach ziemlich weit von einander liegen; aber diese Unvollkommenheit war kaum zu vermeiden, falls der vorliegende Stoff nicht in einer verwirrenden Form veröffentlicht werden sollte. Wir mußten auf Gleichheit des Klanges und Rhythmus der Aphorismen verzichten, um wenigstens die Übersichtlichkeit zu retten.

Die Bände XIII und XIV bringen also die unveröffentlichten Niederschriften des gesammten fünfjährigen Zeitraumes mit Ausnahme alles Dessen, was von dem Autor unbedingt zum „Willen zur Macht“ selbst bestimmt worden ist. Der vorliegende XIII. Band enthält Alles über Philosophie, Moral, Psychologie, Religion, Cultur und Historisches. Der XIV. Band wird im direkten Anschluß an den vorliegenden Band die Aufzeichnungen über Erkenntnißtheorie, Rangordnung, Weib, Liebe und Ehe, Autobiographisches und Pläne bringen.

Weimar,
Nietzsche-Archiv, April 1903.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Unveröffentlichtes

aus der

Umwerthungszeit

(1882/83–1888.)

I.

Philosophie.

I. Philosophie.

1. Geschichtliches.

1.

Alle philosophischen Systeme sind *überwunden*; die Griechen strahlen in größerem Glanze als je, zumal die Griechen vor Sokrates.

2.

Pythagoras war der Versuch eines antidemokratischen Ideals, unter den stürmischen Bewegungen zur Volksherrschaft hin.

3.

Pythagoras gründet einen Orden für *Vornehme*, eine Art Tempelherrn-Orden.

4.

Heraklit: die Welt eine absolute Gesetzlichkeit: wie könnte sie eine Welt der Ungerechtigkeit sein! — Also eine *moralische* Beurtheilung! „die Erfüllung des Gesetzes" ist absolut; der Gegensatz ist eine Täuschung;

auch die schlechten Menschen ändern Nichts daran: so wie sie sind, erfüllt sich an ihnen die absolute *Gesetzlichkeit*. Die Nothwendigkeit wird hier moralisch verherrlicht und *gefühlt*.

5.

Die großen Probleme vom *Werth des Werdens* gestellt durch *Anaximander* und *Heraklit* — also die Entscheidung darüber, ob eine moralische oder eine ästhetische Schätzung überhaupt erlaubt ist, in Bezug auf das Ganze.

Das große Problem, welchen Antheil der Zweckesetzende Verstand an allem Werden hat — von *Anaxagoras*.

Das große Problem, ob es ein *Sein* giebt, und was Alles *Schein* ist — von den *Eleaten*.

Alle großen Probleme sind *vor* Sokrates gestellt.

Sokrates: die *Einsicht* als Mittel zur moralischen Besserung, das Unvernünftige in den Leidenschaften, das *Unzweckmäßige* im Schlecht-sein. *Plato* sagt: Nein! die *Liebe* zum Guten bringt die moralische Besserung mit sich; die Einsicht aber ist nöthig zur Erfassung des Guten.

Sokrates sucht nicht die Weisheit, sondern *einen Weisen* — und findet ihn nicht; aber das Suchen bezeichnet er als sein höchstes Glück. Denn es gebe nichts Höheres im Leben, als *immer von Tugend zu sprechen*.

6.

Dieser Sokrates, der schlaue Gründe dafür suchte, so zu handeln wie die *Sitte* anbefahl, war ganz nach dem Herzen der „*delphischen Priesterschaft*“: und seine

Bekehrung des Plato war das Meisterstück seiner Verführungs-Kunst. Die angelernten Begriffe als göttlichen Ursprungs, die volksthümlichen Werthschätzungen als die ewigen und unvergänglichen: — aber sie für ein feineres Geschlecht neu aufzuputzen, ihnen den Pfeffer und Beifuß der dialektischen Freude beizugesellen, sie unter einer geschwätzigen und verliebten Jugend zur Entzündung von Rede- und That-Wetteifer zu benutzen —

7.

Sokrates: der gemeine Mensch: schlau: durch klaren Verstand und starken Willen Herr über sich werdend: Humor des Siegreichen: im Verkehr mit Vornehmen immer merkend, daß sie nicht sagen können warum (es gehört zur Vornehmheit, daß die Tugend ohne Warum? geübt wird —). Vorher die Wissenschaft bei lauter vornehmen Männern!

In der Beurtheilung seines Todes: eine Art Falschheit, weil er seinen Willen zum Tode verbirgt: sodann bringt er eine Schmach über sein Vaterland. Doch mehr Egoist als Patriot.

Die Dialektik ist plebejisch ihrer Herkunft nach: der Fanatismus Plato's der einer poetischen Natur für ihr Gegenstück. Zugleich merkt er, als agonale Natur, daß hier das Mittel zum Siege gegeben ist gegen alle Mitkämpfer, und daß die Fähigkeit selten ist.

8.

Die listige Selbst-Verkleinerung des Sokrates, um damit seinen Gegner arglos und sicher zu machen, sodaß er sich gehn läßt und gerade heraus sagt, was er

denkt: ein Kunstgriff des Pöbelmanns! Die Logik war nicht zu Hause in Athen.

9.

Immer ironice: es ist eine köstliche Empfindung, einem solchen wahrhaftigen Denker zuzusehn. Aber es ist noch angenehmer, zu entdecken, daß dies Alles Vordergrund ist, und daß er im Grunde etwas Anderes will und auf sehr verwegene Weise will. Ich glaube, daß der Zauber des Sokrates der war: er hatte eine Seele und dahinter noch eine und dahinter noch eine. In der vordersten legte sich Xenophon schlafen, auf der zweiten Plato und auf der dritten noch einmal Plato, — aber Plato mit seiner eigenen zweiten Seele. Plato selber ist ein Mensch mit vielen Hinterhöhlen und Vordergründen.

10.

Plato: das Ungriechische an ihm, die Verachtung des Leibes, der Schönheit u. s. w. Es ist eine Vorstufe des Mittelalters: Jesuitismus der Erziehung und Despotismus. Er wird charakterisirt durch seinen „indifferenten“ Gott —: Lust und Unlust sind ihm schon peinlich. Offenbar fastete er und lebte enthaltsam.

11.

Was Plato und im Grunde alle Nach-Sokratiker thaten, das war eine gewisse Gesetzgebung der Begriffe: — sie stellten für sich und ihre Jünger fest „das und das soll unter uns bei diesem Worte gedacht und gefühlt werden“: — damit lösten sie sich am bestimmtesten

aus ihrer Zeit und Umgebung los. Es ist dies eine der Arten feinen Ekels, mit dem sich höhere, anspruchsvollere Naturen gegen die unklare Menge und ihren Begriffs-Wirrwarr empören.

12.

Einige antike Schriften liest man, um das Alterthum zu verstehen: bei anderen steht es aber so, daß man das Alterthum kennen lernt, um sie lesen zu können. Zu ihnen gehört die Apologie, ihr Thema ist übergriechisch, der „Philosoph vor Gericht". Wir haben eine der ausgezeichnetsten Schriften vor uns: a) Inhalt, b) Form.

Der Form nach vielleicht die höchste Leistung Plato's, aus der vollsten Reife seiner schriftstellerischen Kunst heraus gewachsen: er hat sich die Aufgabe gestellt, eine Improvisation (also scheinbar den Gegensatz eines überlegten schriftstellerischen Kunstwerks) zu schaffen: den Nicht-Schriftsteller Sokrates einmal zum vollen Ausdruck zu bringen: im Leser. Solche Aufgaben gehen an die Grenzen der Kunst.

Die ästhetische Unfähigkeit des philologischen Urtheils sieht eine „Jugendschrift" Plato's darin! Die höchste Freiheit der Hand, ein Spiel mit der Kunst mußte aber schon erreicht sein. Der Phädrus, die erste Schrift aus dem vierzigsten Lebensjahre, wie übervoll, gedunsen, phantastisch noch in der Manier! Auch das Symposion, wo er absichtlich verschiedene Stile imitirt, zeigt nicht die Höhe seiner Kunst. Wie viel Mattes, Geschwätziges ist im Protagoras! — Ganz gedrängt voll und geschmeidig zugleich, imitativ am reinsten, ist die Apologie: hier ist Plato am meisten über sich Herr geworden, er hält seine Philosophie zurück. Das Idealisiren des Sokrates ist noch

kein Generalisiren, das Thatsächliche ist nur vereinfacht. Ob Sokrates so gesprochen hat? Daran liegt Nichts: Der, welcher im vollsten Momente seiner Kraft Sokrates so verstand wie Keiner, ließ ihn so reden. (Vielleicht in Concurrenz mit den Memorabilien des Xenophon. Der sagt nicht, daß er die wirklich gehaltene Apologie gut finde: sie hatte ja keinen Erfolg; wahrscheinlich mißbilligte er sie. Er betont, Sokrates habe sich nicht vorbereitet. Er habe sterben wollen.)

13.

Die großen Philosophen sind selten gerathen. Was sind denn diese Kant, Hegel, Schopenhauer, Spinoza! Wie arm, wie einseitig! Da versteht man, wie ein Künstler sich einbilden kann, mehr als sie zu bedeuten. Die Kenntniß der großen Griechen hat mich erzogen: an Heraklit, Empedokles, Parmenides, Anaxagoras, Demokrit ist mehr zu verehren, sie sind voller. Das Christenthum hat es auf dem Gewissen, viele volle Menschen verdorben zu haben, z. B. Pascal und früher den Meister Eckart. Es verdirbt zuletzt gar noch den Begriff des Künstlers: es hat eine schüchterne Hypokrisie über Raffael gegossen. Zuletzt ist auch sein verklärter Christus ein flatterndes schwärmerisches Mönchlein, das er nicht wagt, nackt zu zeigen. Goethe steht gut da.

14.

Spinoza, von dem Goethe sagte „ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige", — den er gelegentlich seinen Heiligen nennt.

15.

Daß so etwas wie Spinoza's amor dei wieder erlebt werden konnte, ist sein großes Ereigniß. Gegen Teichmüller's Hohn darüber, daß es schon da war! Welch Glück, daß die kostbarsten Dinge zum zweiten Male da sind! — Alle Philosophen! Es sind Menschen, die etwas Außerordentliches erlebt haben.

16.

Man ist unbillig gegen Descartes, wenn man seine Berufung auf Gottes Glaubwürdigkeit leichtfertig nennt. In der That, nur bei der Annahme eines moralisch uns gleichartigen Gottes ist von vornherein die „Wahrheit“ und das Suchen der Wahrheit Etwas, das Erfolg verspricht und Sinn hat. Diesen Gott bei Seite gelassen, ist die Frage erlaubt, ob betrogen zu werden nicht zu den Bedingungen des Lebens gehört.

17.

Leibniz ist interessanter als Kant — typisch deutsch: gutmüthig, voll edler Worte, listig, geschmeidig, schmiegsam, ein Vermittler (zwischen Christenthum und der mechanistischen Weltansicht), ungeheuer verwegen für sich, verborgen unter einer Maske, und höfisch-zudringlich, anscheinend bescheiden.

18.

Leibniz ist gefährlich, als ein rechter Deutscher, der Vordergründe und Vordergrunds-Philosophien nöthig hat, verwegen und geheimnißvoll in sich bis zum Äußersten,

aber ohne Vergangenheit. Spinoza ist tiefer, umfänglicher, höhlenverborgener als Cartesius. Pascal wiederum tiefer als Spinoza. Gegen solche Einsiedler des Geistes und Gewissens gehalten, sind Hume und Locke Menschen der Oberfläche.

19.

Das Achtbarste an Kant ist, daß er über die Leibnizische Verführung hinwegkam und das Beste vom vorigen Jahrhundert, den Sensualismus, festhielt.

20.

Kant, ein feiner Kopf, eine pedantische Seele.

21.

Was uns ebenso von Kant wie von Plato und Leibniz trennt: wir glauben an das Werden allein auch im Geistigen, — wir sind historisch durch und durch. Dies ist der große Umschwung. Lamarck und Hegel —: Darwin ist nur eine Nachwirkung. Die Denkweise Heraklit's und Empedokles' ist wieder erstanden. Auch Kant hat die contradictio in adjecto „reiner Geist" nicht überwunden.

22.

Zum „kategorischen Imperativ" gehört ein Imperator!

23.

Die Lüge des Erziehers, z. B. bei Kant's kategorischem Imperativ. „Sollte Gott doch ein Betrüger sein, trotz Descartes?"

24.

Der alte Kant stellt einige geistige Instinkte fest, welche vor allem Räsonnement und vor aller Sinnesthätigkeit wirken: ebenso später einen moralischen Instinkt, nämlich den, zu gehorchen. Daß damit eine Brücke geschlagen sei zu einer „anderen Welt“, war eine Übereilung. Selbst wenn festgestellt wäre, daß die Existenz des Menschen an diese Instinkte geknüpft ist, ist über ihre „Wahrheit“ Nichts ausgemacht. Es ist eben unsere Welt.

25.

Der Unfug Kant's mit „Erscheinung“. Und wo er keine Erklärung findet, ein Vermögen anzusetzen! Dieser Vorgang war's, worauf hin der große Schelling-Schwindel losgieng.

26.

Auf Naxos. — Wie kommt es doch, daß die Weiber ihre Kinder lebendig gebären? Ich meinte immer, die armen Thiere müßten, bei der geringen Beschaffenheit ihrer Widerstandskräfte, erstickt zur Welt kommen. Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, wie geschrieben steht: oder, wie sind lebendige Kinder a priori möglich? — Und indem ich so fragte, erwachte ich völlig aus meinem dogmatischen Schlummer, gab dem Gott einen Stoß vor den Bauch und fragte, mit dem Ernst eines Chinesen aus Königsberg: „In summa: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ — „Durch ein Vermögen dazu“ antwortete der Gott und hielt sich den Bauch.

27.

Man ist jetzt überall bemüht, die wirkliche historische Bedeutung Kant's zu fälschen — und namentlich über den Werth, welchen er sich selber zugestand, klüglich hinwegzuschlüpfen. Kant war vor Allem und zuerst stolz auf seine Kategorien-Tafel und sagte, mit dieser Tafel in den Händen: „das ist das Schwerste, was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte"; — er war stolz darauf, im Menschen ein neues Vermögen, das „Vermögen zu synthetischen Urtheilen a priori" entdeckt zu haben. Es geht uns hier Nichts an, wie sehr er sich hierin selber betrog: aber die „deutsche Philosophie", wie sie im ganzen Auslande hundert Jahre geehrt wurde und gewirkt hat, hängt an diesem Stolze und dem Wetteifer der Jüngeren, womöglich noch Stolzeres zu entdecken — und jedenfalls neue Vermögen! Es machte den Ruhm der deutschen Philosophie bisher aus, daß man durch sie an eine Art intuitiver und instinktiver Erfassung der „Wahrheit" glauben lernte; und auch Schopenhauer, so sehr er Fichte, Hegel und Schelling zürnte, war im Grunde auf derselben Bahn, als er an einem alten bekannten Vermögen, dem Willen, ein neues Vermögen entdeckte: nämlich selber „das Ding an sich" zu sein. Das heißt in der That kräftig zugreifen und seine Finger nicht schonen! mitten hinein in's „Wesen": schlimm genug, daß dieses Wesen sich dabei unangenehm erwies, nämlich böse, begehrlich, blind und gar nicht todt zu machen — und daß infolge verbrannter Finger durchaus der Pessimismus nöthig wurde! Aber dies Erlebniß Schopenhauer's war ein Zwischenfall, der für die Bedeutung der deutschen Philosophie, für ihren historischen „Effekt", ohne Einfluß blieb: in der Hauptsache bedeutete sie

in ganz Europa eine frohlockende Reaktion gegen den Rationalismus des Descartes, gegen die Skepsis der Engländer und der Naturwissenschaften, zu Gunsten des Intuitiven, Instinktiven; — man meinte, der Weg zur Erkenntniß sei abgekürzt, man könne unmittelbar den „Dingen" zu Leibe gehen, man hoffte Arbeit zu sparen: und alles Glück, welches edle Müßiggänger, Tugendhafte, Träumerische, Mystiker, Künstler, Dreiviertels-Christen, politische Dunkelmänner und metaphysische Begriffs-Spinnen zu empfinden fähig sind, wurde den Deutschen zur Ehre angerechnet. Der gute Ruf der Deutschen war auf Einmal in Europa hergestellt: durch ihre Philosophie! — Ich hoffe, man weiß es doch noch, daß die Deutschen einen sehr schlechten Ruf hatten? Daß man bei ihnen an eine servile, erbärmliche Seele, an die berühmte „Bedienten-Seele" glaubte? Auf Einmal lernte man sagen: „die Deutschen sind tief, — seien wir auf der Hut!" —

28.

Kant's Ruhm ist heute in's Unbillige hinaufgetrieben, weil die vielen Kritiker eines kritischen Zeitalters ihre Cardinal-Tugend in ihm wiederfanden: sie loben sich, wenn sie vor Kant huldigen. Aber alle bloß kritischen Naturen sind zweiten Ranges, gehalten gegen die großen Synthetiker: an sie streift der unermeßliche Ehrgeiz Hegel's, der deshalb immer noch im Auslande als der größte deutsche Geist empfunden wird.

Schopenhauer's Ruhm hängt ebenfalls von der Zeit ab: eine verdrossne, hoffnungslose, entblätterte Zeit hat seine Denkweise hochgehoben, die funfziger Jahre Deutschlands. In Frankreich „blüht" er jetzt. Sein Ruhm ist übertrieben. In ihm ist ein Zug Mystik und Unklar-

heit mehr als bei Kant: damit verführt er unsre deutschen Jünglinge. Andrerseits bringt er für unsre schlecht erzogene Jugend mancherlei Wissenschaft und interessirt; auch citirt er gute Bücher und leidet ebensowenig als Friedrich der Große und Bismarck an jener niaiserie allemande, die dem Ausländer an unsern besten Köpfen (selbst an Goethe) auffällt. Er ist einer der bestgebildeten Deutschen, das will sagen ein Europäer. Ein guter Deutscher — man verzeihe mir's, wenn ich es zehnmal wiederhole — ist kein Deutscher mehr. —

Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach, Strauß — das stinkt Alles nach Theologen und Kirchenvätern. Davon ist Schopenhauer ziemlich frei, man athmet bessere Luft, man riecht sogar Plato. Kant schnörkelhaft-schwerfällig: man merkt, daß die Griechen noch gar nicht entdeckt waren. Homer und Plato klangen nicht in diese Ohren.

29.

Schopenhauer, ein rechtschaffner Denker, insgleichen kein übler Schriftsteller über philosophische Gegenstände, wenngleich für sich selber kein Philosoph: in Hinsicht auf die jetzige Jugend (und auch auf solche Alte, welche in ihren Ansprüchen an Schärfe der Begriffe, Helle des Himmels und — Wissenschaftlichkeit bescheiden sind) noch nicht zu ersetzen, denn er lehrt Verehrung, wo er selber verehrt hat, vor dem kritischen Geiste Kant's, vor Goethe, vor den Griechen, vor den freigeistischen Franzosen: zu seiner Zeit war er vielleicht der bestgebildete Deutsche, mit einem europäischen Horizonte: es giebt selbst Augenblicke, wo er mit morgenländischen Augen sieht. Der Pessimismus, wie er ihn verstand, ist ebenfalls kein kleiner Lehrmeister der Ver-

ehrung; auf Gebieten, wo Verehrung nicht zu Hause war, z. B. vor dem indischen Alterthum, vor dem alten eigentlichen Christenthum, dem katholischen, gegen welches die protestantische Schulerziehung den Geschmack zu wenden pflegt.

30.

Schopenhauer hat sich mit Recht lustig gemacht über Kant's „Zweck an sich", „absolutes Soll", „absoluter Werth" als über Widersprüche: er hätte das „Ding an sich" hinzuthun sollen.

31.

Die plumpe Pedanterie und Kleinstädterei des alten Kant, die groteske Geschmacklosigkeit dieses Chinesen von Königsberg, der aber doch ein Mann der Pflicht und ein preußischer Beamter war: und die innere Zucht- und Heimatlosigkeit Schopenhauer's, der aber für den mitleidigen Biedermann sich begeistern konnte, gleich Kotzebue: und Mitleid für die Thiere kannte, gleich Voltaire.

32.

Schopenhauer, in seiner Jugend durch die Romantiker verführt und von seinen besten Instinkten abgelenkt, war im Grunde Voltairianer mit Kopf und Eingeweiden, und recht ein Kind des vorigen Jahrhunderts, — im Übrigen aber durch die Griechen und durch Goethe über den französischen Geschmack hinausgeführt, und vor Allem — kein Theolog! Die „Unveränderlichkeit des Charakters" (auf deutsch vielleicht die Faulheit) und andrerseits der Glaube an die Unfehlbarkeit des Genie's (auf deutsch

vielleicht die Eitelkeit) brachte ihn dazu, seine „Jugendsünde", ich meine seine Metaphysik des Willens, vorzeitig heilig zu sprechen und sich selber nicht mehr zu „entwickeln". Ein Mensch von seiner Begabung und inneren discordia hatte das Zeug zu fünf besseren Systemen im Kopfe, und eines immer wahrer und falscher als das andere.

33.

Ich wundere mich über die anerkanntesten Dinge der Moral, — und andere Philosophen, wie Schopenhauer, sind nur vor den „Wundern" in der Moral stillgestanden.

34.

„Die Welt als Wille und Vorstellung" — in's Enge und Persönliche, in's Schopenhauer'sche zurückübersetzt: „Die Welt als Geschlechtstrieb und Beschaulichkeit".

35.

Einer, dem „Objektivität", „Beschaulichkeit" schon der höchste Zustand ist, wie Schopenhauern, — der weiß nicht genug.

36.

Aus der Ferne gesehn: Schopenhauer's Philosophie giebt zu verstehn, daß es unsäglich viel dümmer zugeht, als man glaubt. Darin steckt ein Fortschritt der Einsicht.

37.

Welches schlimme Schicksal hat Schopenhauer gehabt! Seine Ungerechtigkeiten fanden Übertreiber

(Dühring und Richard Wagner), seine Grundeinsicht vom Pessimismus einen Berliner unfreiwilligen Verkleinerer (Eduard von Hartmann).

38.

Der arme Schopenhauer! Eduard von Hartmann hat ihm die Beine, auf denen er einhergieng, und Richard Wagner gar noch den Kopf abgeschnitten!

39.

Ich war damals im Irrthum: ich meinte, Eduard von Hartmann sei ein feiner, überlegener Kopf und Spaßvogel, der sich über die pessimistische Verlegenheit des Zeitalters lustig mache; ich fand die Erfindung seines „Unbewußten“ so boshaft, so witzig, es schien mir eine rechte Mausefalle für die Trübseligen und Dummen (des philosophischen Dilettantismus, wie er sich mehr und mehr über Deutschland ausbreitet). Nun aber bleibt man dabei, mich zu versichern, daß er es ernst meine: und man zwingt mich beinahe, daran zu glauben; — sollte er aber damit aufhören, für mich erheiternd zu sein? Sollte ich aufhören müssen zu lachen, wenn diese Arria wieder und wieder ihrem Paetus zuredet, sich nicht vor dem Dolche, ich meine vor dem Hartmann'schen Pessimismus, zu fürchten? Paete, ruft sie zärtlich, non dolet! Paete, dieser Pessimismus thut nicht weh! Paete, Eduard beißt nicht! Eduard ist voller Rücksicht, behaglich, human, freundlich, blau, sogar reichsfreundlich, sogar preußisch-blau, — kurz Eduard ist ein Mädchen für Alles und sein Pessimismus läßt gar nichts zu wünschen übrig!“

40.

Es giebt auch jetzt noch viel mehr heitere Dinge auf Erden, als die Pessimisten eingestehen: z. B. Eduard von Hartmann selber. Die Laokoongruppe, von drei Clown's und ebenso vielen Regenschirmen dargestellt, erheitert mich nicht so, wie dieser Eduard mit seinen Problemen „ringend".

41.

So wenig ich mit Dem bekannt bin, was heute unter Deutschen philosophirt wird: so bin ich, Dank einigen glücklichen Zufällen, dahinter gekommen, daß in Deutschland jetzt es an der Mode ist, zwar nicht an Schöpfung der Welt, aber doch an einen Anfang zu denken: man wehrt sich gegen eine „Unendlichkeit nach hinten", — Sie verstehen doch meine abgekürzte Formel? Darin stimmen Mainländer, Hartmann, Dühring u. s. w. überein. Den unanständigsten Ausdruck für die entgegengesetzte Ansicht, daß die Welt ewig ist, hat Mainländer gefunden, ein Apostel der unbedingten Keuschheit, gleich Richard Wagner.

42.

Eugen Dühring, mit allen Tugenden und Fehlern eines Stubengelehrten (und Pöbelmanns) geziert, wozu auch der schlechte Geschmack aller seiner Attitüden gehört.

43.

Man spricht mir bei Tisch von Eugen Dühring, man „entschuldigt" Vieles: „denn — sagt man — er ist blind". Wie? Ich bin's beinahe! Homer war es ganz. Muß

man deshalb schlechter Laune sein? Und voller Würmer? Und aussehen wie ein Tintefaß? — Eugen Dühring hat neuerdings uns sein Leben erzählt: er hat keinen Verdruß vergessen, keine Kränkung von Kindesbeinen an, ich glaube, er kann stundenlang schlechte kleine, kleinliche Geschichtchen von seinen Lehrern und Gegnern erzählen von der Zeit her, wo er noch nicht blind war: zum Mindesten macht er ein Gesicht darnach, wenn anders das Bild gut ist, mit dem er sein Buch geschmückt und seine Philosophie widerlegt hat. — Er sagt uns, daß das Bild gut ist.

---

2. Typus des Philosophen.

44.

Von der Heuchelei der Philosophen. — Die Griechen: verbergen ihren agonalen Affekt, drapiren sich als „Glücklichste“ durch die Tugend, und als Tugendhafteste (zwiefache Heuchelei). (Sokrates, siegreich als der plebejisch Häßliche unter den Schönen und Vornehmen, der Niederredende unter einer Stadt von Rednern, der Besieger seiner Affekte, der gemeine kluge Mann mit dem „Warum?“ unter dem Erbadel, — verbirgt seinen Pessimismus.) — Die Brahmanen wollen im Grunde Erlösung von dem müden, lauen, unlustigen Daseins-Gefühle. — Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer, ihre deutsche Zwei-Natur. — Spinoza und der rachsüchtige Affekt, die Heuchelei der Überwindung der Affekte. — Die Heuchelei der „reinen Wissenschaft“, die „Erkenntniß um der Erkenntniß willen“.

45.

Der Mangel an mächtigen Seelen auch bei den Weisen. — Tartüfferie der Erkennenden vor sich selber: „Erkenntniß um ihrer selber willen“! Objektivität — als modernes Mittel, sich loszuwerden, aus Geringschätzung (wie bei Flaubert). — Die Logiker und Mathematiker und Mechaniker und ihr Werth. Wie viel Schwindel auch da herrscht! — Die Schauspielerei der

Alten: Sokrates; der Pöbel sieht in der „Tugend“ sein Ideal, d. h. das Glück in der Befreiung von schmerzbringenden, überheftigen, pöbelhaften Begierden. Die Begierdenlosigkeit als Ziel der Erkenntniß („Alles hat wenig Werth“ — muß als Resultat kommen). — Der Mangel 1. der mächtigen, 2. der vornehmen, 3. der reichen und vielfachen, 4. der gesunden Seele bei den Philosophen bisher.

46.

Was uns von allen Platonischen und Leibnizischen Denkweisen am gründlichsten trennt, das ist: wir glauben an keine ewigen Begriffe, ewigen Werthe, ewigen Formen, ewigen Seelen; und Philosophie, soweit sie Wissenschaft und nicht Gesetzgebung ist, bedeutet uns nur die weiteste Ausdehnung des Begriffs „Historie“. Von der Etymologie und der Geschichte der Sprache her nehmen wir alle Begriffe als geworden, viele als noch werdend: und zwar so, daß die allgemeinsten Begriffe, als die falschesten, auch die ältesten sein müssen. „Sein“, „Substanz“, „Unbedingtes“, „Gleichheit“, „Ding“ —: das Denken erfand sich zuerst und zuältest diese Schemata, welche thatsächlich der Welt des Werdens am gründlichsten widersprechen, aber ihr von vornherein, bei der Stumpfheit und Einerleiheit des anfänglichen, noch untertierischen Bewußtseins, zu entsprechen schienen: jede „Erfahrung“ schien sie immer von Neuem und sie ganz allein zu unterstreichen. Die Gleichheit und Ähnlichkeit wurde allmählich, mit der Verschärfung der Sinne und der Aufmerksamkeit, mit der Entwicklung und dem Kampfe des vielfältigsten Lebens, immer seltener zugestanden: während für die niedersten Wesen Alles „ewig sich gleich“, „Eins“, „beharrlich“, „unbe-

dingt", „eigenschaftslos" erschien. Allmählich vervielfältigt sich dergestalt die „Außenwelt"; aber ungeheure Zeiträume hindurch galt auf Erden ein Ding als gleich und zusammenfallend mit einem einzigen Merkmale, z. B. mit einer bestimmten Farbe. Die Vielheit der Merkmale an einem einzelnen Ding wurde mit der größten Langsamkeit zugestanden: noch aus der Geschichte der menschlichen Sprache sehen wir ein Widerstreben gegen die Vielheit der Prädikate. Die längste Verwechslung aber ist die, daß das Prädikat-Zeichen mit dem Ding selber als gleich gesetzt wird; und die Philosophen, welche gerade die ältesten Instinkte der Menschheit, auch die ältesten Ängste und Aberglauben (wie den Seelen-Aberglauben) am besten in sich nachgebildet haben — man kann bei ihnen von einem Atavismus par excellence reden —, drückten ihr Siegel auf diese Verwechslung, als sie lehrten, gerade die Zeichen, nämlich die „Ideen" seien das wahrhaft Vorhandene, Unveränderliche und Allgültige. Während thatsächlich das Denken, bei der Wahrnehmung eines Dinges, eine Reihe von Zeichen umläuft, welche das Gedächtniß ihm darbietet, und nach Ähnlichkeiten sucht; während der Mensch mit einem ähnlichen Zeichen das Ding als „bekannt" ansetzt, faßt, *ergreift*: meinte er lange es eben damit zu *begreifen*. Das Greifen und Fassen, das Aneignen bedeutete ihm bereits ein Erkennen, ein Zu-Ende-kennen; die Worte sogar in der menschlichen Sprache schienen lange — und scheinen dem Volke heute noch — nicht Zeichen, sondern Wahrheiten in Betreff der damit bezeichneten Dinge zu sein. Je feiner die Sinne, je strenger die Aufmerksamkeit, je vielfältiger die Aufgaben des Lebens wurden, umso schwerer wurde auch die „Erkenntniß" eines Dinges, einer Thatsache als endgültige Erkenntniß, als „Wahr-

heit“ zugestanden; und zuguterletzt: auf dem Punkte, zu welchem uns heute das methodische Mißtrauen gedrängt hat, geben wir uns gar nicht mehr das Recht, von Wahrheiten im unbedingten Sinne zu reden, — wir haben dem Glauben an die Erkennbarkeit der Dinge ebensosehr wie dem Glauben an die Erkenntniß abgeschworen. Das „Ding“ ist nur eine Fiktion (das „Ding an sich“ sogar eine widerspruchsvolle, unerlaubte Fiktion!): aber auch das „Erkennen“ selber — das absolute und folglich auch das relative — ist ebenfalls nur eine Fiktion! Damit fällt denn auch die Nöthigung weg, ein Etwas, das „erkennt“, ein „Subjekt“ für das Erkennen, anzusetzen: irgend eine „reine Intelligenz“, einen „absoluten Geist“: — diese noch von Kant nicht gänzlich aufgegebene Mythologie, welche Plato für Europa in verhängnißvoller Weise vorbereitet hat und welche mit dem christlichen Grund-Dogma „Gott ist ein Geist“ alle Wissenschaft des Leibes und dadurch auch die Fortentwicklung des Leibes mit dem Tode bedrohte: diese Mythologie hat nunmehr ihre Zeit gehabt.

47.

Die Philosophie, so wie ich sie allein noch gelten lasse, als die allgemeinste Form der Historie: als Versuch das heraklitische Werden irgendwie zu beschreiben und in Zeichen abzukürzen (in eine Art von scheinbarem Sein gleichsam zu übersetzen und zu mumisiren).

48.

Es ist etwas Krankhaftes am ganzen bisherigen Typus der Philosophen: es mag viel an ihnen mißrathen sein. Statt sich und die Menschen höher zu führen, gehen die Philosophen am liebsten bei Seite und suchen, ob es nicht

einen andern Weg gebe: das ist vielleicht an sich schon das Anzeichen eines entartenden Instinkts. Der wohlgerathene Mensch freut sich an der Thatsache „Mensch“ und am Wege des Menschen: aber — er geht weiter!

49.

Die Hinter-Absichten bei den Philosophen, z. B. die Scheinbarkeit der Welt (Brahmanen, Eleaten, Kant) hervorzuziehn: irgend eine Unzufriedenheit moralischer Natur: als etwas Lügenhaftes — ein Werthurtheil. — Für einen sehr Übermüthigen könnte sogar der Schein als solcher entzücken.

50.

Kein „Erkenntnißtrieb“: der Intellekt im Dienst der verschiedenen Triebe.

51.

Kant suchte die äußerste Gebärde des moralischen Stolzes, als er allen Eudämonismus verwarf: der absolute Gehorsam: das Ideal eines Unterworfnen und Gedrückten, der allen Werth dorthinein setzt, wozu die Gehorchenden die beste Vorübung haben — und nur ja keine „Lust“!

52.

Unsere Leidenschaften und Hänge wollen ihre Befriedigung und dazu die Herrschaft auch über den Intellekt.

53.

Man soll bei den Philosophen darauf Acht haben: irgend ein Ekel, ein Satthaben steckt dahinter, z. B. bei Kant, Schopenhauer, Indern. Oder: ein Wille zur Herrschaft, wie bei Plato.

54.

Wie die Feige Matador ihr Ziel verfolgt, Das verderbend, was sie nur als Stütze haben will: so die Vernunft den Philosophen. Was bedeutet eine jede Philosophie für das Leben des Menschen? Sei es als Erhöhung des Machtgefühls: oder als Mittel, ein unerträgliches Dasein zu maskiren. Hinter dem Bewußtsein arbeiten die Triebe.

55.

Wie plump ist jedes Mal der Erfolg und sein erbärmlicher Ausgangspunkt in Eins gerechnet! Selbst bei Künstlern: wie kann man vom Werk auf den Künstler zurückschließen! Homer — fühlt ihr nicht den Pessimisten und Überreizbaren, der um seiner Leiden willen jene Fülle und Vollendung der Olympier erdichtet!

Die Theorien des Philosophen sind entweder die brutale Verallgemeinerung seiner Sensibilitäts-Erfahrung, oder das Mittel, wodurch er über diese Sensibilität Herr bleiben will, — Geistigkeit u. s. w.; Flucht vor ihr in's Geistig-Kalte, Formelhaft-Starre.

56.

Müde, Leidende, Geängstigte meinen Frieden, meinen Unbewegtheit, Ruhe, etwas dem tiefen Schlafe Ähnliches, wenn sie an das „höchste Glück" denken. Davon ist viel in die Philosophie gekommen. Ebenso hat die Angst vor dem Ungewissen, Vieldeutigen, Verwandlungsfähigen seinen Gegensatz, das Einfache, Sich-Gleichbleibende, Berechenbare, Gewisse zu Ehren gebracht. — Eine andere Art Wesen würde die umgekehrten Zustände zu Ehren bringen.

57.

Zur Psychologie der Philosophen. Wie es Einem zu Muthe ist bei langem Verweilen in abstractis: die abkühlende Wirkung, die Plato empfand; die hypnotisirende, welche vielleicht die Inder empfanden und suchten. Ob nicht das Verlangen in's Om im Grunde das Verlangen des Fakirs ist, durch alle möglichen Mittel gefühllos zu werden; ebenso bei der Stoa? — Nebeneinander sinnliche derbste Lustbarkeit und spekulative Träumerei.

58.

Von der Unehrlichkeit der Philosophen, Etwas abzuleiten, was sie von vornherein als gut und wahr glauben (Tartüfferie z. B. Kant: praktische Vernunft).

59.

Es giebt an sich keinen „Sinn für Wahrheit“; aber weil in vielen Fällen ein starkes Vorurtheil dafür spricht, es sei nützlicher, die Wahrheit zu wissen als sich täuschen zu lassen, wird die Wahrheit gesucht, — während in vielen anderen Fällen sie gesucht wird, weil sie vielleicht nützlicher sein könnte — sei es zur Vermehrung der Macht, des Reichthums, der Ehre, des Selbstgefühls.

Auch hinter den eigentlichen Freunden der Wahrheit, den Philosophen, arbeitet eine ihnen oft unbewußte Absichtlichkeit: sie wollen von vornherein eine gewisse, so und so beschaffene „Wahrheit“ — und oft genug haben sie ihre innersten Bedürfnisse verrathen, indem sie ihren Weg zu ihrer „Wahrheit“ giengen.

60.

Zuerst: der „Glaube an die Wahrheit“ zu erschüttern. (— Wahrhaftigkeit ist nützlich, aber nur in einem kleinen Quantum, vor Allem bei Solchen, welche Nichts zu verantworten haben.) Ebenso die Achtung vor den Philosophen.

61.

Der Glaube an die Wahrheit. Das Ausschweifende und Krankhafte an Vielem, was sich bisher „Wille zur Wahrheit“ nannte. Mit schreckhaftem Ernste haben die Philosophen vor den Sinnen und dem Trug der Sinne gewarnt. Der tiefe Antagonismus der Philosophen und der Freunde des Trugs, der Künstler, geht durch die griechische Philosophie: „Plato gegen Homer“ — ist die Parole der Philosophen!

Aber Keiner hat auch die Kehrseite, die Untauglichkeit der Wahrheit zum Leben und die Bedingtheit des Lebens durch perspektivische Illusion begriffen. — Es ist eine der gefährlichsten Übertreibungen, das Erkennen nicht im Dienste des Lebens, sondern an sich, um jeden Preis, zu wollen (wie der Wollüstling seinen Trieben folgt, an sich, ohne die Controle der heilsamen anderen Instinkte), — wenn es nicht eine Dummheit ist.

62.

Gesetzt, die Welt wäre falsch, Leben nur auf dem Boden des Wahns, unter dem Schirme des Wahns, an dem Leitfaden des Wahns zu begreifen: was bedeutete dann „der Natur gemäß leben“? Könnte die Vorschrift nicht gerade die sein: „sei ein Betrüger“? Ja sogar, wie wollte man es verhüten zu täuschen? Wir irren uns über uns selber und sind uns unfaßbar: wieviel mehr

sind wir es für die „Nächsten"! Aber sie glauben sich nicht getäuscht durch uns — und daraufhin beruht aller Verkehr mit gegenseitigen Rechten und Pflichten. — Daß das Täuschen nicht in meiner Absicht liegt, zugegeben! Aber feiner zugesehn: Ich thue auch nichts dazu, meine Nächsten aufzuklären, darüber, daß sie sich über mich täuschen. Ich verhindere nicht ihren Irrthum, ich bekämpfe ihn nicht, ich lasse ihn geschehn —: insofern bin ich zuletzt doch der Betrügende mit Willen. Genau so verfahre ich aber auch gegen mich selber: die Selbsterkenntniß gehört nicht unter die Gefühle der Verpflichtung; selbst wenn ich mich zu erkennen suche, so geschieht es aus Gründen der Nützlichkeit oder einer feineren Neugierde, — nicht aber aus dem Willen der Wahrhaftigkeit. — Daß der Wahrhaftige mehr werth sei als der Lügner, im Haushalte der Menschheit, wäre immer noch erst zu erweisen. Die ganz Großen und Mächtigen waren bisher Betrüger: ihre Aufgabe wollte es von ihnen. Vorausgesetzt, daß es sich ergäbe, Leben und Vorwärtskommen sei nur möglich auf einem consequenten und langen Getäuscht-werden: so könnte der consequente Betrüger zu den höchsten Ehren kommen, als Lebensbedinger und Förderer des Lebens. Daß man schädigt, indem man nicht die Wahrheit sagt, ist der Glaube der Naiven, eine Art Frosch-Perspektive der Moral. Wenn das Leben und der Werth des Lebens auf gut geglaubten Irrthümern ruht, so könnte gerade der Wahrheit-Redende, Wahrheit-Wollende (als der Aufdröseler der Illusionen) der Schädigende sein.

63.

Skepsis gegen die Skeptiker. — Welches Glück giebt der zarte Flaum den Dingen! Wie leuchtet das

ganze Leben von schönen Scheinbarkeiten! Die großen Fälschungen und Ausdeutungen waren es, die uns bisher über das Glück des Thiers emporgehoben — in's Menschliche! Und umgekehrt: was hat bisher das Geknarr des logischen Räderwerks, die Selbst-Bespiegelung des Geistes, die Aufdröselung der Instinkte mit sich gebracht? Gesetzt, ihr hättet Alles in Formeln aufgelöst und euern Glauben in Grade der Wahrscheinlichkeit: da ihr darnach nicht leben könnt, wie? solltet ihr mit schlechtem Gewissen leben? Und wenn der Mensch erst den Glauben an Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit im Grunde der Dinge als haarsträubende Fälschung empfindet: wie soll er sich selber fühlen, insofern er doch Theil und Stück dieser Welt ist? Als etwas Haarsträubendes, Falsches?

64.

Es giebt einen „Hang zur Wahrheit", so unwahrscheinlich es klingt: bei einigen Menschen wenigstens. Es giebt auch einen entgegengesetzten Hang, z. B. bei den Künstlern. Und wir wollen froh darüber sein; es ist aus Beiden viel Gutes und Schlimmes gewachsen. Im Ganzen ist der zweite Hang wichtiger; es hat gute Gründe, daß die Philosophen selten sind, und daß ihr Einfluß stark zurückgedämmt wird.

65.

Daß ein unbegrenzter Wille zur Erkenntniß eine große Gefahr ist, haben noch Wenige begriffen. Das Zeitalter des suffrage universel lebt unter den gutmüthigen und schwärmerischen Voraussetzungen des vorigen Jahrhunderts.

66.

Es giebt eine Arglosigkeit der wissenschaftlichen Menschen, welche an Blödsinn grenzt: sie haben keinen Geruch davon, wie *gefährlich* ihr Handwerk ist; sie glauben im Grunde ihres Herzens, daß „Liebe zur Wahrheit“ und „das Gute, Schöne und Wahre“ ihre eigentliche Angelegenheit sei. Ich meine nicht „gefährlich“ in Hinsicht auf die auflösenden Wirkungen, sondern in Hinsicht auf das ungeheure Schwergewicht der Verantwortlichkeit, welches Einer auf sich fühlt, welcher zu merken beginnt, daß alle Werthschätzungen, nach denen die Menschen leben, auf die Dauer *den Menschen zu Grunde richten*.

67.

Giebt es noch Philosophen? In Wahrheit ist viel Philosophisches in unserem Leben, namentlich bei allen wissenschaftlichen Menschen: — aber *Philosophen selber* giebt es so wenig noch, als es *echten Adel* giebt. Warum? —

68.

Man glaubt nicht mehr an Philosophen, auch unter den Gelehrten; das ist die Skepsis eines *demokratischen Zeitalters*, das die höhere Art Menschen *ablehnt*. Die Psychologie des Jahrhunderts ist wesentlich *gegen* die höheren Naturen gerichtet (— man will ihnen ihre Menschlichkeiten nachrechnen).

69.

Was die Dinge *werth* sind, abzuschätzen: dazu genügt nicht, daß man sie kennt: ob es schon nöthig ist.

Man muß ihnen Werth zugestehen *dürfen*, geben und nehmen *dürfen*, — genug, man muß Einer sein, der das *Recht hat, Werthe zu vergeben*. Daher heute die vielen „Objektiven“: sie sind bescheiden und ehrlich, sich das Recht abzustreiten.

70.

Gelehrte. — Diese „Objektiven“, Nur-Wissenschaftlichen sind zuletzt gewissenhaft und lobenswerth und bleiben in den Grenzen ihres Vermögens, von irgend einer hochgeschätzten Sache zu zeigen, daß etwas Widersinniges dahinter ist, sie folglich, intellektuell gemessen, weniger Werth hat, als man durchschnittlich glaubt. Nämlich: über logische Werthgrade fühlen sie sich allein *berechtigt* mitzureden, mitzuurtheilen; sie selber haben keinen andern Werth als *logisch* zu *sein*.

71.

Ungeduldige und feurige Geister, die wir nur an Wahrheiten glauben, die man *erräth* — alles Beweisenwollen macht uns widerspänstig —, wir flüchten beim Anblick des Gelehrten und seines Schleichens von Schluß zu Schluß.

72.

Wenn Kant die Philosophie zur „Wissenschaft“ reduziren wollte, so war dieser Wille eine deutsche Philisterei: an der mag viel Achtbares sein, aber gewiß noch mehr zum Lachen. Daß die „Positivisten“ Frankreichs, oder die „Wirklichkeits-Philosophen“ oder die „wissenschaftlichen Philosophen“ an den jetzigen deutschen Universitäten ganz in ihrem Rechte sind, wenn sie sich

als philosophische Arbeiter, als Gelehrte im Dienste der Philosophie benehmen, ist in schönster Ordnung. Ebenso daß sie nicht über sich selber hinaus sehen können und den Typus „Philosoph“ nach ihrem Bilde sich zurechtmachen.

73.

Was erreicht worden ist in der Erkenntniß, ist Sache des Philosophen festzustellen; und nicht nur darin, sondern überhaupt! Die Geschichte als die große Versuchs-Anstalt: die bewußte Weisheit vorzubereiten, welche zur Erd-Regierung noththut. Das Zusammendenken des Erlebten —

74.

Jeder Philoktet weiß, daß ohne seinen Bogen und seine Pfeile Troja nicht erobert wird.

75.

Das Leben ist höchst räthselhaft; bisher glaubten alle großen Philosophen durch eine entschlossene Umkehrung des Blicks und der Werthschätzungen eine Lösung zu erzielen. — Ebenso glaubten alle, daß für die niedrigen Intellekte ein Surrogat geboten bliebe, z. B. Moral, Glaube an Gott, Unsterblichkeit u. s. w. (Seelenwanderung).

Die Hauptsache ist, daß eine solche Umkehr nicht nur eine Denkweise, sondern eine Gesinnungsweise ist. Für Menschen, die einer umwälzenden Gesammt-Werthschätzung — höchster Grad der Selbst-Bestimmung — nicht fähig sind, ist alles gelehrte Wissen um solche Systeme fruchtlos. — Die Fruchtlosigkeit der philosophischen Denkweise z. B. bei Kant, Schopenhauer, Richard Wagner u. s. w.

76.

Unsre ferne, einstmalige Bestimmung waltet über uns, auch wenn wir noch kein Auge für sie offen haben; wir erleben lange Zeit nur Räthsel. Die Wahl von Menschen und Dingen, die Auswahl der Ereignisse, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten, — es erschreckt uns, wie als ob aus uns ein Zufall, eine Willkür, hier und da einem Vulkane gleich, herausbräche: aber es ist die höhere Vernunft unsrer zukünftigen Aufgabe. Vorwärts gesehn mag sich all unser Geschehen nur wie die Einmüthigkeit von Zufall und Unsinn ausnehmen; rückwärts gesehn weiß ich für mein Theil an meinem Leben Nichts von Beidem mehr ausfindig zu machen.

77.

Wir Philosophen des Jenseits — des Jenseits von Gut und Böse mit Verlaub! — die wir in Wahrheit gewitzte Interpreten und Zeichendeuter sind — wir, denen das Schicksal aufgespart blieb, als Zuschauer der europäischen Dinge vor einen geheimnißvollen und ungelesenen Text hingestellt zu sein, der sich uns mehr und mehr verräth: welche Noth haben wir, zu schweigen und die Lippen zusammenzudrücken, während immer mehrere und seltnere Dinge sich in uns drängen und häufen und nach Licht, Luft, Freiheit, Wort verlangen!

78.

Niemals ist lebendigen Geschöpfen mehr zugemuthet worden, als bei der Entstehung des Festlandes: da mußten sie, gewöhnt und eingerichtet für das Leben im

Meere, ihren Leib und ihre Sitten umdrehen und umstülpen und in Allem etwas Anderes thun, als sie bis dahin geübt waren, — es hat bisher auf Erden keine merkwürdigere Veränderung gegeben. — Wie nun damals, durch Einstürze, durch ein langsames Zusammenbrechen der Erde das Meer sich in die Brüche, Höhlen und Gruben senkte und Tiefe bekam: so möchte Das, was jetzt unter Menschen geschieht, im Gleichniß zu reden, vielleicht das gerade Gegenstück dazu abgeben: nämlich ein Ganz- und Rundwerden des Menschen, ein Verschwinden der Brüche, Höhlen und Gruben, und folglich auch — ein Verschwinden des festen Landes. Für einen Menschen, den meine Denkweise rund und ganz gemacht hat, „ist Alles im Meere", ist das Meer überall: aber das Meer selber hat an Tiefe verloren. — Doch ich war auf dem Wege zu einem ganz anderen Gleichnisse und habe mich nur verlaufen! Ich wollte sagen: ich bin gleich Jedermann als Landthier geboren — und nun muß ich trotzdem Meer-Thier sein!

79.

Ist denn etwas Ruhendes wirklich glücklicher als alles Bewegte? Ist das Unveränderliche wirklich und nothwendig werthvoller als ein Ding, das wechselt? Und wenn sich Einer tausend Male widerspricht und viele Wege geht und viele Masken trägt und in sich selber kein Ende, keine letzte Horizontlinie findet: ist es wahrscheinlich, daß ein Solcher weniger von der „Wahrheit" erfährt als ein tugendhafter Stoiker, welcher sich ein für alle Mal wie eine Säule und mit der harten Haut einer Säule an seine Stelle gestellt hat? Aber dergleichen Vorurtheile sitzen an der Schwelle zu allen bisherigen

Philosophien: und sonderlich jenes, daß Gewißheit besser sei, als Ungewißheit und offne Meere, und daß der Schein es sei, den ein Philosoph als seinen eigentlichen Feind zu bekämpfen habe.

80.

Jenen oberflächlichen und tölpelhaften Gelehrten, welche unverschämt genug sind, sich als „freie Geister“ zu fühlen, gilt Alles als Feigheit oder Verrath an der Wahrheit, Schwächlichkeit des Willens, was zur Krankheitsgeschichte der höheren Menschen gehört: jenes Sich-Unterwerfen, Vor-sich-Furcht-haben.

81.

Die großen geistigen Thätigkeiten krankhaft als Beherrschtsein von Einem Gedanken; Mangel von Spontaneität — eine Art Hypnotismus. Sie entnerven und machen willensschwach unter anderen Umständen.

(Ob bei dem Gehorsam nicht oft so etwas ist wie Hypnotismus?)

82.

Selbst die Entwicklung der höchsten Intelligenzen ist unter der Unfreiheit und dem Gegendrucke gezüchtet worden. Dem „liberalen Geiste“ wird Nichts bisher verdankt. Man unterschätzt, welche Verfeinerung die Gewissensqualen einer zugleich christlichen und wissenschaftlich-logischen Weltauslegung für den Geist mit sich gebracht hat.

83.

Die Entstehung des Philosophen ist vielleicht die gefährlichste aller Entstehungen: indem ich hier Einiges davon herausnehme und „zum Besten gebe“, glaube ich ganz und gar nicht diese Gefährlichkeit zu vermindern: und zuletzt hat alle Mittheilung der Erkennenden eben nur den Sinn, zu verhüten, daß nicht jeder neue Erkennende alle die Erfahrungen erst wieder zu machen habe, die schon gemacht sind.

84.

Die absolute Unverträglichkeit der Weisheit mit dem „Wohl der Massen“: „Preßfreiheit“, „öffentlicher Unterricht“ — das Alles verträgt sich bloß bei gröblichster Täuschung über den Charakter der Weisheit. Sie ist das *gefährlichste* Ding der Welt!

Grundsatz, daß alle Zustände darauf eingerichtet sind, den Weisen *unmöglich* zu machen: die Ehrfurcht vor ihm ist untergraben durch die Religionen, durch das suffrage universel, die Wissenschaften! Man muß erst *lehren*, daß diese Religionen Pöbel-Angelegenheit sind, im Vergleich zur Weisheit! Man muß die vorhandenen Religionen vernichten, nur um diese absurden Schätzungen zu beseitigen, als ob ein Jesus Christus überhaupt neben einem Plato in Betracht käme, oder ein Luther neben einem Montaigne!

85.

Im Zeitalter des suffrage universel ist der *Ton* der *Unehrerbietigkeit* am höchsten, mit der jetzt der Philosoph behandelt wird: alle Gänse schnattern ja

bereits mit! — man lese z. B. das philosophische Geschnatter der George Sand oder der Frau John Stuart Mill. Nun, ich ziehe vor, seine Stellung gehaßt und gefährlich zu machen; man soll ihm fluchen, wenn man ihn nicht anders zu ehren weiß!

86.

Die hohen Menschen: die Nothwendigkeit des Mißverständnisses, die allgemeine Zudringlichkeit der Menschen von heute, ihr Glaube, über jeden großen Menschen mitreden zu dürfen. Ehrfurcht — — —. Das dumme Gerede vom Genie u. s. w. Das Gefühl der unbedingten Überlegenheit, der Ekel vor der Prostration und Sklaverei. Was sich aus dem Menschen machen läßt: das geht ihn an. Die Weite seines Blicks —

87.

Die ausgezeichneten Geister mißrathen leichter; ihre Leidensgeschichte, ihre Krankheiten, ihre Empörung über das dreiste Tugend-Gequieke aller sittlichen Gänseriche u. s. w. Alles ist gegen sie verschworen; es erbittert sie, überall nicht am Platze zu sein. — Gefahr in demokratischen Zeitaltern. Absolute Verachtung als Sicherheitsmaßregel.

88.

Die höchsten Menschen leiden am meisten am Dasein, — aber sie haben auch die größten Gegen-Kräfte.

89.

Die nothwendige Verborgenheit des Weisen: sein Bewußtsein, unbedingt nicht verstanden zu werden; sein Macchiavellismus, seine Kälte gegen das Gegenwärtige.

90.

Es giebt etwas Unbelehrbares im Grunde des Geistes: einen Granit von Fatum, von vorausbestimmter Entscheidung aller Probleme im Maß und Verhältniß zu uns, und ebenso ein Anrecht auf bestimmte Probleme, eine eingebrannte Abstempelung derselben auf unsern Namen.

Der Versuch, sich anzupassen, die Qual der Vereinsamung, das Verlangen nach einer Gemeinschaft, einem milieu: dies kann sich bei einem Denker so äußern, daß er an seinem Einzelfall gerade das Persönlichste und Werthvollste subtrahirt und, indem er verallgemeinert, auch vergemeinert. Dergestalt ist es möglich, daß die ganze ausgesprochne Philosophie eines merkwürdigen Menschen nicht eigentlich seine Philosophie, sondern gerade die seiner Umgebung, seiner Spezies ist, von der er als Mensch abweicht, paratypisch. Inwiefern Bescheidenheit, Mangel an muthigem „Ich bin“ bei einem Denker verhängnißvoll wird. „Der Typus ist interessanter, als der Einzel- und Ausnahme-Fall“: insofern kann die Wissenschaftlichkeit des Geschmacks Jemanden dazu bringen, für sich nicht die nöthige Theilnahme und Vorsicht zu haben. Und endlich: Stil, Litteratur, der Wurf und Fall der Worte — was fälscht und verdirbt dies Alles am Persönlichsten! Mißtrauen im Schreiben, Tyrannei der Eitelkeit des Gut-Schreibens: welches jedenfalls ein Gesellschafts-Kleid ist und uns auch versteckt. Der Geschmack feindlich dem Originellen! eine alte Geschichte.

Stil, der mittheilt: und Stil, der nur Zeichen ist, in memoriam, „zum Gedächtniß“. Der todte Stil eine Maskerade; bei Andern der lebendige Stil. Die Entpersönlichung.

91.

Bist Du Einer, der als Denker seinem Satze treu ist, — nicht wie ein Rabulist, sondern wie ein Soldat seinem Befehle? Es giebt nicht nur gegen Personen Untreue.

92.

Wenn der Philosoph sich unter die homines bonae voluntatis begiebt, unter die Gutmüthigen, Mitleidigen, Sanften, Alltäglichen, so geschieht ihm, wie wenn er in eine feuchte Luft und unter einen bedeckten Himmel gerathen sei: eine kurze Zeit thut es ihm wohl, er fühlt sich gleichsam erleichtert; giebt er aber gut Acht, so merkt er, wie er selber in dieser falschen Umgebung bequem und nachlässig wird; auch eitel, — vor Allem aber schwermüthig. Um schnell zu lernen, wie schwach und gering dieses gutmüthige Zeug von Menschen beschaffen ist, mit allem ihrem gefälligen Anschein, mag er ihre Eitelkeit reizen und verwunden, er bringe sie so weit, daß sie schimpfen: da wird sich schnellstens die „Untiefe“ dieser Gewässer verrathen, und wohl auch, was unter aller dieser artigen leichten blauen Oberfläche für Sand und Unflath oder für Anmaßlichkeit verborgen liegt.

93.

Der Weg zur Weisheit. Fingerzeige zur Ueberwindung der Moral.

Der erste Gang. Besser verehren (und gehorchen und lernen) als irgend Einer. Alles Verehrenswerthe in sich sammeln und miteinander kämpfen lassen. Alles Schwere tragen. Asketismus des Geistes — Tapferkeit. Zeit der Gemeinschaft.

[Die Überwindung der bösen, kleinlichen Neigungen. Das umfängliche Herz: man erobert nur mit Liebe. Vaterland, Rasse, alles gehört hierher. (Richard Wagner warf sich vor einem tiefen, liebevollen Herzen nieder; ebenso Schopenhauer. Dies gehört zur ersten Stufe.)]

Der zweite Gang. Das verehrende Herz zerbrechen, als man am festesten gebunden ist. Der freie Geist. Unabhängigkeit. Zeit der Wüste. Kritik alles Verehrten (Idealisirung des Unverehrten), Versuch umgekehrter Schätzungen.

[Die Überwindung auch der guten Neigungen. (Unvermerkt solche Naturen wie Dühring und Wagner und Schopenhauer als noch nicht einmal auf dieser Stufe stehend!)]

Der dritte Gang. Große Entscheidung, ob tauglich zur positiven Stellung, zum Bejahen. Kein Gott, kein Mensch mehr über mir! Der Instinkt des Schaffenden, der weiß, wo er die Hand anlegt. Die große Verantwortung und die Unschuld. (Um Freude irgendworan zu haben, muß man Alles gutheißen.) Sich das Recht geben zum Handeln.

[Jenseits von Gut und Böse. Er nimmt sich der mechanischen Weltbetrachtung an und fühlt sich nicht gedemüthigt unter dem Schicksal: er ist Schicksal. Er hat das Loos der Menschheit in der Hand.]

— Nur für Wenige: die Meisten werden schon im zweiten Weg zu Grunde gehn. Plato, Spinoza? vielleicht gerathen?

Sich hüten vor Handlungen, die nicht mehr zur erreichten Stufe passen, z. B. das Helfen-wollen bei Solchen, die nicht bedeutend genug sind, — dies ist falsches Mitleid.

94.

Wie viel Einer aushält von der Wahrheit, ohne zu entarten, ist sein Maßstab. Ebenso wie viel Glück — —, ebenso wie viel Freiheit und Macht!

Die strengste Schule nöthig, das Unglück, die Krankheit: es gäbe keinen Geist auf Erden, auch kein Entzücken und Jauchzen. — Nur großgestimmte, gespannte Seelen wissen, was Kunst, was Heiterkeit ist.

95.

Was muß im Weisen zusammenkommen. Da begreift man, warum er so leicht mißräth, ganz abgesehn von den äußeren Bedingungen.

96.

Der Weise und die Künste; der Weise und die Politik; der Weise und die Erziehung; der Weise und die Geschlechter (— er hat sie alle in sich). Als ein Wesen, dessen Einfluß spät erst zu spüren ist: unabhängig, geduldig, ironisch —

97.

Jede Philosophie, wie sie auch entstanden sein möge, dient zu gewissen Erziehungs-Zwecken, z. B. zur Ermuthigung oder zur Besänftigung u. s. w.

98.

Die Wege der Freiheit. — Sich seine Vergangenheit abschneiden (gegen Vaterland, Glaube, Eltern, Genossen); — der Verkehr mit den Ausgestoßenen aller Art (in der Historie und der Gesellschaft); — das Umwerfen des Verehrtesten, das Bejahen des Verbotensten:

die Schadenfreude im großen Stile an Stelle der Ehrfurcht; — alle Verbrechen thun; — Versuch neuer Schätzungen.

Gerechtigkeit als bauende, ausscheidende, vernichtende Denkweise, aus den Werthschätzungen heraus: höchster Repräsentant des Lebens selber.

Weisheit und ihr Verhältniß zur Macht: einstmals wird sie einflußreicher sein, — bisher war der Irrthum, die Pöbel-Werthschätzung auch im Weisen noch zu groß!

99.

Bedingungen des Weisen. Man muß sich durch Schuld aller Art aus der Gesellschaft lösen.

100.

Der Werth der Tugenden für den Erkennenden. Der Nachtheil der Tugenden für den Erkennenden. Die Benutzung des Bösen, der Ausgestoßenheit, des Verurtheiltseins. Man wird nicht Führer, wenn man nicht erst gründlich von der Heerde ausgestoßen ist.

101.

Unsre Tugend. — Diese letzte Tugend heißt: Redlichkeit. In allen übrigen Stücken sind wir nur die Erben und vielleicht die Verschwender von Tugenden, die nicht von uns gesammelt und gehäuft wurden.

102.

Der Erkennende hat Freude an allen seinen schlechten Affekten, Begierden, Handlungen; er benutzt Krankheiten, Demüthigungen, er läßt den Schmerz tief graben und springt dann plötzlich zurück, sobald er seine Erkenntniß hat.

103.

Schopenhauer hat es stark und lustig genug gesagt, wie es nicht genug sei, nur mit dem Kopfe Philosoph zu sein.

104.

Wer als Erkennender erkannt hat, daß in uns neben allem Wachsthum zugleich das Gesetz des Zugrundegehens waltet, und das unerbittliche Vernichten und Auflösen noth thut um alles Schaffens und Gebärens willen: der muß eine Art Freude an diesem Anblicke hinzulernen, um ihn auszuhalten, — oder er taugt nicht mehr zur Erkenntniß. Das heißt: er muß einer verfeinerten Grausamkeit fähig sein und sich zu ihr mit entschlossenem Herzen ausbilden. Steht seine Kraft noch höher da in der Rangordnung der Kräfte, ist er selber einer der Schaffenden und nicht nur ein Zuschauer: so genügt es nicht, daß er nur der Grausamkeit beim Anblicke vieles Leidens, Vergehens, Vernichtens fähig ist: ein solcher Mensch muß fähig sein, mit Genuß das Wehe selber zu schaffen, er muß mit der Hand und That (und nicht bloß mit den Augen des Geistes) grausam sein.

105.

Die Gefahr bei außerordentlichen Geistern ist keine kleine, daß sie irgendwann die fürchterlichen Genüsse des Zerstörens, des Zugrunderichtens, des langsam Zugrunderichtens erstreben lernen: wenn ihnen nämlich durchaus die schaffende That, etwa durch den Mangel an Werkzeugen oder sonstigen Unfug des Zufalls, versagt bleibt.

In dem Haushalte solcher Seelen giebt es dann kein Entweder — Oder mehr; und vielleicht müssen sie gerade Das, was sie bis dahin am meisten geliebt haben, mit der Lust eines Teufels auf eine feine langwierige Art verderben. — Es gehört unter die Zufälligkeiten, ob ein großer Geist sich wohlthätig-vermehrend oder zerstörerisch zeigt. Ein Dichter dürfte es sich schon einmal erlauben, uns zu zeigen, wie ein Gott aus Überdruß am Menschen zum Versucher und Vernichter des Menschen wird.

106.

Es gab noch niemals genug Mißtrauen bei den Denkern. Vielleicht war es eine große Gefahr für die Erkenntniß, daß man „Tugend“ und „Erkenntniß“ zusammen finden wollte. Die Dinge sind über die Maßen bösartig eingerichtet — im Gleichniß zu reden.

107.

Der Weise erschrickt, wenn er dahinter kommt, wie wenig den Allermeisten an der Wahrheit liegt, welche sich für gute Menschen halten, — und er wird sich vornehmen, die tiefste Verachtung gegen die ganze moralische Tugend-Sippschaft zu wenden. Der Schlechte ist ihm lieber. — Was hat er für Opfer gebracht! Und nun merkt er, daß die Menschen glauben, zustimmen oder Nein sagen zu können. — Ein Buch, das „gefällt“!

108.

Nicht täuschen wollen — und sich nicht täuschen lassen wollen: das ist etwas als Gesinnung und Wille

Grundverschiedenes; aber der eine wie der andre Hang pflegt sich des Wortes „Philosophie“ zu bedienen, sei es zum Schmuck oder zum Versteck oder aus Mißverständniß.

109.

Der Philosoph hat viele Vordergrund-Tugenden nöthig und namentlich prunkvolle Worte: wie Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Liebe zur Wahrheit.

110.

Für wen es nicht mühsam ist, sich den Zustand der gewöhnlichen Menschen vorzustellen, der ist kein *höherer* Mensch. Aber insofern ein Philosoph es wissen muß, wie der gewöhnliche Mensch beschaffen ist, muß er dieses Studium treiben: da hat mir z. B. Rée genützt, der mit ausgezeichneter Redlichkeit, und *ohne* das Errathen höherer Zustände, welches Künstler haben, bei Allen eine Gemeinheit —

111.

Wenn Philosophen unter sich zusammenkommen, so fangen sie damit an, vielen schönen Plunder von sich zu werfen; vor Allem: sie nennen sich nicht mehr „Philosophen“ und hängen „die Liebe zur Weisheit“ wie eine steife Amtstracht und Maskerade an den Nagel. „Wir sind Freunde des Mißtrauens, so sagen sie zu einander, wir wollen uns nicht betrügen lassen. Daß wir Niemanden betrügen wollen, — das soll man freilich von uns *glauben*, dazu müssen wir alle Welt feierlich *überreden*.“

112.

Meine Schulung zum Mißtrauen, zum μέμνησο ἀπιστεῖν — auch etwas zum Auslachen!

113.

Ein Philosoph: was für eine bescheidene Creatur, wenn er wirklich seinem Namen treu bleibt! — als welcher nicht einen „Freund der Weisheit“ bezeichnet, Vergebung einem alten Philologen! sondern nur „Einen, der weise Männer gern hat“. Wollt ihr also, daß es Philosophen geben soll, im griechischen Sinne und Wortverstande, heran zuerst mit euren „weisen Männern“! — Aber, es scheint mir, meine Freunde, wir lieben zuletzt die unweisen Männer mehr, als die weisen, gesetzt selbst es gäbe Weise —? Und vielleicht steckt darin, gerade darin mehr Weisheit? Wie? Sollten gar die Weisen selbst — aus der Nähe gesehn, vielleicht keine „Philosophen“ sein? Sondern „Philasophen“? Freunde der Narrheit, gute Gesellschaft für Spielleute und närrisches Volk? und nicht für — sich? —

114.

Dieser herrliche Geist, sich selbst jetzt genug und gut gegen Überfälle vertheidigt und abgeschlossen: — ihr zürnt ihm wegen seiner Burg und Heimlichkeit und schaut dennoch neugierig durch das goldne Gitterwerk, mit dem er sein Reich umzäunt hat? — neugierig und verführt: denn ein unbekannter undeutlicher Duft bläst euch boshaft an und erzählt etwas von verschwiegenen Gärten und Seligkeiten.

3. Weltanschauung.

115.

Harmlosigkeit unsrer kritischen Philosophen: sie meinen, man müsse erst das Werkzeug prüfen, bevor man es anwendet, nämlich das „Erkenntnißvermögen“. Dies ist schlimmer noch, als ein Streichholz prüfen wollen, bevor man es brauchen will. Es ist das Streichholz, das sich selber prüfen will, ob es brennen wird.

116.

Äußere und innere Welt zu trennen, wie die Metaphysiker thun, ist schon ein Sinnen-Urtheil. Auge, Ohr sind auch „äußere Welt“.

Gefühle sind uns gegeben, und die äußere Welt: und selbst die Gefühle lokalisirt in dieser.

117.

Wir werden am letzten den ältesten Bestand von Metaphysik los werden, gesetzt daß wir ihn los werden können, — jenen Bestand, welcher in der Sprache und den grammatischen Kategorien sich einverleibt und dermaßen unentbehrlich gemacht hat, daß es scheinen möchte, wir würden aufhören, denken zu können, wenn

wir auf diese Metaphysik Verzicht leisteten. Gerade die Philosophen wissen sich am schwersten vom Glauben frei zu machen, daß die Grundbegriffe und Kategorien der Vernunft ohne Weiteres schon in's Reich der metaphysischen Gewißheiten gehören: von Alters her glauben sie eben an die Vernunft als an ein Stück metaphysischer Welt selbst, — in ihnen bricht dieser älteste Glaube wie ein übermächtiger Rückschlag immer wieder aus.

118.

Die festgesetztesten Bewegungen unsres Geistes, unsre gesetzmäßige Gymnastik (z. B. in Raum- und Zeit-Vorstellungen, oder in dem Bedürfniß nach „Begründung") — dieser *philosophische* Habitus des menschlichen Geistes ist unsre eigentliche Potenz: also daß wir in vielen geistigen Dingen *nicht mehr anders können*: was man psychologische Nothwendigkeit nennt. Diese ist *geworden*: — und zu glauben, *unser* Raum, *unsre* Zeit, *unser* Causalitäts-Instinkt sei Etwas, das auch abgesehn von Mensch und Thier Sinn habe, ist nachgerade eine Kinderei.

119.

Die „innere Welt" und ihr berühmter „innerer Sinn". — Der innere Sinn verwechselt die Folge mit der Ursache. Die „Ursache" wird projicirt, nachdem die Wirkung erfolgt ist, — Grundthatsache der „innern Erfahrung".

120.

Es macht mir wenig aus, ob sich heute Einer mit der Bescheidenheit der philosophischen Skepsis oder mit

religiöser Ergebung sagt: „das Wesen der Dinge ist mir unbekannt“ oder ein Andrer, Muthigerer, der noch nicht genug Kritik und Mißtrauen gelernt hat: „das Wesen der Dinge ist mir zu einem guten Theile unbekannt“. Beiden gegenüber halte ich aufrecht, daß sie unter allen Umständen noch viel zu viel zu wissen vorgeben, zu wissen sich einbilden, nämlich als ob die Unterscheidung, welche sie Beide voraussetzen, zu Recht bestehe, die Unterscheidung von einem „Wesen der Dinge“ und einer Erscheinungs-Welt. Um eine solche Unterscheidung machen zu können, müßte man sich unsern Intellekt mit einem widerspruchsvollen Charakter behaftet denken: einmal, eingerichtet auf das perspektivische Sehen (wie dies noth thut, damit gerade Wesen unsrer Art sich im Dasein erhalten können), andrerseits zugleich mit einem Vermögen, eben dieses perspektivische Sehen als perspektivisches, die Erscheinung als Erscheinung zu begreifen. Das will sagen: ausgestattet mit einem Glauben an die „Realität“, wie als ob sie die einzige wäre, und wiederum auch mit der Einsicht über diesen Glauben, daß er nämlich nur eine perspektivische Beschränktheit sei in Hinsicht auf eine wahre Realität. Ein Glaube aber, mit dieser Einsicht angeschaut, ist nicht mehr Glaube, ist als Glaube aufgelöst. Kurz, wir dürfen uns unsern Intellekt nicht dergestalt widerspruchsvoll denken, daß er ein Glaube ist und zugleich ein Wissen um diesen Glauben als Glauben. Schaffen wir das „Ding an sich“ ab und, mit ihm, einen der unklarsten Begriffe, den der „Erscheinung“! Dieser ganze Gegensatz ist, wie jener ältere von „Materie und Geist“, als unbrauchbar bewiesen.

121.

Es giebt verhängnißvolle Worte, welche eine Erkenntniß auszudrücken scheinen und in Wahrheit eine Erkenntniß verhindern; zu ihnen gehört das Wort „Schein", „Erscheinung".

„Schein", wie ich es verstehe, ist die wirkliche und einzige Realität der Dinge, — Das, dem alle vorhandenen Prädikate erst zukommen und welches verhältnißmäßig am besten noch mit allen, also auch den entgegengesetzten Prädikaten zu bezeichnen ist. Mit dem Worte ist aber Nichts weiter ausgedrückt, als seine Unzugänglichkeit für die logischen Prozeduren und Distinktionen: also „Schein" im Verhältniß zur „logischen Wahrheit" — welche aber selber nur in einer imaginären Welt möglich ist. Ich setze also nicht „Schein" in Gegensatz zur „Realität", sondern nehme umgekehrt Schein als die Realität, welche sich der Verwandlung in eine imaginative „Wahrheits-Welt" widersetzt. Ein bestimmter Name für diese Realität wäre „der Wille zur Macht", nämlich von Innen her bezeichnet und nicht von seiner unfaßbaren flüssigen Proteus-Natur aus.

122.

Die Welt, die uns etwas angeht, ist nur scheinbar, ist unwirklich. — Aber den Begriff „wirklich", „wahrhaft vorhanden" haben wir erst gezogen aus dem „unsangehn"; je mehr wir in unserem Interesse berührt werden, umsomehr glauben wir an die „Realität" eines Dinges oder Wesens. „Es existirt" heißt: ich fühle mich an ihm als existent. — Antinomie.

So viel Leben aus jenem Gefühl kommt, so viel Sinn setzen wir in Das, was wir als Ursache dieser Er-

regung glauben. Das „Seiende“ wird also von uns gefaßt als das auf uns Wirkende, das durch sein Wirken Sich-Beweisende. — „Unwirklich“, „scheinbar“ wäre Das, was nicht Wirkungen hervorzubringen vermag, aber sie hervorzubringen scheint. —

Gesetzt aber, wir legen in die Dinge gewisse Werthe hinein, so wirken diese Werthe dann auf uns zurück, nachdem wir vergessen haben, daß wir die Geber waren. Gesetzt, ich halte Jemanden für meinen Vater, so folgt daraus Vielerlei für jede seiner Äußerungen gegen mich: sie werden anders interpretirt. — Also unsere Auffassungen und Ausdeutungen der Dinge, unsere Interpretation der Dinge gegeben, so folgt, daß alle „wirklichen“ Einwirkungen dieser Dinge auf uns daraufhin anders erscheinen, neu interpretirt, kurz anders wirken.

Wenn nun alle Auffassungen der Dinge falsch waren, so folgt, daß alle Einwirkungen der Dinge auf uns auf eine falsche Causalität hin empfunden und ausgelegt werden: kurz, daß wir Werth und Unwerth, Nutzen und Schaden abmessen auf Irrthümer hin, — daß die Welt, die uns etwas angeht, falsch ist.

123.

Abgesehn von den Gouvernanten, welche auch heute noch an die Grammatik als veritas aeterna und folglich an Subjekt, Prädikat und Objekt glauben, ist Niemand heute mehr so unschuldig, noch in der Art des Descartes das Subjekt „ich“ als Bedingung von „denke“ zu setzen; vielmehr ist durch die skeptische Bewegung der neueren Philosophie die Umkehrung — nämlich das Denken als Ursache und Bedingung sowohl von „Subjekt“ wie von „Objekt“, wie von „Substanz“, wie von „Materie“

anzunehmen — uns glaubwürdiger geworden: was vielleicht nur die umgekehrte Art des Irrthums ist. So viel ist gewiß: — wir haben die „Seele“ fahren lassen und folglich auch die „Weltseele“, die „Dinge an sich“, so gut wie einen Weltanfang, eine „erste Ursache“. Das Denken ist uns kein Mittel zu „erkennen“, sondern das Geschehen zu bezeichnen, zu ordnen, für unsern Gebrauch handlich zu machen: so denken wir heute über das Denken: morgen vielleicht anders. Wir begreifen nicht recht mehr, wie „Begreifen“ nöthig sein sollte, noch weniger, wie es entstanden sein sollte: und ob wir schon fortwährend in die Noth kommen, mit der Sprache und den Gewohnheiten des Volks-Verstandes uns behelfen zu müssen, so spricht der Anschein des beständigen Sich-widersprechens noch nicht gegen die Berechtigung unsres Zweifels. Auch in Betreff der „unmittelbaren Gewißheit“ sind wir nicht mehr so leicht zu befriedigen: wir finden „Realität“ und „Schein“ noch nicht im Gegensatz, wir würden vielmehr von G r a d e n des Seins — und vielleicht noch lieber von Graden des Scheins — reden und jene „unmittelbare Gewißheit“ (z. B. darüber, daß wir denken und daß folglich Denken Realität habe) immer noch mit dem Zweifel durchsäuern, welchen Grad dieses Sein hat; ob wir vielleicht als „Gedanken Gottes“ zwar wirklich, aber flüchtig und scheinbar wie Regenbogen sind. Gesetzt, es gäbe im Wesen der Dinge etwas Täuschendes, Närrisches und Betrügerisches, so würde der allerbeste Wille de omnibus dubitare, nach Art des Cartesius, uns nicht vor den Fallstricken dieses Wesens hüten; und gerade jenes Cartesische Mittel könnte ein Hauptkunstgriff sein, uns gründlich zu foppen und für Narren zu halten. Schon insofern wir doch, nach der Meinung des Cartesius, wirklich Realität hätten,

müßten wir ja als Realität an jenem betrügerischen, täuschenden Grunde der Dinge und seinem Grundwillen irgendwie Antheil haben: — genug, „ich will nicht betrogen werden“ könnte das Mittel eines tieferen, feineren, gründlicheren Willens sein, der gerade das Umgekehrte wollte; nämlich sich selber betrügen.

In summa: es ist zu bezweifeln, daß „das Subjekt“ sich selber beweisen kann, — dazu müßte es eben außerhalb einen festen Punkt haben, und der fehlt!

124.

Für einen vollen und rechtwinkligen Menschen ist eine so bedingte und verklausulirte Welt, wie die Kant's, ein Greuel. Wir haben ein Bedürfniß nach einer groben Wahrheit; und wenn es diese nicht giebt, nun, so lieben wir das Abenteuer und gehen auf's Meer.

Zu beweisen, daß die Consequenzen der Wissenschaft gefährlich sind, meine Aufgabe. Es ist vorbei mit „gut“ und „böse“ —.

125.

Von der Oberflächlichkeit des Geistes! — Nichts ist gefährlicher, als das selbstgenugsame „Nabel-beschauen“ des Geistes, wie bei den Brahmanen.

126.

Der absolute Mangel an Vorbereitung für das Aufnehmen von Wahrheiten; keine Gradation der Erziehung: blindes Zutrauen in den Geist; die moderne „Gutmüthigkeit“.

127.

„Was sich beweisen läßt, ist wahr“: — das ist eine willkürliche Festsetzung des Begriffs „wahr“, die sich nicht beweisen läßt! Es ist ein einfaches „das soll als wahr gelten, soll „wahr“ heißen!“ Im Hintergrunde steht der Nutzen einer solchen Geltung des Begriffs „wahr“: denn das Beweisbare appellirt an das Gemeinsamste in den Köpfen (an die Logik): weshalb es natürlich nicht mehr ist, als ein Nützlichkeits-Maßstab im Interesse der Meisten. „Wahr“, „bewiesen“, das heißt aus Schlüssen abgeleitet, — vorausgesetzt, daß die Urtheile, welche zum Schlusse gebracht werden, schon „wahr“ sind (d. h. allgemein zugestanden). Somit ist „wahr“ Etwas, das nach einer allgemein zugestandnen Art des Schließens auf allgemein zugestandne Wahrheiten zurückgeführt wird. Das bedeutet also: „was sich beweisen läßt, ist wahr“ setzt bereits Wahrheiten als gegeben voraus — — —

128.

Die Bequemlichkeit, Sicherheit, Furchtsamkeit, Faulheit, Feigheit ist es, was dem Leben den gefährlichen Charakter zu nehmen sucht und Alles „organisiren“ möchte, — Tartüfferie der ökonomischen Wissenschaft.

Die Pflanze „Mensch“ gedeiht am kräftigsten, wenn die Gefahren groß sind, in unsicheren Verhältnissen: aber freilich gehn eben da die Meisten zu Grunde.

Unsre Stellung in der Welt der Erkenntniß ist unsicher genug, — jeder höhere Mensch fühlt sich als Abenteurer.

129.

Inwieweit Einer auf Hypothesen hin leben, gleichsam auf unbegrenzte Meere hinausfahren kann, statt auf

„Glauben“, ist das höchste Maß der Kraftfülle. Alle geringeren Geister gehn zu Grunde.

130.

Der Wille zur Wahrheit 1) als Eroberung und Kampf mit der Natur, 2) als Widerstand gegen *regierende* Autoritäten, 3) als Kritik des *uns* Schädlichen.

[zu 1): Descartes hat die Entdeckungen eines Gelehrten mit einer Folge von Schlachten verglichen, die man gegen die Natur liefert.]

131.

Solche dogmatische Menschen wie Dante und Plato sind mir am *fernsten* und vielleicht dadurch am reizvollsten: die in einem zurechtgezimmerten und festgeglaubten Hause der Erkenntniß wohnen. Der Eine in seinem eignen, der Andre im christlich-patristischen.

Es gehört eine ganz verschiedene Kraft und Beweglichkeit dazu, in einem unvollendeten System, mit freien unabgeschlossenen Aussichten, sich festzuhalten, als in einer dogmatischen Welt. Lionardo da Vinci steht höher als Michelangelo, Michelangelo höher als Raffael.

132.

Die erfinderische Kraft, welche Kategorien schafft, arbeitet im Dienste des Bedürfnisses, nämlich von Sicherheit, von schneller Verständlichkeit auf Grund fester Convention von Zeichen; — nicht um „metaphysische Wahrheit“ dreht es sich. — Die *Mächtigen* sind es, welche die *Namen* geben.

11802

133.

Descartes ist mir nicht radikal genug. Bei seinem Verlangen, Sicheres zu haben und „ich will nicht betrogen werden" thut es noth zu fragen „warum nicht?" Kurz, moralische Vorurtheile (oder Nützlichkeits-Gründe) zu Gunsten der Gewißheit gegen Schein und Ungewißheit. Darauf sehe ich die Philosophen an, von der Vedanta-Philosophie bis jetzt: warum dieser Haß auf das Unwahre, Böse, Schmerzhafte u. s. w.?

134.

Wir stehen anders zur „Gewißheit". Weil am längsten die Furcht dem Menschen angezüchtet worden ist und alles erträgliche Dasein mit dem „Sicherheits-Gefühl" begann, so wirkt das jetzt noch fort bei den Denkern. Aber sobald die äußere „Gefährlichkeit" der Existenz zurückgeht, entsteht eine Lust an der Unsicherheit, Unbegrenztheit der Horizont-Linien. Das Glück der großen Entdecker im Streben nach Gewißheit könnte sich jetzt in das Glück verwandeln, überall die Ungewißheit und das Wagniß nachzuweisen.

Ebenso ist die Ängstlichkeit des früheren Daseins der Grund, weshalb die Philosophen so sehr die Erhaltung (des ego oder der Gattung) betonen und als Prinzip fassen: während thatsächlich wir fortwährend Lotterie spielen gegen dies Prinzip. Hieher gehören alle Sätze des Spinoza: d. h. die G r u n d l a g e d e s e n g l i s c h e n U t i l i t a r i s m u s.

135.

Endlich — will man seine Meinungen nicht mehr loslassen: man hat eine Ahnung von der Spärlichkeit

unsres Gartens bekommen, und erwartet nicht viel Gutes, Neues mehr zu erwerben, — man entschließt sich zu lieben, was man bereits hat. Und wehe Dem, der uns jetzt solche liebgewollte Meinungen nehmen will!

136.

Es giebt Menschen, welche man mit erhabenen Gebärden überzeugt, aber mit Gründen mißtrauisch macht.

137.

Zeichen des unwissenschaftlichen Menschen: er hält eine Meinung für wahr, wenn sie ihm schmeichelt und er sich in ihrem Lichte gut ausnimmt.

138.

Es giebt schematische Köpfe, solche, welche einen Gedankencomplex dann für wahrer halten, wenn er sich in vorher entworfene Schemata oder Kategorien-Tafeln einzeichnen läßt. Der Selbst-Täuschungen auf diesem Gebiete giebt es unzählige: fast alle großen „Systeme“ gehören hierhin. Das Grundvorurtheil ist aber: daß die Ordnung, Übersichtlichkeit, das Systematische dem wahren Sein der Dinge anhaften müsse, umgekehrt die Unordnung, das Chaotische, Unberechenbare nur in einer falschen oder unvollständig erkannten Welt zum Vorschein komme, — kurz ein Irrthum sei —: — was ein moralisches Vorurtheil ist, entnommen aus der Thatsache, daß der wahrhaftige, zutrauenswürdige Mensch ein Mann der Ordnung, der Maximen, und im Ganzen etwas Berechenbares und Pedantisches zu sein

pflegt. Nun ist es aber ganz unbeweisbar, daß das An-sich der Dinge nach diesem Rezepte eines Muster-Beamten sich verhält.

139.

Eine neue Denkweise — welche immer eine neue Meßweise ist und das Vorhandensein eines neuen Maßstabes, einer neuen Empfindungs-Skala voraussetzt — will sich durchsetzen und sagt mit ihrem Feuer der ersten Liebe zu Allem, was ihr widerstrebt: „Das ist falsch“. In diesem Kampfe verfeinert sie sich, lernt sich vertheidigen und hat nöthig, um zu besiegen, dem Gegner seine Waffen abzulisten und seine Kunst abzulernen. „Das ist falsch“ heißt ursprünglich „ich glaube nicht daran“; noch feiner zugesehn: „ich fühle darin nicht wie ihr“, „ich mache mir Nichts daraus“, „ich begreife nicht, wie ihr nicht mit mir fühlen könnt“.

140.

Es läßt sich eine vollkommene Analogie führen zwischen dem Vereinfachen und Zusammendrängen zahlloser Erfahrungen auf General-Sätze und dem Werden der Samenzelle, welche die ganze Vergangenheit verkürzt in sich trägt: und ebenso zwischen dem künstlerischen Herausbilden aus zeugenden Grundgedanken bis zum „System“ und dem Werden des Organismus als einem Aus- und Fortdenken, als einer Rückerinnerung des ganzen vorherigen Lebens, der Rück-Vergegenwärtigung, Verleiblichung.

Kurz: das sichtbare organische Leben und das unsichtbare schöpferische seelische Walten und Denken enthalten einen Parallelismus: am „Kunstwerk“ kann

man diese zwei Seiten am deutlichsten als parallel demonstriren. — Inwiefern Denken, Schließen und alles Logische als Außenseite angesehen werden kann: als Symptom viel innerlicheren und gründlicheren Geschehens?

141.

Es giebt heute so viele oberflächliche Denker, welche beruhigt sind, eine Sache auf Gewöhnung und Vererbung zurückgeführt und damit erklärt zu haben. Aber „wie ist Gewohnheit möglich? Wie ist Vererbung möglich?"

142.

Die tausend Räthsel um uns würden uns nur interessiren, nicht quälen, wenn wir gesund und heiter genug im Herzen wären.

143.

Welche Wohlthat, daß so Vieles in der Natur zählbar und berechenbar ist! — kurz, daß unser fälschender beschränkter Menschen-Verstand nicht alle Gesetze vorgeschrieben hat — — —.

144.

„Ursache und Wirkung" ist keine Wahrheit, sondern eine Hypothese — und zwar eine solche, mit der wir die Welt uns vermenschlichen, unserm Gefühle näher bringen („Willen" wird hineinempfunden). Mit der atomistischen Hypothese machen wir die Welt unserm Auge und unsrer Berechnung zugleich zugänglich.

Es ist das Maß des wissenschaftlich starken Geistes, wie sehr er aushält, den Wahn absoluter Urtheile und

Schätzungen abzuweisen oder noch nöthig zu haben. Nämlich nicht *unsicher* werden! Und eine solche *Hypothese* mit einem zähen Willen *festhalten* und dafür leben!

145.

Dies Bedürfniß, fertig die Erkenntniß um sich zu haben, ist bei einer sehr entschlossnen Natur nicht vorhanden —

146.

Der *Causalismus*. — Dieses „Aufeinander" bedarf immer noch der *Auslegung*: „Naturgesetz" ist eine Auslegung u. s. w.

„Ursache und Wirkung" geht zurück auf den Begriff „*Thun und Thäter*". Diese Scheidung woher? —

Bewegung — als Symptom eines nicht-mechanischen Geschehens. Bei der mechanistischen Weltauffassung *stehen bleiben* — das ist, wie als ob ein Tauber die Partitur eines Werkes als Ziel nimmt.

Logik — ihr Wesen nicht entdeckt (= Kunst der *eindeutigen Bezeichnung*?).

147.

Der Glaube an Causalität geht zurück auf den Glauben, daß ich es bin, der wirkt, — auf die Scheidung der „Seele" von ihrer *Thätigkeit*. Also ein uralter Aberglaube!

148.

Die Bewegungen sind nicht „*bewirkt*" von einer „*Ursache*" (das wäre wieder der alte Seelen-Begriff!) — sie sind der Wille *selber*, aber nicht ganz und völlig!

149.

Die Zurückführung einer Wirkung auf eine Ursache ist: zurück auf ein Subjekt. Alle Veränderungen gelten als hervorgebracht von Subjekten. — Der Begriff „Veränderung“ setzt schon das Subjekt voraus, die Seele als Substanz.

150.

„Seele“ — zuletzt als „Subjektsbegriff“.

151.

„Es verändert sich“, „keine Veränderung ohne Grund“ — setzt immer schon ein Etwas voraus, das hinter der Veränderung steht und bleibt.

„Ursache“ und „Wirkung“: — psychologisch nachgerechnet ist es der Glaube, der sich im Verbum ausdrückt, Aktivum und Passivum, Thun und Leiden. Das heißt: die Trennung des Geschehens in ein Thun und Leiden, die Supposition eines Thuenden ist vorausgegangen. Der Glaube an den Thäter steckt dahinter: wie als ob, wenn alles Thun vom „Thäter“ abgerechnet würde, er selbst noch übrig bliebe. Hier soufflirt immer die Ich-Vorstellung: alles Geschehen ist als Thun ausgelegt worden: mit der Mythologie, ein dem „Ich“ entsprechendes Wesen — —

152.

Die Annahme von Atomen ist nur eine Consequenz vom Subjekt- und Substanz-Begriff: irgendwo muß es „ein Ding“ geben, von wo die Thätigkeit ausgeht. Das Atom ist der letzte Abkömmling des Seelenbegriffs.

153.

Die Gesetzmäßigkeit der Natur ist eine falsche humanitäre Auslegung. Es handelt sich um eine absolute Feststellung der Machtverhältnisse, um die ganze Brutalität, ohne die Milderung, welche im organischen Leben das Vorausnehmen der Zukunft, die Vorsicht und List und Klugheit, kurz der Geist mit sich bringt. Die absolute Augenblicklichkeit des Willens zur Macht regiert; im Menschen (und schon in der Zelle) ist diese Feststellung ein Prozeß, der bei dem Wachsthum aller Betheiligten sich fortwährend verschiebt — ein Kampf, vorausgesetzt daß man dies Wort so weit und tief versteht, um auch das Verhältniß des Herrschenden zum Beherrschten noch als ein Ringen, und das Verhältniß des Gehorchenden zum Herrschenden noch als ein Widerstreben zu verstehen.

154.

Aller Kampf — alles Geschehen ist ein Kampf — braucht Dauer. Was wir „Ursache" und „Wirkung" nennen, läßt den Kampf aus und entspricht folglich nicht dem Geschehen. Es ist consequent, die Zeit in Ursache und Wirkung zu leugnen.

155.

Der völlig gleiche Verlauf, aber die höhere Ausdeutung des Verlaufs!! — Die mechanistische Einerleiheit der Kraft, aber die Steigerung des Machtgefühls! „Das zweite Mal", — aber es giebt kein „zweites Mal". Die absolute Wirkungslosigkeit des inneren Gefühls der Macht als Causalität.

156.

Daß Ähnlichkeit der Form auf Verwandtschaft hinweist, Herkunft aus gemeinsamer Form, — daß Ähnlichkeit des Lautens bei Worten auf Verwandtschaft der Worte hinweist, ist eine Art zu folgern, bei der die inertia soufflirt: als ob es wahrscheinlicher wäre, daß eine Form Einmal, als daß sie mehreremal entstanden sei . . .

Die Succession von Erscheinungen, noch so genau beschrieben, kann nicht das Wesen des Vorgangs geben, — aber die Constanz des fälschenden Mediums (unser „Ich" —) ist mindestens da. Es ist, als ob Reime aus einer Sprache bei einer Übersetzung in eine andre verloren gehn: aber der Glaube hervorgerufen wird, daß in jener Ursprache es ein Gedicht in Reimen war. So erweckt die Folge, die Succession den Glauben an eine Art „Zusammenhang" jenseits des von uns gesehenen Wechsels.

157.

Das Wesentliche der organischen Wesen ist eine neue Auslegung des Geschehens: die perspektivische innere Vielheit, welche selber ein Geschehen ist.

158.

Die unbedingte Nothwendigkeit alles Geschehens enthält Nichts von einem Zwange: — Der steht hoch in der Erkenntniß, der dies gründlich eingesehn und eingefühlt hat. Aus seinem Glauben ergiebt sich kein Verzeihen und Entschuldigen; — ich streiche einen Satz durch, der mir mißrathen ist, so gut ich die Nothwendigkeit einsehe, vermöge deren er mir mißrieth: denn der

Lärm eines Karrens störte mich. So streichen wir Handlungen, unter Umständen Menschen durch, weil sie mißrathen sind. „Alles begreifen“ — das hieße alle perspektivischen Verhältnisse aufheben: das hieße Nichts begreifen, das Wesen des Erkennens verkennen.

Der interpretative Charakter alles Geschehens. Es giebt kein Ereigniß an sich. Was geschieht, ist eine Gruppe von Erscheinungen, ausgelesen und zusammengefaßt von einem interpretirenden Wesen.

159.

Alles Materielle ist eine Art von Bewegungssymptom für ein unbekanntes Geschehen: alles Bewußte und Gefühlte ist ebenfalls Symptom. Die Welt, die uns von diesen beiden Seiten her sich zu verstehen giebt, könnte noch viele andre Symptome haben. Es besteht kein nothwendiges Verhältniß zwischen Geist und Materie, als ob sie irgendwie die Darstellungsformen erschöpften und allein repräsentirten.

Bewegungen sind Symptome, Gedanken sind ebenfalls Symptome: die Begierden sind uns nachweisbar hinter Beidem, und die Grundbegierde ist der Wille zur Macht. — „Geist an sich“ ist Nichts, so wie „Bewegung an sich“ Nichts ist.

160.

Mißtrauen gegen die Selbstbeobachtung. Daß ein Gedanke Ursache eines Gedankens ist, ist nicht festzustellen. Auf dem Tisch unsres Bewußtseins erscheint ein Hintereinander von Gedanken, wie als ob ein Gedanke die Ursache des folgenden sei. Thatsächlich sehen wir den Kampf nicht, der sich unter dem Tische abspielt — —

161.

Die Gedanken sind Zeichen von einem Spiel und Kampf der Affekte: sie hängen immer mit ihren verborgenen Wurzeln zusammen.

162.

Wenn es überhaupt ein „An sich“ gäbe, was wäre dann das „An sich“ eines Gedankens?

163.

Alles, was in's Bewußtsein tritt, ist das letzte Glied einer Kette, ein Abschluß. Daß ein Gedanke unmittelbar Ursache eines andern Gedankens wäre, ist nur scheinbar. Das eigentliche verknüpfte Geschehen spielt sich ab unterhalb unsres Bewußtseins: die auftretenden Reihen und Nacheinander von Gefühlen, Gedanken u. s. w. sind Symptome des eigentlichen Geschehens! — Unter jedem Gedanken steckt ein Affekt. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Wille ist nicht geboren aus Einem bestimmten Triebe, sondern er ist ein Gesammtzustand, eine ganze Oberfläche des ganzen Bewußtseins und resultirt aus der augenblicklichen Macht-Feststellung aller der uns constituirenden Triebe, — also des eben herrschenden Triebes sowohl, als der ihm gehorchenden oder widerstrebenden. Der nächste Gedanke ist ein Zeichen davon, wie sich die gesammte Macht-Lage inzwischen verschoben hat.

„Wille“ — eine falsche Verdinglichung.

164.

Der Kampf als das Mittel des Gleichgewichts.

165.

Psychologischer Ausgangspunkt: — Unser Denken und Werthschätzen ist nur ein Ausdruck für dahinter waltende Begehrungen.

Die Begehrungen spezialisiren sich immer mehr: ihre Einheit ist der Wille zur Macht (um den Ausdruck vom stärksten aller Triebe herzunehmen, der alle organische Entwicklung bis jetzt dirigirt hat).

Reduktion aller organischen Grundfunktionen auf den Willen zur Macht.

Frage, ob er nicht das mobile ebenfalls in der unorganischen Welt ist? Denn in der mechanistischen Welt-Auslegung bedarf es immer noch eines mobile.

„Naturgesetz“: als Formel für die unbedingte Herstellung der Macht-Relationen und -Grade.

Die mechanische Bewegung ist nur ein Ausdrucksmittel eines inneren Geschehens.

„Ursache und Wirkung.“

Verwandlungen des Willens zur Macht, seine Ausgestaltungen, seine Spezialisirungen — parallel der morphologischen Entwicklung darzustellen!

166.

Mit der Sprache sollen Zustände und Begehrungen bezeichnet werden: also Begriffe sind Zeichen zum Wiedererkennen. Die Absicht auf Logik liegt nicht darin; das logische Denken ist ein Auflösen. Aber jedes Ding, das wir „begreifen“, jeder Zustand, ist eine Synthesis, die man nicht „begreifen“, wohl aber bezeichnen kann: und auch das nur, indem man eine gewisse Ähnlichkeit mit Dagewesenem anerkennt. „Unwissenschaftlich“ ist jede innere geistige Aktion thatsächlich, auch jedes Denken.

167.

Arbeitstheilung, Gedächtniß, Übung, Gewohnheit, Instinkt, Vererbung, Vermögen, Kraft — alles Worte, mit denen wir Nichts erklären, aber wohl bezeichnen und andeuten.

168.

Die Worte bleiben: die Menschen glauben, auch die damit bezeichneten Begriffe!

Es fehlen uns viele Begriffe, um Verhältnisse auszudrücken: wie schnell sind wir mit „Herr und Diener“ „Vater und Kind“ u. s. w. fertig!

Grundmißverständniß: ein Mensch legt nach sich jeden Andern aus; daher Mißverständniß vieler Tugenden und Affekte, die einer höheren Art eignen. Selbst derselbe Mensch versteht sich falsch, wenn er in einem niederen Augenblick auf seine hohen Festzeiten zurückblickt. „Selbst-Erniedrigung“, „Demuth“.

169.

Nach wissenschaftlichem Maße gemessen, ist der Werth jedes sittlichen Werthurtheils von Mensch über Mensch sehr gering: es ist ein Tasten und Tappen und viel Wahn und Unwissenheit in *jedem* Wort.

170.

Das menschliche *Begreifen* — welches zuletzt nur ein Auslegen nach uns und unsern Bedürfnissen ist — steht im Verhältniß zum Range, den der Mensch in der Ordnung aller Wesen einnimmt. Es möge als Beispiel

dienen, wie viel der Finger von Dem weiß, was der Klavierspieler mit ihm ausführt. Er wird Nichts als mechanische Vorgänge spüren und diese logisch combiniren. Auch unter Menschen üben die Niederen ihre Kräfte ohne Ahnung, wozu sie im Großen Ganzen dienen. Die gesammte physische Causalität ist hundertfältig ausdeutbar, jenachdem ein Mensch oder andre Wesen sie ausdeuten. — Für gröbere Arten Mensch war die menschliche Art von Güte oder Gerechtigkeit oder Weisheit nachweisbar aus der Natur. Indem feinere, geistigere Menschen jetzt diese Nachweisbarkeit ablehnen, thun sie es, weil ihr Begriff von Güte, Gerechtigkeit und Weisheit gewachsen ist. Der Atheismus ist die Folge einer Erhöhung des Menschen: im Grunde ist er schamhafter, tiefer, bescheidner vor der Fülle des Ganzen geworden; er hat seine Rangordnung besser begriffen. Je weiter unsre Kenntniß wächst, umsomehr empfindet sich der Mensch in seinem Winkel. Die unverschämtesten und festesten Glaubensartikel, die wir in uns tragen, stammen aus der Zeit der größten Unwissenheit, z. B. daß unser Wille „Ursache“ sei u. s. w. Wie naiv tragen wir unsre moralischen Werthschätzungen in die Dinge, z. B. wenn wir von Naturgesetzen reden! Es möchte nützlich sein, einmal den Versuch einer völlig verschiedenen Ausdeutungsweise zu machen: damit durch einen erbitterten Widerspruch begriffen werde, wie sehr, unbewußt, unser moralischer Kanon (Vorzug von Wahrheit, Gesetz, Vernünftigkeit u. s. w.) in unsrer ganzen sogenannten Wissenschaft regiert.

Populär ausgedrückt: Gott ist widerlegt, aber der Teufel nicht: und alle göttlichen Funktionen gehören mit hinein in sein Wesen: das Umgekehrte gieng nicht!

Er täuscht, er schafft täuschende Intellekte.

Er zerstört mit Vorliebe.

Er verdirbt, indem er die Besten antreibt zur höchsten Veredelung.

171.

Derselbe Text erlaubt unzählige Auslegungen: es giebt keine „richtige“ Auslegung.

172.

Alle Bewegungen sind als Gebärden aufzufassen, als eine Art Sprache, wodurch sich die Kräfte verstehn. In der unorganischen Welt fehlt das Mißverständniß, die Mittheilung scheint vollkommen. In der organischen Welt beginnt der Irrthum. „Dinge“, „Substanzen“, Eigenschaften, Thätig„keiten“ — das alles soll man nicht in die unorganische Welt hineintragen! Es sind die spezifischen Irrthümer, vermöge deren die Organismen leben. Problem von der Möglichkeit des „Irrthums“?

Der Gegensatz ist nicht „falsch“ und „wahr“, sondern „Abkürzungen der Zeichen“ im Gegensatz zu den Zeichen selber. Das Wesentliche ist: die Bildung von Formen, welche viele Bewegungen repräsentiren, die Erfindung von Zeichen für ganze Arten von Zeichen.

Alle Bewegungen sind Zeichen eines inneren Geschehens; und jedes innere Geschehen drückt sich aus in solchen Veränderungen der Formen. Das Denken ist noch nicht das innere Geschehen selber, sondern ebenfalls nur eine Zeichensprache für den Macht-Ausgleich von Affekten.

Die Vermenschlichung der Natur — die Auslegung nach uns.

173.

Von jedem unsrer Grundtriebe aus giebt es eine verschiedne perspektivische Abschätzung alles Geschehens und Erlebens. Jeder dieser Triebe fühlt sich in Hinsicht auf jeden andern gehemmt oder gefördert, geschmeichelt, jeder hat sein eignes Entwicklungsgesetz (sein Auf und Nieder, sein Tempo u. s. w.) — und dieser ist absterbend, wenn jener steigt.

Der Mensch als eine Vielheit von „Willen zur Macht“: jeder mit einer Vielheit von Ausdrucksmitteln und Formen. Die einzelnen angeblichen „Leidenschaften“ (z. B. der Mensch ist grausam) sind nur *fiktive Einheiten*, insofern Das, was von den verschiedenen Grundtrieben her als *gleichartig* in's Bewußtsein tritt, synthetisch zu einem „Wesen“ oder „Vermögen“, zu einer Leidenschaft zusammengedichtet wird. Ebenso also wie die „Seele“ selber ein *Ausdruck* für alle Phänomene des Bewußtseins ist: den wir aber als *Ursache aller dieser Phänomene auslegen* (das „Selbstbewußtsein“ ist fiktiv!).

174.

Die Selbst-Bespiegelung des Geistes, das Geknarre des logischen Räderwerks, die Aufdröselung der Instinkte.

Gesetzt: ihr hättet Alles in Formeln aufgelöst: was wäre dann? Sollen wir mit schlechtem Gewissen *leben*?

Ich bewundre die großen *Fälschungen* und *Ausdeutungen*: sie heben uns über das Glück des Thiers empor.

Die Überschätzung der Wahrhaftigkeit, in Kreisen des Heerdenthiers, hat guten Sinn. Sich nicht betrügen lassen — und folglich nicht betrügen.

Daß an sich der Wahrhaftige mehr werth sei, als der Lügner, ist aus Nichts zu erweisen: und vorausgesetzt, daß das Leben auf einem consequenten Getäuscht-werden beruht, so könnte ein consequenter Lügner unter Umständen zu den höchsten Ehren kommen. Daß man schädigt, indem man nicht „die Wahrheit sagt", ist eine Naivetät. Wenn der Werth des Lebens in gut geglaubten Irrthümern liegt, liegt das Schädigende im „Wahrheitsagen".

175.

Wie entsteht die perspektivische Sphäre und der Irrthum? Insofern, vermöge eines organischen Wesens, sich nicht ein Wesen, sondern der Kampf selber erhalten will, wachsen will und sich bewußt sein will.

Das, was wir „Bewußtsein" und „Geist" nennen, ist nur ein Mittel und Werkzeug, vermöge dessen nicht ein Subjekt, sondern ein Kampf sich erhalten will.

Der Mensch ist das Zeugniß, welche ungeheuren Kräfte in Bewegung gesetzt werden können durch ein kleines Wesen vielfachen Inhalts (oder durch einen perennirenden Kampf, concentrirt auf viele kleine Wesen).

Wesen, die mit Gestirnen spielen —

176.

Alle unsre bewußten Motive sind Oberflächen-Phänomene: hinter ihnen steht der Kampf unsrer Triebe und Zustände, — der Kampf um die Gewalt.

177.

Philosophische Nachwirkung des Alterthums: — „Zweck", — Gott und Mensch (der Standpunkt vor

Copernicus), — Lust als Motiv, — die Logik, die Überschätzung des Bewußtseins, — die Seele.

Es giebt so wenig „Ding an sich“ als es „absolute Erkenntniß“ geben kann. An Stelle der Grundwahrheiten stelle ich Grundwahrscheinlichkeiten, — vorläufig angenommene Richtschnuren, nach denen gelebt und gedacht wird. Diese Richtschnuren nicht willkürlich, sondern entsprechend einem Durchschnitt einer Gewöhnung. Die Gewöhnung ist die Folge einer Auswahl, welche meine verschiedenen Affekte getroffen haben, welche sich alle dabei wohlbefinden und erhalten wollten.

178.

Wie die skeptischen, an der Unsicherheit leidenden Zeitalter zu einem starren Glauben übergehn: andrerseits Menschen mit einem Widerwillen gegen vorzeitige Dogmen und Einengungen nur langsam und spät sich einen Gesammt-Glauben abzwingen lassen (weil sie an der Unsicherheit nicht leiden, sondern Lust haben). Diese letztern Arten von abgezwungnem Gesammt-Glauben und Generalisation haben entscheidenden Werth: sie sind trotz des Gegenhangs gewachsen. Über den Ursprung der systematischen Conceptionen: a) aus den schematischen Köpfen, b) aus dem Leiden an der Ungewißheit, c) seltnerer Fall: bei Solchen, die ungern schematisiren und incerti amici sind.

179.

Die vorläufigen Wahrheiten. — Es ist etwas Kindisches oder gar eine Art Betrügerei, wenn jetzt ein Denker ein Ganzes von Erkenntniß, ein System hinstellt;

— wir sind zu gut gewitzigt, um nicht den tiefsten Zweifel an der *Möglichkeit* eines solchen Ganzen in uns zu tragen. Es ist genug, wenn wir über ein Ganzes von *Voraussetzungen der Methode* übereinkommen, — über „vorläufige Wahrheiten“, nach deren Leitfaden wir arbeiten wollen: so wie der Schifffahrer im Weltmeer eine gewisse Richtung festhält.

180.

Beweis der Hypothese und Erklärung *auf Grund* der Hypothese — nicht zu verwechseln!

181.

Hauptsatz: Keine rückläufigen Hypothesen! Lieber ein Zustand der ἐποχή! Und möglichst viel Einzel-Beobachtungen! Zuletzt: wir mögen erkennen, *was* wir wollen, hinter allen unseren Arbeiten steht eine *Nützlichkeit* oder Unnützlichkeit, *die wir nicht übersehen*. Es *giebt* darin kein Belieben, sondern Alles ist absolut nothwendig: und das Loos der Menschheit ist längst entschieden, weil es schon ewig *dagewesen* ist. Unsre eifrigste Anstrengung und Vorsicht gehört mit hinein in das Fatum aller Dinge; und ebenso jede Dummheit. Wer sich vor diesem Gedanken verkriecht, der ist eben damit auch Fatum. Gegen den Gedanken der Nothwendigkeit giebt es keine Zuflucht.

182.

Um mich zu erhalten, habe ich meine schirmenden Instinkte von Verachtung, Ekel, Gleichgültigkeit u. s. w.,

— sie treiben mich in die Einsamkeit: in der Einsamkeit aber, wo ich Alles als nothwendig verbunden fühle, ist mir jedes Wesen göttlich.

Um irgend Etwas schätzen und lieben zu können, muß ich es begreifen als absolut nothwendig verbunden mit Allem, was ist, — also um seinetwillen muß ich alles Dasein gutheißen und dem Zufalle Dank wissen, in dem so kostbare Dinge möglich sind.

183.

Um zu leben, muß man schätzen. Etwas schätzen hat als Consequenz: Alles gutheißen, — also auch das Geringgeschätzte, Verabscheute: d. h. zugleich schätzen und nichtschätzen. — Skepsis: also das Recht- und Unrechtschätzen als sich bedingend schätzen.

184.

Grundsatz: jedes Erlebniß, in seine Ursprünge zurückverfolgt, setzt die ganze Vergangenheit der Welt voraus, — Ein Faktum gut heißen, heißt Alles billigen! Aber indem man Alles billigt, billigt man auch alle vorhandenen und gewesenen Billigungen und Verwerfungen!

185.

Den ungeheuer zufälligen Charakter aller Combinationen erweisen: daraus folgt, daß jede Handlung eines Menschen einen unbegrenzt großen Einfluß hat auf alles Kommende. Dieselbe Ehrfurcht, die er, rückwärts schauend, dem ganzen Schicksal weiht, hat er sich selber mit zu weihen. Ego fatum!

186.

Meine Vollendung des Fatalismus 1) durch die ewige Wiederkunft und Präexistenz, 2) durch die Elimination des Begriffs „Wille“.

187.

Darin, daß die Welt ein göttliches Spiel sei und jenseits von Gut und Böse — habe ich die Vedanta-Philosophie und Heraklit zum Vorgänger.

188.

Die *Widerlegung* Gottes: — eigentlich ist nur der *moralische* Gott widerlegt.

189.

Philosophie als Liebe zur Weisheit, hinauf zu dem Weisen als dem Beglücktesten, Mächtigsten, der *alles Werden* rechtfertigt und wieder will, — nicht Liebe zu den Menschen, oder zu Göttern, oder zur Wahrheit, sondern *Liebe zu einem Zustand, einem geistigen und sinnlichen Vollendungs-Gefühl*: ein Bejahen und Gutheißen aus einem überströmenden Gefühle von gestaltender Macht. Die große Auszeichnung.

190.

Die *Unlust* am Menschen verleitete die Brahmanen, Plato u. s. w., nach einer *außermenschlichen, göttlichen* Daseinsform zu trachten — jenseits von Raum, Zeit, Vielheit u. s. w. Die Unlust bezog sich auf das

Inconstante, Täuschende, Wechselnde, „Stinkende“ u. s. w. Thatsächlich gab den Anlaß zur Lösung 1) die Ekstase, 2) der tiefe Schlaf.

Nun könnte aber auch einmal das Lust- und Machtgefühl des Menschen nach einer weiteren Daseinsform trachten, — eine Denkweise suchen, welche auch dem Inconstanten, Täuschenden, Wechselnden u. s. w. sich gewachsen fühlte, — die schaffende Lust. Grundsatz dabei: das Unbedingte kann nicht das Schaffende sein. Nur das Bedingte kann bedingen.

Thatsächlich ist die vorhandene Welt, die uns etwas angeht, von uns geschaffen — von uns, d. h. von allen organischen Wesen —, sie ist ein Erzeugniß des organischen Prozesses, welcher dabei als produktiv-gestaltend, werth-schaffend erscheint. Von ihm als Ganzem aus gesehen, ist alles Gut und Böse nur perspektivisch für Einzelnes oder einzelne Theile des Prozesses; im Ganzen aber ist alles Böse so nothwendig wie das Gute, der Untergang so nothwendig wie das Wachsthum.

Die Welt des Unbedingten, wenn es existirte, wäre das Unproduktive. Aber man muß endlich begreifen, daß Existent und Unbedingt widersprechende Prädikate sind.

191.

Aus dem Unbedingten kann nichts Bedingtes entstehen. Nun aber ist Alles, was wir kennen, bedingt. Folglich giebt es gar kein Unbedingtes, — es ist eine überflüssige Annahme.

192.

Das *Unbedingte* ist nur logisch gezogen aus dem Bedingten, wie das *Nichts* aus dem Sein. — Als „unbedingend“ —

193.

Ich betrachte alle metaphysischen und religiösen Denkweisen als Folge einer Unzufriedenheit *am Menschen* und eines Triebes nach einer höheren, übermenschlichen Zukunft, — nur daß die Menschen *sich* in's Jenseits flüchten wollten: statt an der Zukunft zu bauen. *Ein Mißverständniß der höheren Naturen, die am häßlichen Bilde des Menschen leiden.*

194.

Die Grenzen des Menschen. Der Versuch zu machen, wie hoch und weit man den Menschen treiben kann: —

195.

Der uralte Fehlschluß auf eine erste Ursache, auf einen Gott als Ursache der Welt. Aber *unser* eigenes Verhalten zur Welt, unser tausendfältig schaffendes Verhalten in jedem Augenblick zeigt richtiger, daß *Schaffen* zu den unveräußerlichen und beständigen Eigenschaften der Welt selber gehört: — um die Sprache der Mythologen nicht zu verschmähen.

196.

„*Welt-Eroberung.*“ — Auf welchem Wege der Mensch sich bisher die Dinge zu unterwerfen suchte. Die Grenzen, wo er nicht weiter konnte und sich unter-

warf (Moira, „Gott“). Die „Herrscher“ noch einmal als Welt-Herrscher in die Dinge hineingeträumt. — Tröstungen. Ergebung.

197.

Wenn kein Ziel in der ganzen Geschichte der menschlichen Geschicke liegt, so müssen wir eins hineinstecken: gesetzt nämlich, daß ein Ziel uns *nöthig* ist und uns andrerseits die Illusion eines immanenten Zieles und Zwecks durchsichtig geworden ist. Und wir haben Ziele deshalb nöthig, weil wir einen Willen nöthig haben — der unser Rückgrat ist. „Wille“ als Schadenersatz für „Glaube“, d. h. für die Vorstellung, daß es einen *göttlichen Willen* giebt, einen, der etwas mit uns vorhat . . .

198.

Von der Augenscheinwelt führen die Brahmanen und Christen ab, weil sie dieselbe für böse halten (*fürchten* —); aber die Wissenschaftlichen arbeiten im Dienste des Willens zur *Überwältigung der Natur*.

199.

Wenn wir unsre Sinne um das Zehnfache verschärften oder abstumpften, würden wir zu Grunde gehn. Die Art des Sinnes steht im Verhältniß zu einem Quantum von Erhaltungs-Möglichkeit. Ebenso was wir als groß, als klein, als nah, als fern empfinden. Unsre „Formen“ — daran ist Nichts, was andere Wesen wahrnehmen könnten als der Mensch: — unsre Existenz-Bedingungen schreiben die allgemeinsten Gesetze vor, innerhalb derer wir Formen, Gestalten, Gesetze sehn, sehn *dürfen* . . .

200.

Die Naturwissenschaft will mit ihren Formeln die Überwältigung der Naturkräfte lehren: sie will nicht eine „wahrere“ Auffassung an Stelle der empirisch-sinnlichen setzen (wie die Metaphysik).

201.

Alle Tendenzen haben nur auf einen gewissen Gesichtskreis hin Sinn: z. B. es ist werthvoll, wenn die Vernunft verfeinert wird, es ist auch werthvoll, wenn sie vergröbert wird: der Weise begreift die Nothwendigkeit entgegengesetzter Maßstäbe, er will den buntesten Zufall unter vielen Gegensätzen.

202.

Bisheriger Verlauf der Philosophie: man wollte die Welt erklären, aus Dem, was uns selber klar ist, — wo wir selber glauben zu verstehen. Also bald aus dem Geiste oder der Seele, oder dem Willen, oder als Vorstellung, Schein, Bild, oder vom Auge aus (als optisches Phänomen, Atome, Bewegungen), oder aus Zwecken, oder aus Stoß und Zug, d. h. unserm Tast-Sinn. Oder aus unsern Werthschätzungen heraus, als Gott der Güte, Gerechtigkeit u. s. w., oder aus unseren ästhetischen Werthschätzungen. Genug, auch die Wissenschaft thut, was der Mensch immer gethan: Etwas von sich, das ihm als verständlich, als wahr gilt, zur Erklärung alles Andern benutzen, — Vermenschlichung in summa. Es fehlt noch die große Synthese, und auch die Einzel-Arbeit ist noch ganz im Werden, z. B. die Reduktion

der Welt auf optische Phänomene (Atome). Wir legen den Menschen hinein — das ist Alles; wir schaffen immerfort diese vermenschlichte Welt. Es sind Versuche darüber, welches Verfahren am meisten Schluß-Kraft hat (z. B. mechanisch).

203.

Meine Voraussetzungen:

1) keine End-„Ursachen“. Selbst bei menschlichen Handlungen erklärt die Absicht das Thun gar nicht;

2) die „Absicht“ trifft das Wesen der Handlung nicht, folglich ist die moralische Beurtheilung der Handlungen nach Absichten falsch;

3) „Seele“ als Vielheit der Affekte, mit Einem Intellekte, mit unsicheren Grenzen;

4) die mechanische Welt-Erklärung hat Alles, auch das organische Leben ohne Lust, Unlust, Denken u. s. w. zu erklären: also keine „beseelten Atome“! — sie sucht für das Auge alles Geschehen anschaulich zu machen. „Berechenbarkeit“ zu praktischen Zwecken will sie! —

5) es giebt gar keine selbstlosen Handlungen!

204.

Das Ganze der organischen Welt ist die Aneinanderfädelung von Wesen mit erdichteten kleinen Welten um sich: indem sie ihre Kraft, ihre Begierden, ihre Gewohnheiten in den Erfahrungen außer sich heraussetzen, als ihre Außenwelt. Die Fähigkeit zum Schaffen (Gestalten, Erfinden, Erdichten) ist ihre Grundfähigkeit: von sich selber haben sie natürlich ebenfalls nur eine solche falsche, erdichtete, vereinfachte Vorstellung.

„Ein Wesen mit der Gewohnheit zu einer Art von Regel im Traume“ — das ist ein lebendiges Wesen. Ungeheure Mengen solcher Gewohnheiten sind schließlich so hart geworden, daß auf ihnen hin Gattungen leben. Wahrscheinlich stehen sie in einem günstigen Verhältniß zu den Existenz-Bedingungen solcher Wesen.

Unsere Welt als Schein, Irrthum; — aber wie ist Schein und Irrthum möglich? (Wahrheit bezeichnet nicht einen Gegensatz zum Irrthum, sondern die Stellung gewisser Irrthümer zu anderen Irrthümern, etwa, daß sie älter, tiefer einverleibt sind, daß wir ohne sie nicht zu leben wissen, und dergleichen.)

Das Schöpferische in jedem organischen Wesen, was ist das? — Daß alles Das, was jedem seine „Außenwelt“ ist, eine Summe von Werthschätzungen darstellt; daß grün, blau, roth, hart, weich, vererbte Werthschätzungen und deren Abzeichen sind;

— daß die Werthschätzungen in irgend einem Verhältniß zu den Existenzbedingungen stehn müssen, doch lange nicht so, daß sie wahr wären, oder präzis wären. Das Wesentliche ist gerade ihr Ungenaues, Unbestimmtes, wodurch eine Art Vereinfachung der Außenwelt entsteht — und gerade diese Sorte von Intelligenz ist günstig zur Erhaltung;

— daß der Wille zur Macht es ist, der auch die unorganische Welt führt, oder vielmehr, daß es keine unorganische Welt giebt. Die „Wirkung in die Ferne“ ist nicht zu beseitigen: Etwas zieht etwas Anderes heran, Etwas fühlt sich gezogen. Dies ist die Grundthatsache: dagegen ist die mechanistische Vorstellung von Druck und Stoß nur eine Hypothese auf Grund des Augenscheins und des Tastgefühls — mag sie uns

als eine regulative Hypothese für die Welt des Augenscheins gelten!

— daß, damit dieser Wille zur Macht sich äußern könne, er jene Dinge wahrnehmen muß, welche er zieht, daß er fühlt, wenn sich ihm Etwas nähert, das ihm assimilirbar ist.

Die angeblichen „Naturgesetze“ sind die Formeln für Machtverhältnisse.

Die mechanistische Denkweise ist eine Vordergrunds-Philosophie. Sie erzieht zur Feststellung der Formeln, sie bringt eine große Erleichterung mit sich —

Die verschiedenen philosophischen Systeme sind als Erziehungsmethoden des Geistes zu betrachten: sie haben immer eine besondere Kraft des Geistes am besten ausgebildet, mit ihrer einseitigen Forderung, die Dinge gerade so und nicht anders zu sehn.

205.

Die mechanistische Vorstellung, als regulatives Prinzip der Methode voranzustellen. Nicht als die bewiesenste Weltbetrachtung, sondern als die, welche die größte Strenge und Zucht nöthig macht und am meisten alle Sentimentalität beiseite wirft. Zugleich eine Probe für das physische und seelische Gedeihen: mißrathene, willensschwache Rassen gehen daran zu Grunde, durch Sinnlichkeit oder durch Melancholie oder, wie Inder, durch Beides.

206.

Sieg der antiteleologischen, mechanistischen Denkweise als regulativer Hypothese: 1) weil mit ihr allein Wissenschaft möglich ist, 2) weil sie am wenigsten voraus-

setzt und unter allen Umständen erst ausprobirt werden muß: — was ein paar Jahrhunderte braucht —

207.

Die Methode der mechanischen Weltbetrachtung ist einstweilen bei Weitem die *redlichste*: der gute Wille zu Allem, das sich controlirt, alle logischen Control-Funktionen, alles Das, was nicht lügt und betrügt, ist da in Thätigkeit.

208.

In der Mathematik giebt es kein *Begreifen*, sondern nur ein *Feststellen von Nothwendigkeiten*: von Verhältnissen, welche nicht wechseln, von Gesetzen *im* Sein. Eine *mechanische Weltanschauung* d. h. eine solche, bei der zuletzt auf ein Begreifen verzichtet wird. Wir „begreifen" nur, wo wir *Motive* verstehen. Wo es keine Motive giebt, da hört das Begreifen auf.

Meine Absicht in Betreff auch der zweckmäßigsten Handlungen ist: zu zeigen, daß unser „Begreifen" auch da ein Schein und *Irrthum* ist.

209.

Der Werth der Atomistik ist: Sprache und Ausdrucksmittel zu finden für *unsere* Gesetze.

210.

„Wissenschaft" (wie man sie heute übt) ist der Versuch, für alle Erscheinungen eine gemeinsame Zeichensprache zu schaffen, zum Zwecke der leichtern *Berechenbar-*

keit und folglich Beherrschbarkeit der Natur. Diese Zeichensprache, welche alle beobachteten „Gesetze“ zusammenbringt, erklärt aber Nichts, — es ist nur eine Art kürzester (abgekürztester) Beschreibung des Geschehens.

211.

Die mathematischen Physiker können die Klümpchen-Atome nicht für ihre Wissenschaft brauchen: folglich construiren sie sich eine Kraft-Punkte-Welt, mit der man rechnen kann. Ganz so, im Groben, haben es die Menschen und alle organischen Geschöpfe gemacht: nämlich so lange die Welt zurecht gelegt, zurecht gedacht, zurecht gedichtet, bis sie dieselbe brauchen konnten, bis man mit ihr „rechnen“ konnte.

212.

Die mechanische Kraft ist uns nur als ein Widerstandsgefühl bekannt: und dieses wird mit Druck und Stoß nur sinnfällig ausgelegt, nicht erklärt.

Welcher Art ist der Zwang, den eine stärkere Seele auf eine schwächere ausübt? — Und es wäre möglich, daß der anscheinende „Ungehorsam“ gegen die höhere Seele im Nichtverstehen ihres Willens beruhte; z. B. ein Fels läßt sich nicht commandiren. Aber — es bedarf eben einer langsamen Grad- und Rangverschiedenheit: nur die Nächst-verwandten können sich verstehen und folglich kann es hier Gehorsam geben.

Ob es möglich, alle Bewegungen als Zeichen eines seelischen Geschehens zu fassen? Naturwissenschaft als eine Symptomatologie —. Es ist vielleicht falsch, weil die Lebensgebilde sehr kleine sind (Zellen z. B.), um nach noch kleineren Einheiten, „Kraft-Punkten“ u. s. w. zu suchen.

213.

Die Entwicklung der mechanistisch-atomistischen Denkweise ist sich heute ihres nothwendigen Ziels immer noch nicht bewußt: — das ist mein Eindruck, nachdem ich lange genug ihren Anhängern zwischen die Finger gesehen habe. Sie wird mit der Schaffung eines Systems von Zeichen endigen: sie wird auf Erklären verzichten, sie wird den Begriff „Ursache und Wirkung“ aufgeben.

214.

Die wissenschaftliche Genauigkeit ist bei den oberflächlichsten Erscheinungen am ersten zu erreichen, also wo gezählt, gerechnet, getastet, gesehn werden kann, wo Quantitäten constatirt werden können. Also die armseligsten Bereiche des Daseins sind zuerst fruchtbar angebaut worden. Die Forderung, Alles müsse mechanistisch erklärt werden, ist der Instinkt, als ob die werthvollsten und fundamentalsten Erkenntnisse gerade da am ersten gelungen wären: was eine Naivetät ist. Thatsächlich ist uns Alles, was gezählt und gegriffen werden kann, wenig werth: wo man nicht hinkommt mit dem „Begreifen“, das gilt uns als „höher“. Logik und Mechanik sind nur auf das Oberflächlichste anwendbar: eigentlich nur eine Schematisir- und Abkürzungskunst, eine Bewältigung der Vielheit durch eine Kunst des Ausdrucks, — kein „Verstehen“, sondern ein Bezeichnen zum Zweck der Verständigung. Die Welt auf die Oberfläche reduzirt denken, heißt: sie zunächst „begreiflich“ machen.

Logik und Mechanik berühren nie die Ursächlichkeit — —

215.

Der Glaube an Ursache und Wirkung, und die Strenge darin, ist das Auszeichnende für die wissenschaftlichen Naturen, welche darauf aus sind, die Menschenwelt zu formuliren, das Berechenbare festzustellen. Aber die mechanistisch-atomistische Welt-Betrachtung will Zahlen. Sie hat noch nicht ihren letzten Schritt gethan: der Raum als Maschine, der Raum endlich, — damit ist aber Bewegung unmöglich: Boscovich — die dynamische Welt-Betrachtung.

216.

Die mechanistische Welt-Erklärung ist ein Ideal: mit so Wenig als möglich möglichst Viel zu erklären, d. h. in Formeln zu bringen. Nöthig noch: die Leugnung des leeren Raumes; der Raum bestimmt und begrenzt zu denken; ebenso die Welt als ewig sich wiederholend.

217.

Raum eine Abstraktion: an sich giebt es keinen Raum, namentlich giebt es keinen leeren Raum. Vom Glauben an den „leeren Raum" stammt viel Unsinn. —

Daß wir einen Zeit-Instinkt haben, einen Raum-Instinkt, einen Gründe-Instinkt, das hat Nichts mit Zeit, Raum und Causalität zu thun.

218.

Der Raum beim Haschisch-Rauchen viel ausgedehnter, weil viel mehr gesehn wird im gleichen Zeitraum als sonst. Abhängigkeit des Raumgefühls von der Zeit.

219.

Seien wir mißtrauisch gegen alle anscheinende „Gleichzeitigkeit“! Es schieben sich da Zeit-Bruchstücke ein, welche nur nach einem groben Maße, z. B. unserem menschlichen Zeitmaße klein heißen dürfen; in abnormen Zuständen, z. B. als Haschisch-Raucher oder im Augenblick der Lebensgefahr bekommen aber auch wir Menschen einen Begriff davon, daß in einer Sekunde unsrer Taschenuhr tausend Gedanken gedacht, tausend Erlebnisse erlebt werden können. Wenn ich das Auge aufmache, steht die sichtbare Welt da, scheinbar sofort: inzwischen aber ist etwas Ungeheures geschehen, ein Vielerlei von Geschehen: — erstens, zweitens, drittens: doch hier mögen die Physiologen reden!

220.

Daß „Kraft“ und „Raum“ nur zwei Ausdrücke und verschiedene Betrachtungsarten derselben Sache sind: daß „leerer Raum“ ein Widerspruch ist, ebenso wie „absoluter Zweck“ (bei Kant), „Ding an sich“ (bei Kant), „unendliche Kraft“, „blinder Wille“ —

221.

Die Naturwissenschaften haben sich in's Bockshorn jagen lassen mit der Rede von der „Erscheinungswelt“; es waltet da ein ganz mythologischer Begriff „reines Erkennen“, mit dem da gemessen wird. Das ist „hölzernes Eisen“ so gut wie „Ding an sich“. Die bisherigen Philosophen haben als ihr Hauptproblem meistens eine contradictio in adjecto.

222.

Wo es keinen Irrthum giebt, dies Reich steht höher: das Unorganische als die individualitätslose Geistigkeit. Das organische Geschöpf hat seinen Seh-Winkel von Egoismus, um erhalten zu bleiben. Es darf nur soweit denken, als es seiner Erhaltung frommt. Ein Dauerprozeß mit Wachsthum, Zeugung u. s. w.

223.

Die Gedanken sind Kräfte. Die Natur ergiebt sich als eine Menge von Relationen von Kräften: es sind Gedanken, logisch absolut sichere Prozesse, es fehlt alle Möglichkeit des Irrthums. Unsre Wissenschaft hat den Gang gemacht, überall logische Formeln und nichts Weiteres ausfindig zu machen.

Alle diese Bewegungsvorgänge, die wir sehen oder fast sehen (Atome), sind Consequenzen.

1. Die unzerstörbare Einerleiheit der Kraft, der Raum mit der Funktion Kraft. Alles Mechanik.

2. Die Mechanik im Grunde Logik.

3. Die Logik unableitbar. Wie ist der Irrthum möglich? Richtiger: Erhaltungsgesetze für Dauer-Prozesse setzen perspektivische Illusion voraus.

224.

Wenn die Mechanik nur eine Logik ist, so folgt auch für sie, was für alle Logik gilt: sie ist eine Art Rückgrat für Wirbelthiere, nichts an-sich-Wahres.

225.

Hegel's gothische Himmelstürmerei (— Nachzüglerei). Versuch, eine Art Vernunft in die Entwicklung zu bringen: — ich, am entgegengesetzten Punkte, sehe in der Logik selber noch eine Art von Unvernunft und Zufall. Wir bemühen uns zu erkennen, wie bei der allergrößten Unvernunft, nämlich ganz ohne Vernunft, die Entwicklung bis herauf zum Menschen vor sich gegangen ist.

226.

Es hat Jeder vielleicht seinen Maßstab für Das, was ihm als „oberflächlich" gilt: wohlan, ich habe den meinen (einen groben, einfältigen Maßstab zu meinem Hausgebrauch, wie er mir in die Hand paßt), — mögen Andere ein Recht auf kitzlichere, feinzüngigere Werkzeuge haben! —:

Wer das Leiden als Argument gegen das Leben fühlt, gilt mir als oberflächlich, mithin unsre Pessimisten.

Insgleichen wer im Wohlbefinden ein Ziel sieht.

227.

Mit der närrischen und unbescheidnen Frage, ob in der Welt Lust oder Unlust überwiegt, steht man inmitten der philosophischen Dilettanterei: dergleichen sollte man sehnsüchtigen Dichtern und Weibern überlassen. Auf

einem nahen Sterne könnte schon so viel Glück und Lustbarkeit sein, daß damit „der Menschheit ganzer Jammer“ zehn Mal aufgewogen würde: was wissen wir denn! Und andrerseits wollen wir doch ja darin die Erben des christlichen Tiefsinns und Feinsinns sein, daß wir nicht an sich das Leiden verurtheilen: wer es nicht mehr moralisch, zum „Heil der Seele“ zu nützen weiß, der sollte es mindestens ästhetisch gelten lassen — sei es als Künstler oder als Betrachter der Dinge. Die Welt, das Leiden weggedacht, ist unästhetisch in jedem Sinne: und vielleicht ist Lust nur eine Form und rhythmische Art desselben! Ich wollte sagen: vielleicht ist Leiden Etwas vom Wesentlichen alles Daseins.

228.

Nicht der Pessimismus (eine Form des Hedonismus) ist die große Gefahr, nicht die Abrechnung über Lust und Unlust, und ob vielleicht das menschliche Leben einen Überschuß von Unlustgefühlen mit sich bringt. Sondern die Sinnlosigkeit alles Geschehens! Die moralische Auslegung ist zugleich mit der religiösen Auslegung hinfällig geworden: das wissen sie freilich nicht, die Oberflächlichen! Instinktiv halten sie, je unfrommer sie sind, mit den Zähnen an den moralischen Werthschätzungen fest. Schopenhauer als Atheist hat einen Fluch gegen Den ausgesprochen, der die Welt der moralischen Bedeutsamkeit entkleidet. In England bemüht man sich Moral und Physik zu verbrüdern, Herr von Hartmann Moral und die Unvernünftigkeit des Daseins. Aber die eigentliche große Angst ist: die Welt

hat keinen Sinn mehr. — Inwiefern mit „Gott“ auch die bisherige Moral weggefallen ist: sie hielten sich gegenseitig.

Nun bringe ich eine neue Auslegung, eine „unmoralische“, im Verhältniß zu der unsre bisherige Moral als Spezialfall erscheint. Populär geredet: Gott ist widerlegt, der Teufel nicht. —

II.

Moral.

II. Moral.

1. Historisches.

229.

Warum die Ethik am meisten zurückgeblieben? denn noch die letzten berühmten Systeme sind Naivetäten! Ebenso die Griechen! Die Lehren des Christenthums von der Sünde sind hinfällig geworden wegen des Hinfalls Gottes.

Unsre Handlungen, gemessen an unsrem Vorbilde! Aber daß wir ein Vorbild haben und ein solches, ist schon Folge einer Moral. Der Jude, der sich an seinem Gotte maß — das hatte im Hintergrunde den Willen, sich selber zu verachten und sich auf Gnade und Ungnade vor ihm niederzuwerfen. (Selbst Jesus wehrte sich dagegen, „gut" genannt zu werden: „Keiner ist gut, als Gott!" sagte er. Daß ihn Niemand einer Sünde zeihen konnte, ist etwas Anderes: dies beweist Nichts gegen die Kritik vor seinem Gewissen. Ein Mensch, der sich absolut gut fühlte, müßte geistig ein Idiot sein.) Dieses Auf-Gnade-und-Ungnade-sich-niederwerfen ist im Christenthum orientalisch: nicht vornehm! — das Sklavenhafte an den jetzigen Juden, auch an den Deutschen. —

Dies Sich-gleich-setzen im Mitleiden ist bereits die Consequenz eines moralischen Urtheils: kein Grund-

phänomen und nicht überall: überdies ist es in der Seele des Heerden-Wesens ein anderes, als in der Seele des Mächtigen: eigentlich nur ein Gefühl unter Gleichen —: für den Geringeren ist der leidende Höhere ein Grund zum Wohlgefühl und Übergefühl.

„Die philosophischen wie die religiösen Systeme sind darüber einig, daß die ethische Bedeutsamkeit der Handlungen zugleich eine metaphysische sein müsse" u. s. w. Schopenhauer, Grundprobleme der Moral p. 261. Perikles vor dem Tode: die Gedanken nehmen eine moralische Richtung.

Nun, im Falle des Perikles: er erwägt seinen Nachruf bei seinen Bürgern. Der Schüler des Anaxagoras war Freigeist. — Es liegt auf der Hand, daß, weil diese Systeme das Leben der Seele glauben, sie im Moment des Todes ein Urtheil über den Werth des vollbrachten Lebens veranlassen: — „was für ein ferneres Leben werden wir haben?"

Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen im Jenseits war das Zuchtmittel, welches die Religionen anwendeten, — eine Art Vollendung der Weltordnung, ein Ausgleich gegenüber den Thatsachen.



Die bisherigen Ethiker haben keine Vorstellung, wie sie unter ganz bestimmten Vorurtheilen der Moral stehn: sie meinen alle schon zu wissen, was gut und böse ist. Sokrates wußte es nicht: aber alle seine Schüler definirten es, d. h. sie nahmen an, es sei da und es handle sich darum, es gründlich zu beschreiben. Wie! wenn ich sagte: ist es denn da? Hat man schon überlegt, wonach hier zu messen ist? Und andererseits:

vielleicht wissen wir überhaupt nicht genug, um den Werth der Handlungen abschätzen zu können! Genug, daß wir versuchsweise für lange Zeiten nach Einer Moral leben!

230.

Nicht das Gute, sondern der Höhere! Plato ist mehr werth, als seine Philosophie! Unsere Instinkte sind besser, als ihr Ausdruck in Begriffen. Unser Leib ist weiser, als unser Geist! Wenn Plato jener Büste in Neapel glich, so haben wir da die beste Widerlegung alles Christenthums!

Sokrates, scheint es, war dahinter gekommen, daß wir moralisch nicht infolge eines logischen Räsonnements handeln, — und er fand selber es nicht. Daß Plato und Alle nach ihm glaubten, sie hätten es, und das Christenthum auf diese platonische niaiserie sich hat taufen lassen, das war bisher der größte Anlaß für die Unfreiheit in Europa.

Sokrates, der sagt „ich weiß nicht, was gut und böse ist", war klüger als Plato: der definirt es! Aber Plato stellt es dar, den höheren Menschen.

231.

Die Naivetät Plato's und des Christenthums: sie glaubten zu wissen, was „gut" ist. Sie hatten den Heerden-Menschen errathen, — nicht den schaffenden Künstler. Schon bei Plato ist der „Heiland", der zu den Leidenden und Schlechten niedersteigt, erfunden. Er hat keinen Blick für die Vernunft und Nothwendigkeit des Bösen.

232.

Darüber giebt es heute keine wesentliche Verschiedenheit des Urtheils, was gut und was böse ist. Man fragt nur, warum giebt es keine wesentliche Verschiedenheit? Daß es so und so ist, daran zweifelt man nicht. — Sokrates fragt „warum?“, — aber auch er zweifelt nicht und es gehörte bisher zur Eitelkeit des Menschen, daß er *wisse*, warum er etwas thue, — daß er auf bewußte Motive handle. — Von Plato an glaubte Jeder, es genüge, „gut“, „gerecht“ u. s. w. zu *definiren*, da wisse man's, und nun müsse man darnach handeln.

233.

„Heil dir, so du *weißt*, was du thust. Doch weißt du es nicht, so bist du unter dem Gesetze und unter des Gesetzes Fluch.“

Jesus von Nazareth.

234.

Voraussetzung der absoluten Moral: „*meine* Werthschätzung die endgültige!“ — Machtgefühl!

235.

Das Unglück in der großen Hypokrisie *aller* alten Moral-Philosophen. Sie übten die Phantasie der Menschen darauf ein, von einander Tugend und Macht zu trennen. Macht erscheint als *Anspruch* auf Glück, — das ist noch antik daran, Nachklang der aristokratischen Grundform. Von Sokrates an wird trotzdem die ἀρετή *falsch* verstanden, — sie mußte sich immer wieder erst be-

gründen und wollte es doch nicht individuell thun! sondern tyrannisch „gut für Alle!“ Versuch kleiner Staatengründungen im Staate: wie jetzt bei den Muhamedanern Nordafrika's.

236.

Die Perspektiven der griechischen Moralisten. Die Moralität die Folge von Urtheilen (und von falschen Urtheilen) — „warum?“ falsche Frage des Sokrates. — Das eigene Glück als Ziel alles Handelns (es muß das höchste Glück sein als Folge der höchsten Einsicht, — voller Hypokrisie folglich). — Die Schamlosigkeit im Präsentiren der Tugend (Vergöttlichung bei Plato). Das Verleumden aller unbewußten Regungen, die Verachtung der Affekte.

— Unbewußt streben sie alle nach der schönen Bildsäule, — sie wollen vor Allem Tugend repräsentiren, es ist das große Schauspielerthum der Tugend. Aber sie sind Kinder ihrer Zeit, — nicht mehr tragische Schauspieler, nicht Darsteller des Heroenthums, sondern „Olympier“, oberflächlich. — Viel plebejischer Ehrgeiz und Parvenuthum ist darin. „Rasse“ soll Nichts sein: das Individuum fängt mit sich an. — Viel Ausländerei: — der Orient, der Quietismus, die semitische Erfindung von der „Heiligkeit“ wirken. — Eifersucht auf die bildenden Künste.

237.

Die alte Sittlichkeit hat jenen Grundglauben, daß es mit den Menschen rückwärts geht: daß Glück, Kraft, Tugend sehr fern von uns sind. Es ist das Urtheil

Derer, welche die Auflösung sehn und im Starr-werden das Heil.

Ziel aller großen Moralisten bisher: eine endgültige Form („Denkweise") zu schaffen — in China, im Brahmanenthum, in Peru, im Jesuitismus, auch Aegypten; auch Plato wollte es. Eine Kaste schaffen, deren Existenz mit dem Starr-werden der moralischen Urtheile verknüpft ist, als Lebens-Interesse: — die Klasse der Guten und Gerechten.

238.

Von den Mitteln der Verschönerung. — Eine Albernheit, die dem alten Kant zur Last zu legen ist: „es gefällt ohne Interesse". Und da weist mancher noch mit Stolz darauf hin, daß er beim Anblick einer griechischen Venus u. s. w. Dagegen habe ich den Zustand beschrieben, den das Schöne hervorbringt: das Wesentlichste ist aber, vom Künstler auszugehn. Sich den Anblick der Dinge erträglich zu machen, sie nicht zu fürchten und ein scheinbares Glück in sie hineinlegen — Grundempfindung, daß der glückliche, sich-selber-liebende Mensch kein Wehethäter ist. — Dieses Umdeuten des Thatsächlichen in's Glückliche, „Göttliche" hat nun der Mensch auch auf sich verwandt; dieses Mittel der Selbst-Verschönerung und der Verschönerung des Menschen überhaupt ist Moral. Darin ist 1) Wegsehn; 2) Sehen, was gar nicht da ist, — Zusammenfassen, Vereinfachen; 3) Sich verstellen, sodaß Vieles nicht sichtbar wird; 4) Sich verstellen, sodaß das Sichtbarwerdende einen falschen Schluß ergiebt. — Das Produkt ist der „gute Mensch", wozu immer eine Gesellschaft gehört. Es ist also im Wesen der Moral Etwas, das wider die

Redlichkeit geht: weil sie Kunst ist. Wie ist es nun möglich, daß es eine „Redlichkeit“ giebt, welche die Moral selber zersetzt? — 1) Diese Redlichkeit muß aus dem Thatsachen-Sinn abzuleiten sein: nämlich man hat zu viel Schaden gehabt von dieser Heuchelei der Verschönerung, die Geschädigten reißen die Maske herunter. 2) Es giebt einen Genuß des Häßlichen, wenn es furchtbar ist: die Emotion des furchtbaren Anblicks der wahren menschlichen Natur ist oft gesucht worden von den Moralisten. 3) Der christliche Affekt der Selbst-Zerstörung, der Widerspruch gegen alles Verschönernde hat gearbeitet: die Lust der Grausamkeit. 4) Der alte Sklavensinn, welcher sich niederwerfen will und schließlich vor der nackten „Thatsache“ sich niederwirft, nachdem Nichts übrig geblieben ist: Vergötterung der facta, der Gesetze u. s. w., ein Ausruhen nach langer Arbeit der Zerstörung von Göttern, Aristokratien, Vorurtheilen u. s. w., und Folge eines Blicks in's Leere.

Das Gesammt-Resultat aller Moralisten: der Mensch ist böse, — ein Raubthier. Die „Verbesserung“ geht nicht auf den Grund und ist mehr äußerlich, das „Gute“ ist wesentlich Dekoration, oder Schwäche. Dabei aber standen die Moralisten selber unter der Nachwirkung der moralischen Urtheile, oder des Christenthums, der Weltverneinung: Niemand noch hat ein Vergnügen an diesem Resultat gehabt. Das heißt: sie haben die Werthschätzung der „Guten“ selber!

„Man muß den Menschen verschönern und erträglich machen“: dagegen sagt das Christenthum und der Buddhismus „man muß ihn verneinen“. Es hat also im Grunde Nichts so gegen sich, als den guten Menschen: den haßt es am meisten. Deshalb suchen die Priester Selbst-Zerstörung des Genusses an sich mit allen Mitteln.

Die griechischen Philosophen suchten nicht anders „Glück“ als in der Form, sich schön zu finden: also aus sich die Statue zu bilden, deren Anblick wohlthut (keine Furcht und Ekel erregt).

239.

Der „häßlichste Mensch“ als Ideal weltverneinender Denkweisen. Aber auch die Religionen sind noch Resultate jenes Triebes nach Schönheit (oder es aushalten zu können): die letzte Consequenz wäre — die absolute Häßlichkeit des Menschen zu fassen, das Dasein ohne Gott, Vernunft u. s. w. — reiner Buddhismus. Je häßlicher, desto besser.

Diese extremste Form der Welt-Verneinung habe ich gesucht. „Es ist Alles Leiden“, es ist Alles Lüge, was „gut“ scheint (Glück u. s. w.). Und statt zu sagen „es ist Alles Leiden“, habe ich gesagt: es ist Alles Leidenmachen, Tödten, auch im besten Menschen.

„Es ist Alles Schein“ — es ist Alles Lüge.
„Es ist Alles Leiden“ — es ist Alles Wehe-thun, Tödten, Vernichten, Ungerecht-sein.

Das Leben selber ist ein Gegensatz zur „Wahrheit“ und zur „Güte“ — ego.

Das Leben bejahen: — das selber heißt die Lüge bejahen. — Also man kann nur mit einer absolut unmoralischen Denkweise leben. Aus dieser heraus erträgt man dann auch wieder die Moral und die Absicht auf Verschönerung. — Aber die Unschuld der Lüge ist dahin!

Die Griechen als Schauspieler. Ihr „Idealismus“.

Die Ver-Griechung einmal darstellen als Roman. Rückwärts — auch die Sinnlichkeit immer höher, strenger. Endlich bis zur Offenbarung des Dionysischen. Entdeckung des Tragischen: „Bock und Gott“.

240.

Als es mit der besten Zeit Griechenlands vorbei war, kamen die Moralphilosophen: von Sokrates an nämlich sind alle griechischen Philosophen zuerst und im tiefsten Grunde Moral-Philosophen. Das heißt: sie suchen das Glück; — schlimm, daß sie es suchen mußten! Philosophie: das ist von Sokrates an jene höchste Form der Klugheit, welche sich nicht vergreift beim persönlichen Glück. Haben sie wohl viel davon gehabt? Wenn ich denke, daß der Gott Plato's ohne Lust und Schmerz ist und der höchste Weise sich ihm nähert: so ist das ein persönliches Urtheil: Plato empfand das volle Gleichgültigsein als seine größte Wohlthat: sie wurde ihm wohl selten genug zu Theil! Aristoteles dachte sich seinen Gott als rein erkennend, ohne jegliches Gefühl von Liebe: und er selber hatte wohl so seine besten Augenblicke, wenn er kalt und hell (und freudig) den wollüstigen Schwindel der höchsten Allgemeinheiten genoß. Die Welt als System empfinden und das als Gipfel des menschlichen Glücks: wie verräth sich da der schematische Kopf! Und Epikur: was genoß er denn, als daß der Schmerz aufhörte? — das ist das Glück eines Leidenden und auch wohl Kranken.

241.

Die Werthlosigkeit des Lebens ist erkannt im Cynismus, aber hat sich noch nicht gegen das Leben

gewendet. Nein: viel kleine Überwindungen und ein loses Maul befriedigen da!

242.

Epikurische Theorie. Schmerz tritt ein, wenn ein Begehren, ein Wunsch in seiner Befriedigung gehemmt wird. Lust: die Wegräumung des Hindernisses — negativ. Lust suchen — wäre Unsinn, etwas Negatives suchen! Sondern nicht-leiden wäre das Ziel! Wo Lust ist, ist eine frühere Unlust vorauszusetzen.

243.

Epikur verhält sich zur Stoa, wie Schönheit zur Erhabenheit: aber man müßte mindestens Stoiker sein, um diese Schönheit überhaupt erst erblicken zu können! um auf sie neidisch sein zu können!

244.

Plato dachte, was man befiehlt, als von Gott aus: z. B. wenn man die Geschwister-Ehe verbietet als ein Greuel für Gott: er meint, das unbedingte Verbieten sei der genügende Erklärungsgrund für die moralischen Urtheile. Kurzsichtig!

245.

Aus La Rochefoucauld schimmert eine sehr noble Denkart der damaligen Gesellschaft hindurch: er selber ist ein enttäuschter Idealist, der nach Anleitung des Christenthums die häßlichen Namen der damaligen Triebfedern hervorsucht.

Die moralische Complicirtheit der Seele durch Christenthum und Ritterlichkeit gehört mit zum Charakter Ludwigs XIV. und seiner Zeit: die Griechen (Homer) erscheinen zu schlicht und einfältig, auch ihren Seelen nach.

246.

Kant sagt („Grundlegung zur Metaph. d. Sitten", ed. Rosenkr. p. 19), der moralische Werth einer Handlung liege durchaus nicht in der Absicht, in der sie geschah, sondern in der Maxime, die man befolgte. — „Wogegen ich (Schopenhauer, Grundlage der Moral p. 134) zu bedenken gebe, daß die Absicht allein über moralischen Werth oder Unwerth einer That entscheidet; weshalb dieselbe That, je nach ihrer Absicht, verwerflich oder lobenswerth sein kann" u. s. w. — Ego: aber was er mit der That wollte, ob dies lobens- oder tadelnswerth ist, hängt doch von der Maxime ab, die der Lobende oder Tadelnde hat, und folglich von der Beurtheilung der Maxime, nach welcher der Handelnde gehandelt hat: ist es nämlich nicht die gleiche, so empört sich der gewöhnliche Mensch gegen den Handelnden; er setzt eben voraus, daß er gleich die Handlungen schätzt. Kant hat Recht, daß, weil es verschiedene Maximen giebt, und von verschiedenem moralischen Werthe, der Werth einer Handlung zuletzt immer zur Frage nach dem Werthe der ihr zu Grunde liegenden Maxime zurückführt. — Schopenhauer ist ebenso sicher, zu wissen was gut und böse ist, wie Kant, — das ist der Humor der Sache.

Das Befehlen und das Gehorchen ist die Grundthatsache: das setzt eine Rang-Ordnung voraus.

Schopenhauer, p. 136: „Das Prinzip oder der oberste Grundsatz einer Ethik ist der kürzeste und bündigste Ausdruck für die Handlungsweise, die sie vorschreibt oder, wenn sie keine imperative Form hätte, die Handlungsweise, welcher sie eigentlichen moralischen Werth zuerkennt, — also das ὅ,τι der Tugend. Das Fundament einer Ethik hingegen ist das διότι der Tugend, der Grund jener Verpflichtung oder Anempfehlung oder Belobung, also das διότι der Tugend. — Das ὅ,τι so leicht, das διότι so entsetzlich schwer."

„Das Prinzip, der Grundsatz, über dessen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig sind: Neminem laede; immo omnes, quantum potes, juva — das ist eigentlich der Satz, welchen zu begründen alle Sittenlehrer sich abmühen, — das eigentliche Fundament der Ethik, welches man wie den Stein der Weisen seit Jahrtausenden sucht." Die Schwierigkeit, diesen Satz zu beweisen, ist freilich groß: er ist albern und sklavenhaft-sentimental. „Neminem laede", warum nicht?

Neminem enthält eine Gleichsetzung aller Menschen: da aber die Menschen nicht gleich sind, so ist hierin eine Forderung enthalten, sie als gleich zu setzen. Also: „behandle jeden Menschen als Deinesgleichen" ist Hintergrund dieser Moral. „Nutzen" enthält die Frage: „nützlich wozu?", also schon eine Werthschätzung und Ziel. Unter Umständen könnte, um Allen zu nützen, es nöthig sein, Vielen zu schaden: also der erste Theil falsch sein. Es ist lächerlich, ein „Wohl- und Wehethun" an sich zu glauben, wenn man Philosoph ist. Ein Schmerz und Verlust bringt uns oft den größten Gewinn, und „es ist sehr gut, schlimme Feinde zu haben", wenn aus dir etwas Großes werden soll. —

Es giebt Augenblicke in Schopenhauer, wo er der Sentimentalität Kotzebue's gar nicht fern steht; auch spielte er täglich Flöte: das sagt Etwas.

247.

Schopenhauer bekennt das „besondere Vergnügen", die praktische Vernunft und den kategorischen Imperativ Kant's „als völlig unberechtigte, grundlose und erdichtete Annahmen nachzuweisen" und „somit die Moral wieder ihrer alten, gänzlichen Rathlosigkeit zu überantworten" (Grundprobleme der Moral, p. 116.)

248.

Bentham und der Utilitarismus ist abhängig von Helvétius, — der ist das letzte große Ereigniß der Moral. In der deutschen Philosophie (Kant, Schopenhauer) ist es immer noch „Pflicht" oder „Instinkt des Mitleidens" — die alten Probleme seit Sokrates, d. h. Stoicismus oder Christenthum, Aristokratie des Individuums oder Heerden-Güte.

249.

Es war ein Verdienst des Helvétius, eine Sache der Bravheit, sich der Lust (intérêt) anzunehmen (— so Sokrates mit dem Nutzen —): ganz wie Epikur (im Gegensatz zu der Lust am Paradoxen, wie bei Mandeville): und es war vielleicht plaisir zu sagen, wie Stendhal wünschte, ihm doch schon zu verletzend (für den moralischen Geschmack, aus dem er selber erwuchs).

250.

Von Frankreich her ist neuerdings die oberflächliche Gegenüberstellung Comte's vom Altruismus und Egoismus (— aber es giebt gar keinen Altruismus!) nach England gedrungen; und nun sehen wir z. B. bei Herbert Spencer den Versuch, auch damit wieder sich zu vertragen, mit einem solchen schlechten Willen irgend einen Begriff noch streng zu nehmen, daß nunmehr Urin-lassen in England bereits unter die altruistischen Thätigkeiten gehören dürfte. In Deutschland — wo man noch nicht einmal mit der moralistischen Naivetät Kant's und Schopenhauer's, dem kategorischen Imperativ und andrerseits dem „Mitleiden" fertig zu werden versteht — hat Eduard von Hartmann neuerdings den Comte'schen Gedanken in's Breite getreten — in die Breite von 871 Seiten —, und, ohne daß irgend ein Deutscher darüber gelacht hat, vorn den Egoismus feierlich und förmlich zur Thür hinausgeworfen, um ihn hinten, im Namen des „Altruismus", wieder hereinzunöthigen. In der That, man kann sich die unheimliche Thatsache einer fast plötzlichen Verdummung der Völker Europa's — sichtbar so gut im jetzigen Deutschland und England, wie in Frankreich und Italien — nicht besser zu Gemüthe führen, als durch ein Blättern in ihren moralistischen Büchern. Ich wüßte höchstens drei kleine Schriften herauszuheben (obwohl auch in diesen nichts Fundamentales gesagt ist):

Einmal das Buch eines deutschen Juden, Paul Rée, das den Titel führt „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen", 1877. Es verdient seiner Form wegen Auszeichnung und trägt Etwas von jenem echt-philosophischen habitus an sich, dem Stendhal einmal einen scharfen Ausdruck gegeben hat: pour être bon philosophe

il faut être sec, clair, sans illusion. Rée nimmt mit feiner Hand die strengeren Geschmacks-Gewohnheiten der alten französischen Moralisten wieder auf, — sein Buch kommt wie ein erquicklicher Geruch aus jener „guten alten Zeit", fern von allen erbaulichen Hinterabsichten, nach welchen deutsch geschriebene Moral-Bücher zu riechen pflegen —; leider hat er auch dieselben Mängel wie jene Franzosen: den engen Horizont, die Armseligkeit des Wissens; seine Hypothesen sind wohlfeil und in den Wind geredet; es fehlt ihm gänzlich „der historische Blick und Takt", das will sagen, die eigentliche und einzige Tugend, welche die deutsche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts vor allen älteren Wissenschaften voraus hat. Zuletzt ist es ein Buch, welches „Appetit macht".

Zweitens nenne ich das feine, schwermüthig-herzhafte Buch eines Franzosen — M. Guyau, Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction, 1885 —, welches freilich, wie fast Alles, was jetzt aus Paris kommt, zum Übermaß zu verstehen giebt, wo eigentlich heute der Pessimismus zu Hause ist: nämlich nicht in Deutschland. Und was hilft aller Positivismus und das entschlossene Kniebeugen vor den „petits faits"! — man leidet in Paris wie an kalten Herbstwinden, wie an einem Frost großer Enttäuschungen, als ob der Winter komme, der letzte, endgültige Winter, — und die Besten und Tapfersten, wie jener brave Guyau, zittern und schaudern dabei, auch wenn sie eine noch so gute Miene zu ihrem „positivisme" machen: wer glaubt es ihnen, wozu sie uns mit Ironie überreden möchten, daß jenes Zittern und Schaudern noch zu den Reizen und Verführungskünsten des Lebens gehöre? Freilich: „das Schaudern ist der Menschheit schönster Theil" — das hat Goethe gesagt, und Goethe — durfte es sagen! Aber ein Pariser? —

Endlich zeichne ich die polemische Schrift eines deutschen Halb-Engländers aus, welche genug Geist, Säure und Wissenschaft enthält, um jene Vereinigung von bêtise und Darwinismus, welche Herbert Spencer unter dem Titel: „Data of Ethics“ in die Welt gesetzt hat, gründlich zu „zersetzen“: W. H. Rolph, Biologische Probleme, 1881. Freilich, vom Polemischen abgesehen ist an dem Buche Nichts zu loben; und im Grunde beleidigt hier, ebenso wie bei dem Buche, welches er bekämpft, das Mitreden-wollen unbedeutender Menschen auf Gebieten, wo nur eine ausgesuchte Art von Erkennenden und „Erlebten“ ohne Unbescheidenheit zu Worte kommt.

251.

Wer unter Deutschen lebt, muß sich schon glücklich schätzen, Einen zu finden, der von jener idealistischen Selbst-Belügnerei und Farbenblindheit sich freihält, welche die Deutschen lieben und beinahe als Tugend selber verehren. (Die Franzosen mit ihrem Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal, Chamfort, Stendhal sind eine viel reinlichere Nation des Geistes.) Dies war meine Freude, als ich Rée kennen lernte: er redete von der Moral, soweit er von ihr wußte, und ohne sich etwas auf seine Moral-Triebe einzubilden. Freilich: er wußte von ihr nicht viel, und dies fast nur aus Hören-sagen: und er meinte zuletzt am Ende, Moral selber sei Hören-sagen.

252.

Die Anfänge des moralischen Urtheilens (also der Moral —), welches spät, vielleicht um Jahrtausende später gekommen ist als die Moralität, kann man sich gewiß

nicht leicht ärmlich genug denken: daher hatte ich Vergnügen, zu sehen, wie Rée auf ein paar Klugheiten, ein paar Irrthümer, ein paar Vergeßlichkeiten das ganze wundervolle gothische Bauwerk der Moral aufzubauen unternahm. Ich selber hatte andere Grundlagen: aber die Tendenz, daß es möglichst schlechte sein müßten, hatten wir gemeinsam.

253.

Meine Differenzen mit Rée. — Grundgegensatz: Gebundenheit an ein Herkommen und Lösung davon, — nicht „Egoistisch" „Unegoistisch". (Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 96.)

Es fehlt ihm der historische Blick für die außerordentliche Verschiedenheit in den Werthtafeln des Guten.

Andre Ableitung des Gerechtigkeitsgefühls (I, Aph. 92) und der Eitelkeit (Aph. 89 und 545).

Ich bekämpfe den Gedanken, daß der Egoismus schädlich und verwerflich ist: ich will dem Egoismus das gute Gewissen schaffen.

Ich behaupte, daß der Heerden-Instinkt das ursprünglich Stärkere und Mächtigere ist: daß das Individuell-handeln (das Nicht-nach-dem-Herkommen-handeln) als böse empfunden worden ist.

Rée meint, der Nutzen sei etwas Geringeres: seine ganze Betrachtungsart steht unter dem moralischen Vorurtheil.

Ursprung der moralischen Empfindungen p. 47: „wenn bei den Strafen Nichts daran erinnert, daß sie ein Abschreckungsmittel sind, so muß der Schein entstehen, als ob sie eine Vergeltung seien." Warum? Was ist denn Vergeltung? Er meint, das Gerechtigkeitsgefühl

entstehe, weil Etwas Vergeltung scheint. Aber der Begriff Vergeltung ist nicht untersucht. Auch, daß alle Strafe aus der Rache entsteht, übersehen.

„Handlungen, die nothwendig sind, können nicht vergolten werden" p. 49. Gewiß können sie das! Er meint, sie sollten es nicht, es wäre unbillig! das heißt, er steht selber unter den moralischen Voraussetzungen.

Gerechtigkeits-Gefühl, das heißt verlangen, daß ein vergeltendes Leid geschehe — nach Rée die Folge von zwei Irrthümern: 1) daß die Strafe Vergeltung scheint, 2) daß man den Willen für frei hält. Er meint, man würde nicht vergelten, wenn man den Nächsten für unfrei hielte. Nun denke man, was hier vergelten ist: zunächst hindern, hemmen, daß das Schädigen fortgeht. Man vergilt einem fallenden Steine nicht. — Er hat Recht.

Fehlerhaft ist bei Rée, das Gerechtigkeitsgefühl aus dem Strafen und nach dem Strafen entstehn zu lassen: während die Strafen aus ihm entstanden sind.

Ihn interessirt nur die Entstehung der Urtheile „gut" und „böse", — aber die bestimmte Beschaffenheit dieser Handlungen, ihre wirkliche Nützlichkeit (im Verhältniß zu der vermeinten) interessirt mich.

254.

M. Guyau, Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction. — Dies Buch hat einen komischen Fehler: in dem Bemühen, zu beweisen daß die moralischen Instinkte ihren Sitz im Leben selbst haben, hat Guyau übersehn, daß er das Gegentheil bewiesen hat, — nämlich daß alle Grundinstinkte des Lebens unmoralisch sind,

eingerechnet die sogenannten moralischen. Die höchste Intensität des Lebens steht in der That im nothwendigen Verhältniß zu sa plus large expansion: nur ist diese der Gegensatz aller „altruistischen“ Thatsachen, — diese expansion drückt sich als unbändiger Wille zur Macht aus. — Ebensowenig ist Zeugung das Symptom eines altruistischen Grundcharakters: sie entsteht aus Spaltung und Kampf in einem unmäßig mit Beute überladenen Organismus, der nicht Macht genug hat, alles Eroberte einzuorganisiren.

---

2. Zur Kritik der Moral.

255.

Ein Moralist ist das Gegenstück eines Moral-Predigers: nämlich ein Denker, welcher die Moral als fragwürdig, fragezeichenwürdig, kurz als Problem nimmt. Ich bedaure hinzufügen zu müssen, daß der Moralist, eben deshalb, selber zu den fragwürdigen Wesen gehört.

256.

Moral ist die Lehre von der Rangordnung der Menschen, und folglich auch von der Bedeutsamkeit ihrer Handlungen und Werke *für* diese Rangordnung: also die Lehre von den menschlichen Werthschätzungen in Betreff alles Menschlichen. Die meisten Moral-Philosophen stellen nur die *gegenwärtige* herrschende Rangordnung dar; Mangel an historischem Sinn einerseits, — andrerseits sie werden selber von der Moral beherrscht, welche das Gegenwärtige als das Ewig-Gültige lehrt. Die unbedingte Wichtigkeit, die blinde Selbstsucht, mit der sich jede Moral behandelt, will, daß es nicht *viele* Moralen geben könne, sie will keine Vergleichung, auch keine Kritik: sondern unbedingten Glauben an sich. Sie ist also im Wesen antiwissenschaftlich — und der vollkommene

Moralist müßte schon deshalb unmoralisch sein, jenseits von Gut und Böse. — Aber ist Wissenschaft dann noch möglich? Was ist das Suchen nach Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, wenn nicht etwas Moralisches? Und ohne diese Werthschätzungen und ihre entsprechenden Handlungen: wie wäre Wissenschaft möglich? Die Gewissenhaftigkeit im Wissen weg — wohin ist die Wissenschaft? Ist Skepsis der Moral nicht ein Widerspruch, insofern die höchste Verfeinerung der moralischen Ansprüche hier gerade aktiv ist: sobald der Skeptiker diese feineren Werthabschätzungen des Wahren nicht mehr als maßgebend fühlt, so hat er keinen Grund mehr, zu zweifeln und zu forschen: es müßte denn der Wille zum Wissen noch eine ganz andere Wurzel haben, als die Wahrhaftigkeit. —

257.

Daß Jemand selbst die Moral als Vorurtheil nehmen kann, und hinterdrein gar noch in diesem Sieg der Skepsis ein morgenröthliches Glück genießen kann —!

Man muß die großen Probleme mit Leib und Seele erleben wollen.

Das Volk hat billigerweise den falschesten Begriff von dem Zustand, von dem es am entferntesten ist: von der Weisheit.

Jedes große Problem ist ein Symptom: ein Mensch mit einem gewissen Quantum von Kraft, Feinheit, Umfänglichkeit, mit dieser Gefahr, mit dieser Verwegenheit, hat es aus sich hervorgetrieben.

Das Volk hat Menschen nöthig, die ihm mit gutem Beispiel vorangehn: und indem es sich aus Alledem, was es an sich zu überwinden hat, das Ideal eines sieg-

reichen Überwinders ausgearbeitet hat, hat es eine Art Criterium gewonnen für seine Art höchster Menschen. Darin steckt eine große Gefahr. Man sei doch aufrichtig und gestehe sich zu, weshalb Christus z. B. nur ein Ideal des „gemeinen Mannes“ ist.

Das Volk pflegt sich bei einem Philosophen mit biederem Ernste zu fragen, ob er wirklich so gelebt hat, wie er gelehrt hat: es urtheilt bei sich, daß Moral-Predigen leicht sei und wenig zu bedeuten habe, daß es aber etwas damit auf sich habe, Moral, irgend eine Art Moral zu leben. Das ist eine Naivetät: denn wie sollte Einer anders zum Wissen kommen, wenn er nicht in dem Lande gelebt hat, von dem er redet!

Das Volk verlangt von einem Philosophen, daß er nicht lüge: denn es glaubt, daß nur der Wahrhaftige die Wahrheit erkenne. Insgleichen daß er ohne Sinnenlust lebe, entsagend.

258.

Die Moral galt unter Sterblichen bisher als das Ernsthafteste, was es giebt: das ist den Moralisten zu Gute gekommen, auf welche unter Göttern — und vielleicht auch einmal unter Menschen — kein kleines Gelächter wartet: man trägt auf die Dauer niemals ungestraft die Würde eines Lehrmeisters. Menschen zu „belehren“, Menschen zu „verbessern“ — die Anmaßung eines solchen Vorhabens — —

259.

Die Epochisten, die Ephektiker. — Er bleibt gern vor offenen Problemen stehn und ist ironisch gegen

die schnellen Hypothesen gestimmt; er lehnt die Art Befriedigung ab, welche das Rund-machen, das Voll-machen, das Ausstopfen eines Lochs mit irgend welchem Werg mit sich bringt. So verhält er sich, nicht aus seiner Schwäche heraus, sondern aus seiner Stärke: er geht nicht gleich zu Grunde, wenn er den Halt solcher „Geländer" entbehrt, welche z. B. heute den Pessimisten als ihre Stütze dienen. —

Grundthatsache: daß es in den moralischen Gebieten noch an jeder Wissenschaft fehlt, mehr noch an jedem Materiale zur Wissenschaft. Die praktischen Hinter-Absichten unterbinden dem Forscher die Adern. Es ist die Zeit für das Suchen der allerweitesten regulativen Hypothesen, um an ihnen Material zu sammeln.

Also ist hier noch lange nicht eigentliche strenge Ephexis der Wissenschaft möglich; wir sind im Vorstadium. Die Verschärfung der methodischen Ansprüche wird später kommen. Die Wissenschaften entwickeln sich keineswegs gleichzeitig: sondern wie die Organe ihr schnelleres oder langsameres Wachsthum, Reifwerden haben, so steht es hier. Es liegt auf der Hand, daß die Wissenschaft, welche am weitesten zurück sein wird, die ist, welcher man am längsten widerstrebt hat, mit dem Glauben, hier dürfe gar nicht geforscht werden. Hier sei die Wahrheit da, hier sei der Glaube an sie Pflicht, — noch jetzt bäumt sich das „moralische Bewußtsein" mitunter selbst im Gewande einer Art „Philosophie" gegen das Recht einer Analysis der Moral auf. Und unsere letzten Moralforscher sind gründlich eben davon überzeugt: hier habe die Wissenschaft nur den Thatbestand zu ergründen, nicht zu kritisiren.

260.

1. Alle bisherigen Werthschätzungen stammen aus Zuständen tiefster Unwissenheit.

2. In den gegenwärtigen Schätzungen gehen die verschiedensten Moralen durch einander.

261.

Das sind getrennte Aufgaben:

1. Die gegenwärtig (und in einem begrenzten Culturbereich) herrschende Art der moralischen Abschätzung von Mensch und Handlungen zu fassen und festzustellen;

2. der gesammte Moral-Codex einer Zeit ist ein Symptom, z. B. als Mittel der Selbstbewunderung oder Unzufriedenheit oder Tartüfferie: — es ist also noch außer der Feststellung des gegenwärtigen Charakters der Moral zweitens die Deutung und Auslegung dieses Charakters zu geben (— denn an sich ist sie vieldeutig);

3. die Entstehung dieser gerade jetzt herrschenden moralischen Urtheilsweise zu erklären;

4. die Kritik derselben zu machen, resp. fragen: wie stark ist sie? worauf wirkt sie? was wird aus der Menschheit (oder aus Europa) unter ihrem Banne? Welche Kräfte fördert sie, welche unterdrückt sie? Macht sie gesünder, kränker, muthiger, feiner, kunstbedürftiger u. s. w.?

Hier ist schon vorausgesetzt, daß es keine ewige Moral giebt: dies darf als bewiesen gelten. So wenig es eine ewige Art der Urtheile über Ernährung giebt. Aber neu ist die Kritik, die Frage: ist „gut" wirklich „gut"? Und welchen Nutzen hat vielleicht das jetzt Zurückgesetzte und Beschimpfte? Die Zeitdistanzen kommen in Betracht.

262.

Die bisherigen Moralisten lassen sich nach ihrem vorwiegenden Hange so von einander unterscheiden: die Einen haben ihr Augenmerk darauf, wie unter Menschen gehandelt wird; die Andern, wie gehandelt werden *soll*. Aber was diesen beiden Arten gemeinsam ist, erkennt man, sobald man das Wörtchen „wie?“ sich von ihnen allen erklären läßt. „Nach welchen Motiven *wird* gehandelt? das fragen wir“ — so sagen die Einen. „Nach welchen Motiven *soll* gehandelt werden: das fragen *wir*“ — so sagen die Andern. Daß *nach Motiven* gehandelt *wird*, wo überhaupt gehandelt wird, das ist ihre gemeinsame Voraussetzung: das ist ihr gemeinsamer Irrthum. Sie alle haben den *Vordergrund* der ganzen moralischen Landschaft am schlechtesten beobachtet, ja übersehen —: die Thatsache, *daß* gehandelt wird und werden muß, und daß die sogenannten Motive nicht *dafür* die Erklärung abgeben.

263.

Sie gehen alle vom Glauben aus, daß die Moralität selber *da* sei, mindestens als bewußter *Maßstab* (wie bei Kant), daß es *bekannt* sei, was gut und böse ist. *Die wesentliche Unerkennbarkeit!* — Es wird nothwendig Etwas *erreicht*: aber schon ein *Wissen* darum ist *unmöglich*, also auch ein *Vorherwissen!*

264.

Die Absicht, den „guten Menschen“ darzustellen, hat bisher am meisten der Erkenntniß des Philosophen

geschadet. Große Verlogenheit, am größten bei den Moralisten.

265.

Die jetzige Stufe der Moralität fordert

1. keine Strafe! } keine Vergeltung!
2. keinen Lohn — } keine Vergeltung!
3. keine Servilität,
4. keine pia fraus!

(— Wir ertragen den Anblick nicht mehr, folglich schaffen wir die Sklaven ab.)

266.

Wie die Optik hinter dem Sehen herhinkt, so die Moralistik hinter der Moralität.

Die Einzelbeobachtungen sind bei Weitem das Werthvollste.

Eine moralische Grundfehler-Theorie ist meist der Ursprung der großen philosophischen Systeme: es soll Etwas bewiesen werden, wozu die Praxis des Philosophen stimmt (Spinoza zum Beispiel. — Schopenhauer Ausnahme — noblesse darin).

267.

Die Selbst-Überwindung, welche der Forscher auf dem Gebiete der Moral von sich fordert, ist die, nicht voreingenommen gegen Zustände und Handlungen zu sein, die er zu verehren angelernt ist; er muß, solange er Forscher ist, „sein verehrendes Herz zerbrochen haben“.

268.

Die Skeptiker der Moral erwägen nicht, wie viel moralische Werthschätzung sie in ihrer Skepsis tragen: ihr Zustand ist beinahe ein Selbstmord der Moral und vielleicht sogar eine Verklärung derselben.

269.

Redlichkeit, als Consequenz von langen moralischen Gewöhnungen: die Selbstkritik der Moral ist zugleich ein moralisches Phänomen, ein Ereigniß der Moralität.

270.

Wir wollen unsre Neigungen und Abneigungen redlich eingestehn und es uns wehren, dieselben aus moralischen Farbentöpfen zu schminken, — so gewiß wir unsre Noth nicht mehr als unsern „Kampf mit Gott und Teufel“ auslegen werden! Seien wir naturalistisch und gestehen wir ein gutes Recht auch Dem zu, was wir bekämpfen müssen, an uns oder außer uns!

271.

Die Überwindung der Moral. — Bisher der Mensch kümmerlich sich erhaltend, indem er die ihm gefährlichsten Triebe als bösartig behandelte und verlästerte, und ebenso vor den ihn erhaltenden servil schmeichelte.

Gewinnung neuer Mächte und Länder:

a) der Wille zur Unwahrheit.

b) der Wille zur Grausamkeit.

c) der Wille zur Wollust.

d) der Wille zur Macht.

Die religiöse Auslegung überwunden.

Moral gehört in die Lehre von den Affekten (— nur ein Mittel ihrer Bändigung: während andere großgezüchtet werden sollen).

272.

Ich messe darnach, wie weit ein Mensch, ein Volk die furchtbarsten Triebe bei sich entfesseln und, statt an ihnen zu Grunde zu gehn, sie vielmehr zu seinem Heile wenden kann: zur Fruchtbarkeit in That und Werk.

273.

Viele Feinere wollen Ruhe, Frieden vor ihren Affekten, — sie streben nach Objektivität, Neutralität, sie sind zufrieden als Zuschauer übrig zu bleiben — und als kritische Zuschauer mit einer neugierigen und muthwilligen Überlegenheit.

Andre wollen Ruhe nach Außen, Ungefährlichkeit des Lebens, — sie möchten nicht beneidet und nicht angegriffen werden und geben lieber „Jedem sein Recht", — nennen's „Gerechtigkeit" und Menschenliebe u. s. w.

(Zum Capitel „Die Tugenden als Verkleidung".)

274.

Die Verwandlung des sittlich-Verworfenen in sittlich-Verehrtes — und umgekehrt.

275.

Die Furcht ist weitergebildet worden zum Ehrgefühl; der Neid zur Billigkeit („Jedem das Seine“ und gar „gleiche Rechte“); die Zudringlichkeit der Vereinsamten und Gefährdeten, die Schwerfälligkeit des Geistes, der sich festsetzt, wohin er einmal gerathen ist, die Bequemlichkeit, die nicht umlernen will, die gutmüthige Unterwerfung unter eine Macht und Freude am Dienen, das feuchtwarme Brüten auf Gedanken, Wünschen (— alles deutsch) — Ursprung der Treue und Gläubigkeit.

276.

Metamorphosen der Geschlechtlichkeit, der Grausamkeit, der Feigheit, der Rachsucht (Zorn), der Faulheit, der Herrschsucht, der Tollkühnheit, der Lüge, des Neides, der Verleumdung, der Habsucht, des Hasses.

Das, was eine Zeit verachtet oder haßt, als die rudimentären Tugenden, als Überbleibsel vom Ideal einer früheren Zeit, aber in der Form der Verkümmerung (— „der Verbrecher“ . . .).

277.

Ach, kennt ihr die stumme Zärtlichkeit, mit der der böse und furchtbare Mensch jenen Augenblicken nachhängt, wo er einmal — oder noch — „anders“ war? Niemand sieht die Tugend so verführerisch, so sehr Weib und Kind.

278.

Alle niedrigeren Triebe müssen dasein und in frischer Kraft, wenn die höchsten bestehn und in Fülle

bestehn wollen: nur muß die Herrschaft über das Ganze in fester Hand sein! sonst ist die Gefahr zu groß! — Im Hinblick auf diese Gefahr hat man die niedrigeren Eigenschaften ganz tödten wollen (— aber sich dabei betrogen: der Christ behielt seine Affekte bei, aber wendete sie anders, wie der Cyniker sein Schimpfmaul beibehielt) oder sie sanft und klug machen wollen und dann die höchsten impetus nicht mehr gutheißen mögen, z. B. Epikureer.

279.

Die Vergöttlichung des Teufels, wie geschah diese himmlische Illusion? —

Der Glaube an die Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit im Grunde der Dinge hat etwas Haarsträubendes.

Die Masken des Teufels.

280.

Neue Vorstellungen von Gott und Teufel. Die unbedingte Erkenntniß ist ein Wahnsinn der Tugend-Periode; an ihr gienge das Leben zu Grunde. Wir müssen die Lüge, den Wahn und Glauben, die Ungerechtigkeit heiligen. Wir müssen uns von der Moral befreien, um moralisch leben zu können. Meine freie Willkür, — mein selbstgeschaffenes Ideal will diese und jene Tugend von mir, d. h. den Untergang infolge der Tugend. Das ist Heroismus.

281.

Warum liebe ich die Freigeisterei? Als letzte Consequenz der bisherigen Moralität. Gerecht sein

gegen Alles, über Neigung und Abneigung hinweg, sich selber in die Reihe der Dinge einordnen, über sich sein, die Überwindung und der Muth nicht nur gegen das Persönlich-Feindliche, Peinliche, auch in Hinsicht auf das Böse in den Dingen, Redlichkeit, selbst als Gegnerin des Idealismus und der Frömmigkeit, ja der Leidenschaft, sogar in Bezug auf die Redlichkeit selber; liebevolle Gesinnung gegen Alles und Jedes und guter Wille, seinen Werth zu entdecken, seine Berechtigung, seine Nothwendigkeit. Auf Handeln verzichten (Quietismus) — aus Unvermögen, zu sagen „es soll anders sein" —, in Gott ruhen, gleichsam in einem werdenden Gotte.

Als Mittel dieser Freigeisterei erkannte ich die Selbstsucht als nothwendig, um nicht in die Dinge hinein verschlungen zu werden: als Band und Rückhalt. Jene Vollendung der Moralität ist nur möglich in einem Ich: insofern es sich lebendig, gestaltend, begehrend, schaffend verhält und in jedem Augenblick dem Versinken in die Dinge widerstrebt, erhält es sich seine Kraft, immer mehr Dinge in sich aufzunehmen und in sich versinken zu machen. Die Freigeisterei ist also im Verhältniß zum Selbst und zur Selbstsucht ein Werden, ein Kampf zweier Gegensätze, nichts Fertiges, Vollkommenes, kein Zustand: es ist die Einsicht der Moralität, nur vermöge ihres Gegentheils sich in der Existenz und Entwicklung zu erhalten.

282.

Wir wollen Erben sein aller bisherigen Moralität: und nicht von Neuem anfangen. Unser ganzes Thun ist nur Moralität, welche sich gegen ihre bisherige Form wendet.

283.

Die Fähigkeit eines guten vorurtheilsfreien außermoralischen Sehens und Urtheilens ist auszeichnend selten.

284.

Sich so fern stellen von den moralischen Phänomenen, wie der Arzt dem Hexenglauben und der Lehre vom „Geist des Teufels" fernsteht.

285.

Es giebt Stunden, sehr helle lustige Feststunden des guten Gewissens, wo wir das ganze prachtvolle Geschwätz der bisherigen Menschen von der Moral nicht anders zu bezeichnen wissen, als mit dem Wort: „höherer Schwindel".

286.

Die Unwahrheit in allem unserem Loben und Tadeln, Schätzen und Verurtheilen, Lieben und Hassen macht Scham: das ist das Leiden jedes tiefen Menschen. Noch einen Schritt weiter: und auch diese Scham macht Scham: und *endlich* — lachen wir uns aus.

287.

Wer an Gut und Böse glaubt, der kann niemals das Böse als Mittel zum Guten behandeln: und jede teleologische Weltbetrachtung, die nicht mit der Sittlichkeit absolut bricht, ist *verloren*.

288.

Kein Mensch wird sagen: daß der Stein falle, das sei Moral. Nun denn! der Mensch steigt — und das ist auch nicht Moral.

289.

Ich habe mich immer darum bemüht, die Unschuld des Werdens mir zu beweisen: und wahrscheinlich wollte ich so das Gefühl der völligen „Unverantwortlichkeit“ gewinnen, — mich unabhängig machen von Lob und Tadel, von allem Heute und Ehedem: um Ziele zu verfolgen, die sich auf die Zukunft der Menschheit beziehen.

Die erste Lösung war mir die ästhetische Rechtfertigung des Daseins. Indessen: „Rechtfertigen“ selber sollte nicht nöthig sein! — Moral gehört in's Reich der Erscheinung.

Die zweite Lösung war mir die objektive Werthlosigkeit aller Schuld-Begriffe und die Einsicht in den subjektiven, nothwendig ungerechten und unlogischen Charakter alles Lebens.

Die dritte Lösung war mir die Leugnung aller Zwecke und die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Causalitäten.

290.

Grundsätze: Es hat keine moralischen Handlungen gegeben. Und es ist jede Moral unmöglich, ebenso wie jede moralische Handlung.

Aber Geschichte Dessen, was bisher als moralische Handlung gegolten hat: und wahre Bedeutung desselben. Und Geschichte der Entstehung dieser Geltungen.

Wichtigster Gesichtspunkt: die Unschuld des Werdens zu gewinnen, dadurch daß man die Zwecke ausschließt. Nothwendigkeit, Causalität — nichts mehr! Und alles das als Verlogenheit zu bezeichnen, dort von „Zweck“ zu reden, wo nur ein nothwendiges Resultat vorliegt! Die Geschichte kann niemals die „Zwecke“ beweisen: denn allein klar ist, daß, was Völker und Einzelne gewollt haben, immer etwas wesentlich Anderes war als Das, was erreicht wurde, — kurz, daß alles Erreichte dem Gewollten absolut incongruent ist (z. B. Kauen als „Absicht“ und als „Aktion“).

Geschichte der „Absichten“ ist etwas Anderes, als Geschichte der „Thatsachen“: — in der Moral. Es ist das gemeinste Vorurtheil, welches von der Handlung nicht Mehr sieht, als was an ihr sich mit dem beabsichtigten Zwecke deckt. Es ist dieses Augenmerk auf Zwecke ein Zeichen der tiefen Stufe des Intellekts, — alles Wesentliche, die Handlung selber und das Resultat werden übersehen!

291.

Wenn der Offizier befiehlt „Präsentirt's Gewehr“, thun es die Soldaten. Er befiehlt, sie wollen es nun. In Wirklichkeit ist Das, was sie nun thun, bei jedem etwas Verschiedenes: aber für grobe Organe sieht es gleich aus. Wer nach Zwecken handelt, findet sie oft erfüllt: d. h. er sieht grob und kennt das wirkliche Geschehen gar nicht. Daß die Welt des Geschehens unsrem unvollkommnen Bilde vom Geschehen entspricht, mit ihm sich deckt, ist der Glaube der Zwecklehrer. Je weniger Wissen, umso leichter erhält sich der Glaube.

292.

Die Geschichte der Werthschätzungen und die Entwicklung der Erkennbarkeit der Handlungen geht nicht Hand in Hand.

293.

Wenn Einer, aus Sprache und Geschichte, die Entstehung der menschlichen Ansichten über Ernährung ergründete und die Genesis und den Verlauf dieser „Werth-Urtheile“ darstellte, so hätte er über den Werth der Ernährung für den Menschen noch gar Nichts ausgemacht. Und ebenso wäre eine Kritik der thatsächlichen Arten der Ernährung in der Geschichte auch damit noch nicht gegeben. Ebenso steht es mit der Moral: die Entstehung der moralischen Urtheile ist zu beschreiben, — damit ist das thatsächliche Verhalten des Menschen, die Geschichte seiner Moralität, noch nicht beschrieben, noch weniger kritisirt. Am wenigsten aber ist der Werth der Handlungen überhaupt damit schon gegeben, daß die Geschichte der Urtheile über Handlungen gegeben wird. — — —

294.

Es könnte eine Geschichte der Werthurtheile über Lebensmittel geben: dabei bestünde vollkommen noch die Frage: welchen Werth hat es, daß so und so gegessen worden ist? — So bleibt die Frage: welchen Werth hat es, daß so und so zeither gehandelt worden ist? getrennt von der Frage: was hat man bisher den Handlungen für Werthe zugemessen? — Die Geschichte der bisherigen Werthschätzungen und ihrer Gründe ist etwas Anderes, als die Schätzung selber.

295.

Man ißt eine Speise nicht mehr aus Moral; so wird man einmal auch nicht mehr aus Moral „Gutes thun“.

296.

Man könnte noch so Ungünstiges über die Herkunft der moralischen Werthschätzungen nachgewiesen haben: jetzt, wo diese Kräfte da sind, können sie verwendet werden und haben als Kräfte ihren Werth. Ebenso wie eine Herrschaft auf List und Gewalt zurückgehen kann: aber der Werth, den sie hat, liegt darin, daß sie eine Herrschaft ist. — Es wäre denn die Sache so, daß alle Kraft der moralischen Werthschätzungen gebunden wäre an einen bestimmten Glauben über deren Herkunft: sodaß dann, mit dem Durchschauen eines Irrthums, die Kraft der Überzeugung vom Werthe dahinfiele. Indessen: wir sind in allen Stücken auf optische Irrthümer und Werthschätzungen eingerichtet. Die unzureichende Kenntniß eines Beefsteaks wird Niemanden hindern, es sich schmecken zu lassen.

297.

Die Sicherheit unsrer Handlungsweise ist außer allem Verhältniß zur Güte unsrer Gründe, so und so zu handeln!

298.

Das moralische Urtheil, sofern es sich in Begriffen darstellt, nimmt sich eng, plump, armselig, beinahe lächerlich aus, gemessen an der Feinheit desselben Urtheils,

sofern es sich in Handlungen, im Auswählen, Abweisen, Schaudern, Lieben, Zögern, Anzweifeln, in jeder Berührung von Mensch und Mensch darstellt.

299.

Wer die Bedingungen eingesehn hat, unter denen eine moralische Schätzung entstanden ist, hat ihren Werth damit noch nicht berührt: es sind viele nützliche Dinge, und ebenso wichtige Einsichten, auf fehlerhafte und unmethodische Weise gefunden worden; und jede Qualität ist noch unbekannt, auch wenn man begriffen hat, unter welchen Bedingungen sie entsteht.

300.

Wie Etwas äußerst zweckmäßig sein kann, ohne deshalb auf einen Intellekt zurückzugehn, der darum zu verehren wäre: so sind viele Handlungen äußerst nützlich für die Erhaltung der Gesellschaft oder eines Volkes, aber nicht um dieser Erhaltung willen gethan, noch weniger um ihretwillen entstanden: sie werden irrthümlich verehrt, weil man irrthümlich sie auf die guten Folgen hin abschätzt.

301.

Mit Zweckgemäßheit beweist man den Zweck noch nicht. Bei der Thatsache, daß überall in Sitte und Recht es einen Zweck giebt, ist nicht gezeigt, daß er bezweckt ist bei der Entstehung, und oft ist er unzweckmäßig in Hinsicht auf die Mittel eines solchen Zweckes.

Widerspruch in Mitteln geringer Intelligenz und Zweck höchster Intelligenz.

302.

Die Zwecke als Begleit-Erscheinung der Bedürfnisse. Auch die Philosophien: unser Bedürfniß ist jetzt, die Welt zu *entmoralisiren*: sonst könnte man nicht mehr leben. Die absolute „Unfreiheit des Willens“ erregt, moralisch gedeutet, *Widerwillen*.

303.

Bei allen Fragen nach der Herkunft von Sitten, Rechten und Sittlichkeiten muß man sich wohl hüten, die Nützlichkeit, welche eine bestimmte Sitte oder Sittlichkeit hat, sei es für die Gemeinde, sei es für den Einzelnen, auch als *Grund* ihrer Entstehung anzusehn: wie es die Naiven der historischen Forschung machen. Die Nützlichkeit selber nämlich ist etwas Wechselndes, Schwankendes; es wird in alte Formen ein Sinn immer wieder hineingelegt, und der „zunächstliegende Sinn“ einer Institution ist oft am letzten erst in sie hineingebracht. Es steht da wie bei den „Organen“ der organischen Welt: auch da glauben die Naiven, daß das Auge um des Sehens willen entstanden sei.

304.

Wer den Werth menschlicher Handlungen nur nach den Motiven (*Absichten*) mißt, muß auch als Forscher der Entstehung der Moralität darauf bestehen, daß die Moralität der Menschheit so viel werth sei als die *Absichten*, welche bei den primitiven moralischen Werthschätzungen, bei den Erfindern derselben, gewaltet haben. „*Warum* ist der Uneigennützige gelobt worden?“

305.

Die Absichtlichkeit der Handlungen ist nichts Entscheidendes in der Moral (gehört in die kurzsichtige individualistische Tendenz). „Zweck“ und „Mittel“ sind im Verhältniß zur ganzen Art, woraus sie wachsen, nur symptomatisch, an sich vieldeutig und unfaßbar beinahe. Das Thier und die Pflanze zeigen ihren moralischen Charakter je nach den Lebensbedingungen, in welche sie gestellt sind. Hinter der „Absichtlichkeit“ liegt erst das Entscheidende. Man wird nie das Individuum isoliren dürfen. „Hier — muß man sagen — ist ein Gewächs mit einer solchen Vorgeschichte.“

306.

Den moralischen Werth der Handlung nach der Absicht messen, setzt voraus, daß die Absicht wirklich die Ursache der Handlung ist, — was doch heißt: die Absicht als eine vollkommene Erkenntniß, als ein „Ding an sich“ betrachten. Zuletzt ist sie doch nur das Bewußtsein von der Auslegung eines Zustandes (von Unlust, Begehren u. s. w.).

307.

„Ich will gehen“: aber 1) ich muß gehen, und das Wollen ist nur ein Nebenbei, welches durchaus keine Bewegung hervorbringt, ein Bild vorher. 2) Dies Bild ist unglaublich roh und unbestimmt im Vergleich zu Dem, was geschieht: es ist begrifflich und ganz allgemein, sodaß unzählige Wirklichkeiten sich darunter decken. Also kann es nicht Ursache des Geschehens sein. — Zwecke zu eliminiren.

308.

Wer den Werth einer Handlung nach der Absicht mißt, aus der sie geschehen ist, meint dabei die bewußte Absicht: aber es giebt bei allem Handeln viel unbewußte Absichtlichkeit; und was als „Wille“ und „Zweck“ in den Vordergrund tritt, ist vielfach ausdeutbar und an sich nur ein Symptom. „Eine ausgesprochne, aussprechbare Absicht“ ist eine Ausdeutung, eine Interpretation, welche falsch sein kann; außerdem eine willkürliche Simplifikation und Fälschung u. s. w.

Die Berechnung auf „Lust“ als eine mögliche Folge einer Handlung und die mit einer Thätigkeit selber verbundne Lust als Auslösung einer gebundnen und aufgestauten Kraft: was für Mühe hat es schon gemacht, diese beiden Lüste auseinander zu halten! Es giebt zu lachen! Ebenso wie die Annehmlichkeit des Lebens — und Seligkeit als moralische Trunkenheit und Selbst-Anbetung verwechselt wird.

309.

Daß irgend eine bewußte oder unbewußte Berechnung der „Lust“, die man im Gefolge eines Thuns hat (sei es im Thun oder nachher), wirklich Ursache des Thuns ist, ist eine Hypothese!!!

310.

Die größte Aufrichtigkeit der Überzeugung vom Werthe des eignen Werkes vermag Nichts: ebenso kann die zweiflerische Unterschätzung den Werth desselben nicht berühren. So steht es mit allen Handlungen

wie moralisch ich mir mit einer Absicht auch vorkommen mag, an sich ist damit Nichts über den Werth der Absicht, und noch weniger Etwas über den Werth der Handlung ausgemacht. Die ganze Herkunft einer Handlung müßte bekannt sein — und nicht nur das Stückchen, das davon in's Bewußtsein fällt (die sogenannte „Absicht"). Aber damit wäre eben absolute Erkenntniß verlangt —.

311.

„Eine Handlung ist gut, zu der das Gewissen Ja gesagt hat"! — Als ob ein Werk schön wäre, bloß weil es dem Künstler gründlich gefällt! Der „Werth" abhängig von begleitenden Lustgefühlen des Thäters! (— wer rechnet da Eitelkeit, Ruhen im Herkömmlichen u. s. w. auseinander!)

Andrerseits sind alle entscheidenden und werthvollen Handlungen ohne jene Sicherheit gethan worden...

Man muß zusehn, nach objektiven Werthen zu urtheilen. Ist „der Nutzen" der Gemeinschaft ein solcher? Ja: nur wird er gewöhnlich wieder mit den „Lustgefühlen" der Gemeinschaft verwechselt. Eine „schlimme Handlung", die für die Gemeinschaft als Stimulans wirkt und sehr unangenehme Gefühle zunächst erregt, wäre insofern eine werthvolle Handlung.

312.

Wie viele falsche Ausdeutungen der Dinge hat es schon gegeben! Man erwäge, was alle Menschen sich vom Verband der Ursachen und Wirkungen denken müssen, welche beten: denn Niemand wird uns überreden, aus dem Gebet das Element „Bitte" und den

Glauben, daß es Sinn hat zu bitten, daß es „erhört“ werden könne — wegzustreichen. Oder jene andere Ausdeutung, in der die Schicksale eines Menschen ihm „geschickt“ sind zu seiner Besserung, Ermahnung, Bestrafung, Warnung; oder jene dritte Ausdeutung, daß im Verlaufe der Dinge selber Recht und Gerechtigkeit liege und hinter allem causalen Geschehen noch eine Art von criminalistischem Hintersinn. — So könnte auch die gesammte moralische Ausdeutung unseres Handelns nur ein ungeheures Mißverständniß sein: wie es ganz ersichtlich die moralische Ausdeutung alles natürlichen Geschehens gewesen ist.

313.

Die allgemeine Verlogenheit der Menschen über sich, das moralisch-Ausdeuten Dessen, was sie thun und wollen, wäre zu verachten, wenn es nicht auch etwas sehr Lustiges wäre: und es bedürfte wirklich der Zuschauer — so interessant ist das Schauspiel! Nicht von Göttern, wie Epikur sie sich dachte! Sondern Homerischer Götter: so fern und nahe den Menschen, und ihnen zusehend, wie etwa Galiani seinen Katzen und Affen stand: — also ein wenig verwandt den Menschen, aber höherer Art!

314.

Die Unkenntniß des Menschen und das Nicht-Nachdenken macht, daß die individuelle Zurechnung erst spät gemacht wird. Man fühlt sich selber zu unfrei, ungeistig, durch plötzliche Antriebe fortgerissen, als daß man über sich anders denken sollte, als in Betreff der Natur: „es wirken auch in uns Dämonen“.

315.

Verantwortlichkeit — lange getrennt vom „Gewissen“

316.

Der Anstoß, den man nimmt an der Lehre „von der Unfreiheit des Willens“ ist der: es scheint, als ob sie behaupte „du thust, was du thust, nicht freiwillig, sondern unfreiwillig, d. h. gezwungen“. Nun weiß Jeder, wie Einem zu Muthe ist, wenn er Etwas unfreiwillig thut. Es scheint also mit jener Lehre gelehrt zu werden: Alles, was du thust, thust du unfreiwillig, also ungern, „wider deinen Willen“, — und Das giebt man nicht zu, weil man Vieles gern thut, auch gerade viel „Moralisches“. Man versteht also „unfreier Wille“ als „gezwungen durch einen fremden Willen“: als ob die Behauptung wäre: „Alles, was du thust, thust du gezwungen durch einen fremden Willen“. Den Gehorsam gegen den eignen Willen nennt man nicht Zwang: denn es ist Lust dabei. Daß du dir selber befiehlst, das heißt „Freiheit des Willens“.

317.

Mit der „Freiheit des Willens“ fällt die „Verantwortlichkeit“ dahin. Es bleiben aber alle moralischen Fragen übrig: wie steht das Lebendige zur „Wahrheit“? Zu einem andern Lebendigen? Und wenn aus Irrthum gestraft und belohnt wurde, warum dürfte dann nicht weiter gestraft und belohnt werden? Was ist gegen einen „Willen zur Unwahrheit“ einzuwenden? Und woher die Schätzung des Uneigennützigen, Gerechten? —

Genug, der ganze Thatbestand der bisherigen moralischen Stellung des Lebendigen — 1) der Thatbestand der Schätzungen und 2) die Ursache der Werthschätzungen — bliebe noch festzustellen. Wobei sich die Frage ergäbe 3) ob es einen Maßstab giebt, über allen bisherigen Werthschätzungen, eingerechnet die Frage, ob die zwei ersten Probleme ohne dies lösbar sind — und warum ich sie überhaupt stelle.

318.

Woher sollen wir die Werthschätzungen nehmen? Vom „Leben“? Aber „höher, tiefer, einfacher, vielfacher“ — sind Schätzungen, welche wir erst in's Leben legen. „Entwicklung“ in jedem Sinne ist immer auch ein Verlust, eine Schädigung; selbst die Spezialisirung jedes Organs. Die Optik der Selbsterhaltung und des Wachsthums.

Optik des Wachsthums. — Daß die Zerstörung einer Illusion noch keine Wahrheit ergiebt, sondern nur ein Stück Unwissenheit mehr.

319.

Die Welt der Meinungen. — Wie tief das Werthschätzen in die Dinge geht, ist bisher übersehn: wie wir in einer selbstgeschaffnen Welt stecken, und auch in allen unsern Sinnes-Wahrnehmungen noch moralische Werthe liegen. — Beschränktheit des Gesichtskreises des Kantischen Idealismus (zuletzt von ihm selber widerlegt: was geht uns die Wahrheit an, wenn es sich um unsre höchsten Werthschätzungen handelt! — „man muß dann dies und jenes glauben“ meinte Kant).

320.

Wenn man nicht einen bestimmten Standpunkt hat, ist über den Werth von keinem Dinge zu reden: d. h. eine bestimmte *Bejahung* eines bestimmten Lebens ist die Voraussetzung jedes *Schätzens*.

321.

Alle bisherigen Moralen betrachte ich als aufgebaut auf *Hypothesen* über Erhaltungsmittel eines *Typus*, — aber die Art des bisherigen Geistes war noch zu schwach und ihrer selber ungewiß, um eine Hypothese *als* Hypothese zu fassen und doch als regulativisch zu nehmen, — es bedurfte des *Glaubens*.

322.

Unsre Werthschätzungen stehen im Verhältniß zu unsern geglaubten Lebensbedingungen: verändern sich diese, so verändern sich unsre Werthschätzungen.

323.

Wir erben nicht die *Kenntnisse* unsrer Vorfahren wie die Thiere: in Folge großen Wechsels der Lebensweise; — aber bei allen stehenbleibenden Völkern ist doch Etwas derart vorhanden: gerade die *moralischen Instinkte* sind Resultate vieler gleichartigen Erfahrungen, innerhalb von wenig bewegten Völkern. Geht die *große Bewegung* los, so gehn die Instinkte bald flöten. Es sind eine Anzahl *erprobter Verhaltungsmaßregeln* (Haltungen und Gebärden zunächst, wie der Vertheidigung, Ehrfurcht u. s. w.), auf die man instinktiv geräth.

324.

Der Mensch, in welcher Lage er auch sich befinden möge, braucht eine Art Werthschätzungen, vermöge deren er seine Handlungen, Absichten und Zustände vor sich selber und namentlich vor seiner Umgebung rechtfertigt, d. h. *selbst-verherrlicht.* Jede natürliche Moral ist der Ausdruck der Zufriedenheit einer Art von Menschen mit sich selber: und wenn man Lob nöthig hat, hat man auch eine *übereinstimmende* Werthtafel nöthig, auf der die Handlungen am höchsten geschätzt sind, deren wir am fähigsten sind, worin unsre eigentliche *Kraft* sich ausdrückt. Wo unsre Kraft ist, damit wollen wir auch gesehn und geehrt werden.

325.

Die Menschen wollen ihre Handlungen und die Art ihres Handelns

1) entweder verherrlichen — daher Moral der Verherrlichung,

2) oder rechtfertigen und *verantworten* (vor einem Forum, sei dies die Gemeinde oder die Vernunft oder das Gewissen —): also die Handlung muß erklärbar, aus vernünftig-bewußten Motiven entstanden sein — und ebenso die ganze Handlungs-Weise,

3) oder verurtheilen, verkleinern, um so sich zu vergewaltigen oder um Mitleiden zu erregen und davonzukommen bei den Mächtigen.

326.

Jede Moral ist eine Gewohnheit der Selbst-Verherrlichung, vermöge deren eine Art von Mensch ihrer

Art und ihres Lebens froh wird: sie wehrt den Einfluß von Menschen andrer Art damit von sich ab, daß sie dieselben als „unter sich“ fühlt.

327.

Die verschiedenen moralischen Urtheile sind bisher nicht auf die Existenz der Gattung „Mensch“ zurückgeführt: sondern auf die Existenz von „Völkern“, „Rassen“ u. s. w., und zwar von Völkern, welche sich gegen andere Völker behaupten wollten, von Ständen, welche sich scharf von niederen Schichten abgrenzen wollten.

328.

Erhaltung der Gemeinde (des Volkes) ist meine Correktur, — statt „Erhaltung der Gattung“.

329.

Vorausgesetzt, daß man sich von den Naivetäten Kant's frei gemacht hat, welcher dort, wo er Instinkte, im Geistigen und Moralischen, entdeckt, sofort schloß „das ist nicht von dieser Welt“, — die gleiche Naivetät herrscht noch bei den Engländern, den „Instinktiven“ und „Intuitiven“. Aber wo ich bedenklich werde, das ist: alle die physiologisch-historischen Forscher der Moral urtheilen: „Weil die moralischen Instinkte so und so reden, so sind diese Urtheile in Bezug auf die Erhaltung der Gattung wahr, d. h. nützlich: — weil sie übrig geblieben sind“! Auf gleiche Weise sage ich, daß die unmoralischen Instinkte wahr sein müssen: nur prägt sich darin etwas Andres aus, als gerade der Wille zur

Erhaltung, nämlich der Wille zum Vorwärts, zum Mehr. Ist denn Erhaltung das Einzige, was ein Wesen will?

Und ihr denkt „Erhaltung der Gattung“: — ich sehe nur „Erhaltung einer Heerde, einer Gemeinde“

330.

Es giebt eine Überzahl von Familien und Geschlechtern, welche eine Art zu schätzen eben nur fortpflanzen und fortvererben: aber man soll die starken, prüfenden und selbständigen Naturen nicht übersehen, welche sich einer Werthschätzung erst nach einer Kritik unterwerfen und noch öfter sie negiren und auflösen. Es giebt auch einen fortlaufenden Strom verneinender und prüfender Kräfte in der Entwicklung des moralischen Urtheilens.

331.

Bösartige und verrufene Menschen können der moralischen Erkenntniß ausgezeichnete Dienste leisten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Geist und Geistigkeit genug haben, um Lust am Erkennen zu fühlen: während die Schwäche und Folgsamkeit des guten Menschen, sein Mangel an Mißtrauen, sein Hinwegsehen-wollen, sein Nicht-genau-sehen-wollen, seine Furcht vor dem Wehethun, das mit allem Seziren von Fleisch und Seele verbunden ist, ebenso viele Gefahren für die moralische Erkenntniß sind. Schon daß Einer, durch den Bann, den die Gesellschaft auf ihn legt, sich von der Verlogenheit enthoben fühlt, zu der, als zur ersten Pflicht und Bedingung ihres Daseins, jede Heerde jeden Heerden-Menschen anleitet — —

332.

Ich habe eine tiefe Verachtung gegen alles moralische Urtheilen, Loben und Verurtheilen. In Bezug auf das gewöhnliche moralische Urtheilen frage ich 1) ist der Urtheilende überhaupt berechtigt, zu urtheilen? 2) hat er Recht oder Unrecht, so zu urtheilen? Steht er hoch genug? Hat er Einsicht, Phantasie, Erfahrung genug, sich ein Ganzes *vorzustellen*?

333.

Wie von Alters her der Mensch in tiefer Unbekanntschaft mit seinem *Leibe* lebt und an einigen Formeln genug hat, sich über sein Befinden mitzutheilen, so steht es mit den Urtheilen über den Werth von Menschen und Handlungen: man hält bei sich selber an einigen äußerlichen und nebensächlichen Zeichen fest und hat kein Gefühl davon, *wie* tief unbekannt und fremd wir uns selber sind. Und was das Urtheil über Andre anlangt: wie *schnell* und „sicher“ urtheilt da noch der Vorsichtigste und Billigste!

334.

Ich habe ein Mißtrauen gegen alle moralischen Menschen: ihr Mangel an Selbst-Erkenntniß und Selbst-Verachtung macht mich nicht nur gegen ihren Verstand ungeduldig, — ihr Anblick beleidigt mich.

335.

Klugheit, Vorsicht und Vorsorge (im Contrast zur Indolenz und zum Leben im Augenblick) — man meint

jetzt beinahe eine Handlung zu erniedrigen, wenn man diese Motive nennt. Aber was hat es gekostet, diese Eigenschaften groß zu züchten! Die Klugheit als Tugend zu betrachten — ist noch griechisch!

Ebenso dann die Nüchternheit und „Besonnenheit" im Gegensatz zum Handeln aus gewaltsamen Impulsen, zur „Naivetät" des Handelns.

336.

Wo man kein Mißtrauen haben muß, sich gehen lassen darf, Wohlwollen und Gutmüthigkeit aus Augen und Gebärden redet, wo vielleicht gar unsere Fähigkeiten gern oder mit Bewunderung entgegengenommen werden, da pflegt Mancher sein Behagen in ein Lob solcher Menschen zu verwandeln: er nennt sie gut und möchte gern auch ihrem Urtheilsvermögen eine gute Censur geben, — er hat sein Vergnügen dabei, hier sich selber zu täuschen.

337.

Was macht denn z. B. die Prostitution so schädlich, schleichend, ihrer selber unsicher? Nicht „das Böse an sich" in ihr, sondern die schlechte Meinung, mit der sie behandelt wird. Dies gegen die Statistiker. Man sollte den Guten nachrechnen, daß die gröbere und feinere Nachwirkung ihrer Urtheile das innere und äußere Elend der Menschen ausmacht. Und dann nehmen sie dieses Elend als Beweis dafür, daß sie Recht haben, als Beweis der Natur und Kraft! Das schlechte Gewissen vergiftet die Gesundheit.

Die Ehe als die erlaubte Form der Geschlechtsbefriedigung. Der Krieg als die erlaubte Form des

Nachbar-Mordes. Die Schule als die erlaubte Form der Erziehung. Justiz als die erlaubte Form der Rache. Religion als die erlaubte Form des Erkenntniß-triebes.

Die Guten als die Pharisäer, die Bösen mit schlechtem Gewissen und unterdrückt lebend. Was ist denn Ausschweifung aller Art mehr, als die Consequenz der Unbefriedigung so Vieler an den erlaubten Formen? Was ist das meiste Verbrecherthum Anderes, als Unvermögen oder Unlust zur Heuchelei der „Guten"? Mangel an Erziehung der starken Triebe? Es giebt dafür nur Gegner und Verächter.

338.

Es ist viel bisher geurtheilt und verurtheilt worden, wo das Wissen fehlte, z. B. über Hexen, oder bei der Astrologie. Es hat sich viel „Urtheilen mit bestem Gewissen" als unberechtigt ergeben. Könnte es nicht mit „gut" und „böse" so sein, da die Begründung bisher eigentlich keine Kritik in sich schloß, — man stimmte überein.

Auch könnte man fragen: sind für die Entwicklung neuer und starker Typen die Guten nützlicher oder die Bösen? Sind die Guten für die Erkenntniß nützlicher? u. s. w. Sind die Guten gesünder und ausdauernder, in Hinsicht auf Erhaltung einer Rasse? Sind sie im Verhältniß zum Glück heiterer oder trübseliger? — Der äußerst vielfältige, vielspältige Thatbestand erst hinzustellen. Sind sie für die Künste nützlicher? Für die Dauer des menschlichen Geschlechts? Vor Allem: was ist das Merkmal, daß Einer gut oder böse ist? Ist es ein Verhalten zu sich? Oder zu Anderen?

339.

Da Haß, Neigung, Begierde, Zorn, Herrschsucht u. s. w. noch da sind, kann man vermuthen, daß sie ihre Funktionen der Erhaltung haben. Und der „gute Mensch“ — ohne die mächtigen Affekte des Hasses, der Empörung, des Ekels, ohne Feindschaft — ist eine Entartung, oder eine Selbst-Betrügerei.

340.

Grundeinsicht: die „guten“ und die „bösen“ Eigenschaften sind im Grunde dieselben, — beruhen auf den gleichen Trieben der Selbst-Erhaltung, der Aneignung, Auswahl, Absicht auf Fortpflanzung u. s. w.

341.

Unter bestimmten Veränderungen der Quantitäten entsteht Das, was wir als verschiedene Qualität empfinden. So ist es auch im Moralischen. Hier entstehen Nebengefühle des Wohlthätigen, Nützlichen, bei Dem, der eine menschliche Eigenschaft in einem gewissen Quantum wahrnimmt; verdoppelt, verdreifacht, hat er Furcht vor ihr — — —

342.

Die Entwicklung der Raubsucht, der Lüge und Verstellung, der Grausamkeit, des Geschlechtstriebes, des Mißtrauens, der Härte, der Herrschsucht zu hochgeschätzten Dingen. Andererseits die Veränderung der Werthschätzung böser Qualitäten, sobald sie Existenz-Bedingungen sind. (Vielleicht Rückführung aller Begehrungen auf den Hunger.)

343.

Es ist mein Trost, daß noch alle großen Menschenkenner sagen: „der Mensch ist böse“, — und wo es einmal anders lautete, da war dem Einsichtigen sofort deutlich: „der Mensch ist dort schwach“.

Die Schwächung des Menschen war die Ursache der Revolutionen, — der Sentimentalität.

344.

Man muß gut und böse sein! Und wer nicht gut aus Schwäche war, war auch immer böse in hervorragendem Grade.

345.

Wir heißen eine Eigenschaft an einem Thier „böse“ und finden doch seine Existenz-Bedingung darin! Für das Thier ist es sein „Gutes“, — es ist gesund und stark darin, zum Zeichen dafür! — Also: man nennt Etwas „gut“ und „böse“ im Verhältniß zu uns, nicht zu sich! d. h. die Grundlage von „gut“ und „böse“ ist egoistisch.

— Aber der Egoismus der Heerde!

Jedes Nützliche ist nothwendig auch ein Schädliches, im Verhältniß zu andern Dingen. „Ein guter Mensch“ — das ist Eine Seite angesehn. Auf die Ferne beurtheilt ist es ein Heerdenmensch, schwach, und leicht zu täuschen und zu Grunde zu richten, auch geistig gehorsam, nicht schöpferisch.

346.

„Nützlich" ist nur ein Gesichtspunkt für die Nähe: alle *fernen* Folgen sind nicht zu übersehn, und *jede* Handlung kann gleich nützlich und gleich schädlich taxirt werden.

347.

Das, was eine „gute Handlung" genannt wird, ist ein bloßes Mißverständniß; solche Handlungen sind gar nicht möglich.

„Egoismus" ist ebenso wie „Selbstlosigkeit" eine populäre Fiktion; insgleichen das „Individuum", die „Seele".

348.

Es bedarf eines sparsamen Nachdenkens, um dahinter zu kommen, daß es nichts „Gutes an sich" giebt, — daß etwas Gutes nur als „gut *wofür*" gedacht werden muß, und daß, was in Einer Absicht gut ist, nothwendig zugleich in vieler andern Absicht „böse und schädlich" sein wird: kurz, daß jedwedes Ding, dem wir das Prädikat „gut" beilegen, ebendamit auch als „böse" bezeichnet ist.

349.

Handlungen, z. B. Stehlen, werden mit ganz andern Gefühls- und Urtheilsgruppen *begleitet*, wenn sie als erlaubt gelten.

Man kann durch Vergleichung der Völker beweisen, daß *dies* hier als gut und *dort* als schlecht empfunden wird: aber der *Gegensatz* selbst von „gut" und „schlecht"

ist überall vorhanden: nur daß die Handlungen anders einrubrizirt werden. — Doch giebt es auch Verschiedenheiten des Gesammt-Urtheils gut und schlecht!

350.

Unegoistische Handlungen sind unmöglich; „unegoistischer Trieb“ klingt mir in die Ohren wie „hölzernes Eisen“. Ich wollte, daß irgendwer den Versuch machte, die Möglichkeit solcher Handlungen zu beweisen: daß sie existiren, daran glaubt freilich das Volk und wer ihm gleich steht — etwa wie Der, welcher Mutterliebe oder Liebe überhaupt etwas Unegoistisches nennt.

Daß übrigens die Völker die moralische Werthtafel „gut“ und „böse“ immer als „unegoistisch“ und „egoistisch“ ausgelegt hätten, ist ein historischer Irrthum. Vielmehr ist gut und böse als „geboten“ und „verboten“ („der Sitte gemäß oder zuwider“) viel älter und allgemeiner.

351.

Der Werth der unvernünftigen Neigungen: z. B. Mutterliebe, Liebe zum „Werke“ u. s. w. — nicht „altruistisch“!

352.

Das Gefühl der „Schlechtigkeit“ ist ganz anders auf jener Stufe, wo die Schuld nicht eigentlich an die Absicht geknüpft wird: Oedipus (mehr Befleckung und Unglück).

Eigentlich giebt es bei der vornehmen Moral kein „Schlechtes“: „das Böse“ aber hat immer noch etwas Ehrfurcht- oder Mitgefühl-Einflößendes.

353.

Die moralische Werthschätzung bezieht sich zuerst auf die Unterscheidung von höheren und niederen Menschen (oder Kasten). Moral ist zuerst Selbst-Verherrlichung der Mächtigen: und in Hinsicht auf die Unmächtigen Verachtung. Nicht „gut“ und „böse“, sondern „edel“ und „gemein“ ist die ursprüngliche Empfindung. Dann erst werden die unterscheidenden Handlungen und Eigenschaften edel genannt, und die ihnen entgegengesetzten gemein.

354.

Was jetzt macht, daß wir einen Menschen schätzen, hat es immer gemacht. Erst Menschen, dann erst Handlungen zu Ehren gekommen.

355.

Befehle „so sollt ihr schätzen!“ sind die Anfänge aller moralischen Urtheile, — ein Höherer, Stärkerer gebietet und verkündet sein Gefühl als Gesetz für Andere.

Aus dem Nutzen her würde man nicht das Verehren ableiten können. Zuerst sind Menschen verehrt worden: der Glaube an Götter tritt in den Vordergrund, wenn der Mensch immer weniger „verehrenswerth“ erscheint, — also der Glaube an „Urväter“ oder an die Entscheidungen ehemaliger Richter.

356.

Die Nützlichkeit ein sehr hohes Prinzip! Ja nicht zu unterschätzen! Aber sie bezieht sich auf die Mittel

(„Unterzwecke"), — die Werthschätzung und die Gütertafel muß schon da sein!

357.

Bei allem Utilitarismus ist im Hintergrunde das Wozu-nützlich? (nämlich Glück: will sagen englisches Glück mit comfort und fashion, Wohlbehagen, ἡδονή) als bekannte Sache angesetzt; also ist er ein verkappter, verheuchelter Hedonismus. Aber da müßte erst bewiesen sein, daß Wohlbefinden, Wohlfahrt „an sich" bei einem Gemeinwesen oder selbst bei der Menschheit Ziel und nicht Mittel sei! Die persönliche Erfahrung lehrt, daß Unglücks-Zeiten hohen Werth haben — und ebenso steht es mit Unglücks-Zeiten von Völkern und der Menschheit. Die Furcht und der Haß auf den Schmerz ist pöbelhaft.

358.

„Die Menschen sind gleich" und „das Wohl der Gemeinde steht höher, als das Wohl des Einzelnen" und „durch das Wohl des Einzelnen wird nothwendig auch das Gemeinde-Wohl am besten gefördert" und „je besser es vielen Einzelnen geht, umso größer ist die gesammte Wohlfahrt" — dies sind die landläufigen von England her kommenden Beschränktheiten. Es ist der Heerden-Instinkt, der hier zu Begriffen, zu Worten kommt.

Nun lehrte umgekehrt das Christenthum, daß das Leben eine Prüfung und Erziehung der Seele sei, und daß in allem Wohlbefinden Gefahr sei. Es begriff den Werth des Übels.

359.

Die Moral der Klugheit bei unterdrückten Naturen ausgebildet: bis dahin, daß das Verbrechen, welches verborgen bleibt und wohlthätige Folgen für den Thäter hat, tugendhaft sei.

Das Erstreben der Lust als Ziel der Moral ist schon charakteristisch für unterdrückte und leidende Naturen. Die vorhandene Lust schätzt die Dinge ab bei den Mächtigen: das hohe Gefühl wird da intellektuell.

Eudämonismus, Hedonismus, Utilitarismus als Zeichen der Unfreiheit, ebenso alle Klugheits-Moral.

Heroismus als Zeichen der Freiheit. — „Fingerzeige einer heroischen Philosophie".

Zum Heroismus gehört dann auch der herzliche Antheil am Kleinen, Idyllischen.

360.

Der Schmerz, die Ungewißheit, die Bosheit: zu diesen Dreien stehn die Heerden-Menschen sehr verschieden.

361.

Das „Heil der Seele" ist ein viel vollerer Begriff als das „Glück," von dem alle Moralisten schwätzen. Es soll gemeint sein die ganze wollende, schaffende, fühlende Seele und deren Heil — nicht nur eine Begleit-Erscheinung wie „Glück" u. s. w. — Das Begehren nach „Glück" charakterisirt die halb- oder nicht-gerathenen Menschen, die ohnmächtigen; alle andern denken nicht an's „Glück", sondern ihre Kraft will heraus.

3. Moral als Zeichensprache.

362.

Die Moralen als Zeichensprache der Affekte! — die Affekte selber aber eine Zeichensprache der Funktionen alles Organischen.

363.

Jetzt erst dämmert es den Menschen auf, daß die Musik eine Zeichensprache der Affekte ist: und später wird man lernen, das Trieb-System eines Musikers aus seiner Musik deutlich zu erkennen. Er meinte wahrlich nicht, daß er sich damit verrathen habe. Das ist die Unschuld dieser Selbstbekenntnisse, im Gegensatz zu allen geschriebenen Werken.

Aber es giebt auch bei den großen Philosophen diese Unschuld: sie sind sich nicht bewußt, daß sie von sich reden; — sie meinen, es handle sich „um die Wahrheit", — aber es handelt sich im Grunde um sie. Oder vielmehr: der in ihnen gewaltigste Trieb bringt sich an's Licht, mit der größten Schamlosigkeit und Unschuld eines Grundtriebes: — er will Herr sein und womöglich der Zweck aller Dinge, alles Geschehens! Der Philosoph ist nur eine Art Gelegenheit und Ermöglichung dafür, daß der Trieb einmal zum Reden kommt.

Es giebt viel mehr Sprachen, als man denkt: und der Mensch verräth sich viel öfter, als er wünscht. Was redet nicht! — aber es giebt der Hörenden immer noch wenige, sodaß der Mensch seine Bekenntnisse gleichsam in den leeren Raum hinein plaudert: er ist ein Vergeuder mit seinen „Wahrheiten", wie die Sonne es mit ihrem Lichte ist. — Ist es nicht schade, daß der leere Raum keine Ohren hat?

Es giebt Ansichten, da empfindet der Mensch: „das ist *allein wahr und richtig* und wahrhaft menschlich: wer anders denkt, irrt" — das nennt man religiöse und sittliche Ansichten. Es ist klar, daß hier der *souveräne Trieb redet*, der stärker ist als der Mensch. Jedesmal glaubt hier der Trieb, die *Wahrheit* und den *höchsten Begriff „Mensch"* zu haben.

Es giebt wohl viele Menschen, in denen ein Trieb *nicht souverän* geworden ist: in denen giebt es keine Überzeugungen. Dies ist also das erste Charakteristikum: jedes geschlossene System eines Philosophen beweist, daß in ihm *Ein* Trieb Regent ist, daß *eine feste Rangordnung besteht*. Das heißt sich dann „*Wahrheit*". — Die Empfindung ist dabei: mit dieser Wahrheit bin ich auf der Höhe „Mensch": der Andere ist *niedrigerer Art* als ich, mindestens als Erkennender.

Bei rohen und naiven Menschen herrscht die Überzeugung auch in Betreff ihrer Sitten, ja ihrer Geschmäcker: „*es ist der bestmögliche*". Bei Culturvölkern herrscht eine Toleranz hierin: aber *umso strenger* hält man fest an seinem höchsten Maßstab für Gut und Böse: darin will man nicht nur den *feinsten* Geschmack haben, sondern den *allein berechtigten*.

Dies ist die allgemein *herrschende Form der Barbarei*, daß man noch *nicht* weiß: *Moral ist Geschmacks-Sache*.

Im Übrigen wird in diesem Bereiche am meisten gelogen und geschwindelt. Die moralistische Litteratur und die religiöse ist die verlogenste. Der herrschende Trieb, er mag sein welcher er wolle, handhabt List und Lüge gegen die andern Triebe, um sich oben zu erhalten.

Neben den Religionskriegen her geht fortwährend der Moral-Krieg: das heißt Ein Trieb will die Menschheit sich unterwerfen; und je mehr die Religionen aussterben, umso blutiger und sichtbarer wird dies Ringen werden. Wir sind im Anfange!

364.

Die Thiere folgen ihren Trieben und Affekten: wir sind Thiere. Thun wir etwas Anderes? Vielleicht ist es nur ein Schein, wenn wir der Moral folgen? In Wahrheit folgen wir unsern Trieben, und die Moral ist nur eine Zeichensprache unsrer Triebe? Was ist „Pflicht", „Recht", das „Gute", das „Gesetz", — welches Triebleben entspricht diesen abstrakten Zeichen?

Wenn die Moral sagt: „du sollst besser werden" — warum „besser"? — Es läßt sich weder aus dem Leben, noch dem Glücklicher-leben beweisen. Folglich der unbeweisbare Imperativ, der Befehl ohne Zweck — das wäre Moral? Aber „besser" — ist ohne Zweck gar nicht zu denken.

365.

Daß überhaupt moralisirt wird, ist vielleicht noch nie als Problem gefaßt worden. Ist es nothwendig, daß die Menschen immer moralisiren werden? Oder

könnte nicht Moral aussterben, wie das astrologische und das alchymistische Nachdenken ausgestorben sind oder aussterben? Nothwendig wofür? Für das Leben? Aber daß man ohne moralisches Urtheilen leben könne, beweisen die Pflanzen und die Thiere. Oder für das Glücklich-leben? Die ebengenannten Thiere beweisen, daß man jedenfalls glücklicher leben könne als Mensch — auch ohne Moral. Also kann die Moral weder nothwendig sein für das Leben überhaupt, noch für das Glücklicher-werden: um nicht schon so weit zu gehn, die Moral verantwortlich zu machen dafür, daß der Mensch mehr leidet als das Thier: — das Mehr-leiden könnte ja andre Gründe haben und die Moral vielleicht ein Mittel sein, das Sehr-viel-mehr-leiden zu verhüten. Aber sicher ist, daß wenn Glücklicher- und Leidloser-werden das Ziel wäre, das wir uns zu stecken hätten, die langsame Verthierung rationell wäre: wozu jedenfalls auch das Ablassen von den moralischen Urtheilen gehörte. Wenn der Mensch also nicht nur leben und nicht glücklicher leben will: was will er dann? — Nun sagt die Moral: so und so soll gehandelt werden, — warum „soll“? Also die Moral muß es wissen: dies Warum, dies Ziel, welches weder Leben überhaupt, noch Glücklicher-werden ist. — Aber sie weiß es nicht! sie widerspricht sich! Sie befiehlt, aber sie vermag sich nicht zu rechtfertigen —. Das Befehlen ist das Wesentliche daran. — Also wozu Moral? Weg mit allem „du sollst“!

366.

Die Menschen handeln ganz anders, als sie reden: auch die Moralisten machen es so. Wozu Moralisiren? Seid doch ehrlich! Die Hauptsache ist, daß wir es

müssen. Alle „*wozu's*“ sind Spiegelfechterei und Hinzugelogenes.

367.

Woraus wird gehandelt? Das ist *meine* Frage. Das Wozu? Wohin? ist etwas Zweites. Entweder *aus Lust* (überströmendem Kraftgefühl, welches sich austhun muß) *oder aus Unlust* (Hemmung des Machtgefühls, welches sich befreien oder entschädigen muß). Die Frage „wie soll gehandelt werden?“ wird gestellt, als ob mit dem Handeln erst Etwas erreicht werden solle: aber das Nächste ist *das Handeln selber als der Erfolg*, das Erreichte, *abgesehn* von den Folgen des Handelns.

Also nicht um *des Glücks wegen* oder *Nutzens wegen* oder um Unlust abzuwehren handelt der Mensch: sondern eine *gewisse Kraftmenge* giebt sich aus, ergreift Etwas, woran sie sich auslassen kann. Das, was man „*Ziel*“, „*Zweck*“ nennt, ist in Wahrheit das *Mittel* für diesen unwillkürlichen Explosions-Vorgang.

Und ein und dieselbe Kraftgefühls-Menge kann sich auf tausend Weisen entladen: dies ist „Freiheit des Willens“, — das Gefühl, daß im Verhältniß zu der nothwendigen Explosion hunderte von Handlungen gleich gut dienen, — das Gefühl einer gewissen *Beliebigkeit* der Handlung in Betreff dieser Spannungs-Erleichterung.

Meine Lösung: der Grad des Kraftgefühls befruchtet den Geist, der führt viele Ziele vor, wählt sich ein Ziel aus, dessen Folgen für das Gefühl ausspannend sind; also giebt es eine doppelte Entladung: einmal in der *Vorwegnahme* eines ausspannenden Ziels, sodann im Handeln selber.

„Wenn ich Jenes thäte, so würde ich mich verachten, so würde ich unglücklich sein.“ Dies wäre also: eine That nicht thun wegen der Folgen für meine Empfindung. Helvétius meint, wir fragen im Grunde, wenn uns die Möglichkeit einer Handlung aufsteigt, „was werden die Folgen dieser Handlung für meine Empfindung sein?“ Aber das erste Faktum ist, daß ihm diese Möglichkeit auftaucht: der Edle sieht Etwas, wovon eine gemeine Seele keine Idee hat.

❧

Ein überströmendes geladenes Kraftgefühl ist da: das vorgestellte Ziel der Handlung giebt eine Vorwegnahme der Ausspannung und reizt dadurch noch mehr zur Entladung: die folgende Handlung giebt die eigentliche Ausspannung.

So ist es! Das vorgestellte Ziel steigert die Begierde der Entladung auf's Höchste.

Also: das Glück („le plaisir“) als Ziel des Handelns ist nur ein Steigerungsmittel der Spannung: es darf nicht verwechselt werden mit dem Glück, das in der Aktion selber liegt. Das finale Glück ist sehr bestimmt; das Glück in der Aktion würde durch hundert solche bestimmte Glücksbilder zu bezeichnen sein.

Also: das „damit“ ist eine Illusion: „ich thue dies, um davon das Glück einzuernten“. So steht es nicht. Der Handelnde vergißt die eigentliche treibende Kraft und sieht nur das „Motiv“.

„Das Glück im erreichten Ziele“ ist selber eine Ausgeburt der Kraft-Spannung: ein gleichnißweises Vorwegnehmen und Sich-selber-Steigern. Der Eudämonismus ist also eine Folge ungenauer Beobachtung. Man handelt nicht um des Vergnügens willen: das ist aber die Illusion des Handelnden.

368.

Das Ziel-setzen selber ist eine Lust, — eine Masse Kraft des Intellektes giebt sich aus im Mittel- und Zweck-Denken!

Wollen: ein drängendes Gefühl, sehr angenehm! Es ist die Begleit-Erscheinung alles Ausströmens von Kraft. Ebenso schon alles Wünschen an sich (ganz abgesehn vom Erreichen).

369.

Wir schließen auch bei uns selber auf die Ursprünge einer Handlung aus Zeichen: solche sind unsere der That voranlaufenden Affekte, Vorbilder, Zwecke u. s. w.

Daß eine Handlung einem Zweck gemäß sich entwickelt, ist oft der Fall: aber der Zweck ist dabei nicht Ursache, sondern Wirkung derselben Vorgänge, welche die eigentliche Handlung bedingten.

370.

„Wir handeln nach ‚Zwecken'" (nach Vorstellungen zu erwartender angenehmer Gefühle) — so sagen wir. In Wahrheit geschieht etwas ganz Anderes, Unbewußtes und Unwißbares: den kleinsten Theil Dessen, was geschieht, fassen wir in's Auge beim Worte „Zweck und Mittel" — und auch den legen wir erst aus als Zweck und Mittel.

Wir reden so, als ob die Gefühle Ursachen wären und Ursachen sein könnten im Reich des Nicht-Fühlenden. Die Bilder und Reflexe eines Prozesses werden von uns als Prozeß selber verstanden und ausgedeutet.

Das ist unser größter Irrthum, zu meinen, die Wirklichkeit eines Vorgangs werde durch Lust und Schmerz bewiesen, hier gehe es am realsten zu.

Die Gefühle als Begleit-Erscheinungen können uns wohl die Folge der Vorgänge lehren, von denen sie Bilder sind: aber nicht die Causalität dieser Folge.

371.

Mit „Zwecken und Mitteln“ redet man eine Zeichensprache: man bezeichnet aber nur das Nebensächliche der Handlung damit (ihr Verhältniß zu den Begleit-Erscheinungen Lust und Schmerz).

372.

Erster Unsinn: Alles Leben ist Wollen eines Zweckes; der Egoismus ist Wille zum eigenen Glücke.

Zweiter Unsinn: Moralisch ist, einem fremden Willen dienen und Selbstverleugnung.

Also der Zweck des Lebens liegt nicht im Glücke: erste Einsicht! Der Zweck des sittlichen Lebens soll im Willen eines Andern liegen. — Aber was ist denn dieser Wille des Andern wieder, als ein Wille zur Befriedigung?

Der einzelne Wille verfolgt den Zweck: Glück; — unmöglich, es zu finden! Also hat der einzelne Wille einen anderen Willen sich als Zweck vorzusetzen, er ist Mittel für einen Zweck eines Andern. — Aber Herr von Hartmann! Sofern er einen Willen überhaupt fördert — sei es den des Nächsten oder des Weltprozesses —, so arbeitet er ja an der Verlängerung des Elends: und zwar nachdem er begriffen hat, daß aller Wille wesentlich elend ist! Somit ist seine Förderung

entweder Wahnsinn oder Bosheit. Hier ist aber der zweite Unsinn vorausgesetzt, daß ein unegoistisches Handeln möglich ist.

Der erste Unsinn: alles Handeln ist ein Wollen von Befriedigungen.

Der zweite Unsinn: es giebt ein unegoistisches Handeln, ein Handeln als Nichtwollen des eigenen Selbst, aber Wollen eines fremden Selbst!

Meine Ansicht: die Absichten, Wünsche, Zwecke sind sekundär, — „das Streben nach Glück“ ist thatsächlich gar nicht allgemein da; aber gar ein Streben nach fremdem Glück und Nichtstreben nach eigenem („Verleugnung“) ist gar nicht möglich, — während ein theilweises Streben nach eigenem Glück möglich ist. Bei allem Handeln kommt Viel heraus auch für die Andern!

373.

Wille als Streben nach Lust: setzt voraus, daß Wollen selber nach seinem Ende begehrt (Hartmann).

Das, was durch eine Handlung erreicht wird, wird in's Auge gefaßt: das Motiv soll liegen in der Vorstellung vom Resultat der Handlung (z. B. einem erreichten Gemüthszustand).

„Was der Mensch ohne Reflexion ohne Weiteres will, ist Lust: ‚Glück‘, — eine vielseitige, erschöpfende und andauernde Lust“ (Hartmann).

Bei Epikur kommt Alles auf das richtige Abwägen von Lust gegen Unlust an: folglich ist φρόνησις die Haupttugend, das Fundament: — Klugheits-Moral.

Die Bedeutung der sinnlichen Lust ist: uns von Begierden und Bedürfnissen zu befreien, welche die ἀταραξία der Seele stören.

Glückseligkeit als Endzweck des Einzellebens. Aristoteles und Alle!

Also es ist die Herrschaft des Zweckbegriffs, die alle Moralisten bisher verdorben hat. „Es muß doch ein Wozu? des Lebens geben!“ (Schopenhauer hat noch den unbewußten Zweck dazu gebracht!)

Daß auch das vernünftige, bewußte Leben hinein gehört in die Entwicklung des zwecklosen Lebens — ego. Das Wesentliche an allem Handeln ist zwecklos oder indifferent gegen eine Vielheit von Zwecken.

374.

Allgemeiner Glaube an den Werth des sinnlichen Wohlbefindens: alles Handeln soll ein Weg und Umweg dahin sein!

375.

Die großen Fälschungen der Psychologen:

1. Der Mensch strebt nach Glück.

2. Die Moral ist der einzige Weg zum Glücklichwerden —.

Fader und leerer Begriff der christlichen „Seligkeit“.

376.

„Das Glück der Meisten“ ist für Jeden ein Ideal zum Erbrechen, der die Auszeichnung hat, nicht zu den Meisten zu gehören.

377.

Wir haben uns von der logischen Mania der Alten noch nicht freigemacht: sie schätzten Nichts mehr, als die Dialektik, — so auch „Absichten“, „Zwecke“.

Alle unsre Zwecke nehmen sich, aus einer gewissen Ferne gesehn, als Versuche und Würfe aus, — es wird experimentirt.

Wir müssen am Willkürlichen, Unlogischen in unsern besten Zwecken festhalten!

Wir würden nie handeln, wenn wir alle Folgen uns vorstellten.

378.

Die Natur will Nichts, aber sie erreicht immer Etwas: — wir wollen Etwas und erreichen immer etwas Anderes. Unsre „Absichten" sind nur „Zufälle" —.

379.

Bei jedem noch so zweckbewußten Thun ist die Summe des Zufälligen, Nicht-Zweckmäßigen, Zweck-Unbewußten daran ganz überwiegend, gleich der unnütz ausgestrahlten Sonnen-Gluth: Das, was Sinn hätte, ist verschwindend klein.

380.

Wir wählen die Fakta aus, wir interpretiren sie — unbewußt. (So auch die Menschen, die an uns hängen bleiben —.)

Gegen unsre Zwecke gerechnet und gegen alles bewußte Wollen, giebt es eine gewisse größere Vernunft in unserm ganzen Handeln, — viel mehr Harmonie und Feinheit, als wir bewußt uns zutrauen.

381.

Ich habe mich für meine eigne Person daran gewöhnt, in allem moralischen Urtheilen eine stümperhafte

Art Zeichensprache zu sehn, vermöge deren sich gewisse physiologische Thatsachen des Leibes mittheilen *möchten*: an Solche, welche dafür Ohren haben. Aber wer hatte bisher dafür Ohren! — Daß in der That bisher die Ohren dafür fehlten (oder falsche Ohren und falsche Auslegungen da waren) und das Bewußtsein sich Jahrtausende vergeblich bemüht hat und sich *selber falsch auslegte*, — dies ist ein Beweis dafür. Dennoch glaube ich, daß es eine Zukunft für das Verständniß der Moral giebt und daß an dieses bessere Verstehen sich Hoffnungen für die Verbesserung des menschlichen Leibes anhängen dürften.

382.

Wer einigermaßen sich vom Leibe eine Vorstellung geschaffen hat — wie viele Systeme da zugleich arbeiten, wie viel für einander und gegen einander gethan wird, wie viel Feinheit in der Ausgleichung u. s. w. da ist — der wird urtheilen, daß alles Bewußtsein, dagegen gerechnet, etwas Armes und Enges ist: daß kein Geist nur annähernd ausreicht für Das, was vom Geiste hier zu leisten wäre, und vielleicht auch, daß der weiseste Sittenlehrer und Gesetzgeber sich plump und anfängerhaft inmitten dieses Getriebes von Krieg der Pflichten und Rechte fühlen müßte. Wie Wenig wird uns bewußt! Wie sehr führt dies Wenige zum Irrthum und zur Verwechslung! Das Bewußtsein ist eben ein *Werkzeug*: und in Anbetracht, wie Viel und Großes ohne Bewußtsein geleistet wird, nicht das nöthigste, noch das bewunderungswürdigste, — im Gegentheil: vielleicht giebt es kein so schlecht entwickeltes Organ, kein so vielfach fehlerhaft arbeitendes: es ist eben das letzt-entstandene

Organ, und also noch ein Kind, — verzeihen wir ihm seine Kindereien! (Zu diesen gehört außer vielem Andern die Moral, als die Summe der bisherigen Werthurtheile über Handlungen und Gesinnungen der Menschen.)

Also müssen wir die Rangordnung umdrehen: alles „Bewußte" ist nur das Zweit-Wichtige; daß es uns näher und intimer ist, wäre kein Grund, wenigstens kein moralischer Grund, es anders zu taxiren. Daß wir das Nächste für das Wichtigste nehmen, ist eben das alte Vorurtheil. — Also umlernen! in der Hauptschätzung! Das Geistige ist als Zeichensprache des Leibes festzuhalten!

383.

Unser Leib ist etwas viel Höheres, Feineres, Complicirteres, Vollkommneres, Moralischeres, als alle uns bekannten menschlichen Verbindungen und Gemeinwesen: die Kleinheit seiner Werkzeuge und Diener ist kein billiges Argument dagegen! Was Schönheit betrifft, so steht seine Leistung am höchsten: und unsre Kunstwerke sind Schatten an der Wand gegen diese nicht nur scheinende, sondern lebendige Schönheit!

384.

Die ganze Ehrfurcht, die wir bisher in die Natur gelegt haben, müssen wir auch empfinden lernen bei der Betrachtung des Leibes: es ist erbärmlich, sich von „groß" und „klein" so tyrannisiren zu lassen! Was der Wald, das Gebirge uns zu sagen hätte — und die fernen Himmelskörper, „die uns in die Einsamkeit rufen" (Emerson), — „diese Entzückungen sind heilsam, sie machen uns nüchtern".

385.

Die Verachtung des Körpers ist die Folge der Unzufriedenheit mit ihm: und die Überschätzung des Geistes und der moralischen Gesetze ist der Zustand Solcher, welche gern etwas Höheres werden wollen und im Wandeln unter „ewigen Werthen“ glauben größer zu werden. Aber das Verlangen nach Unvergänglichem ist die Folge der Unzufriedenheit: — hier ist der Wille zur Cultur, als ein Verlangen des „Unzufriedenen mit sich“.

Schönheit des Leibes — das ist von den Künstlern zu „oberflächlich“ gefaßt worden: dieser Oberflächen-Schönheit müßte eine Schönheit im ganzen Getriebe des Organismus nachfolgen, — insofern reizen die höchsten Bildner zur Erschaffung schöner Menschen: das ist der Sinn der Kunst, — sie macht unzufrieden, wer sich vor ihr beschämt fühlt, und schaffenslustig, wer Kraft genug hat. Die Folge eines Drama's ist: „so will ich auch sein, wie dieser Held“, — Anreizung der schöpferischen, auf uns selber gewendeten Kraft!

386.

Gegen Kant. — Natürlich bin ich auch mit dem Schönen, das mir gefällt, durch ein Interesse verbunden. Aber es liegt nicht nackt vor. Der Ausdruck von Glück, Vollkommenheit, Stille, selbst das Schweigende, Sich-beurtheilen-Lassende des Kunstwerks — redet alles zu unsern Trieben. — Zuletzt empfinde ich nur als „schön“, was einem Ideal meiner eignen Triebe („dem Glücklichen“) entspricht; z. B. kann Reichthum, Glanz, Frömmigkeit, Machtausströmung, Ergebung verschiedenen Völkern zum Gefühle „schön“ werden.

387.

Groß genug, um das Verachtete zu vergolden: geistig genug, um den Leib als das Höhere zu begreifen — das ist die Zukunft der Moral!

Wir müssen die Erhabenheit, vor der wir uns in der Natur beugen, in unsern Absichten und Willen bejahen, — wir sollen die Erlöser der Natur und nicht ihre Vergöttlicher sein! „Vergöttlichung der Natur“ — das ist die Folge der Armuth, Scham, Angst, Thorheit!

Unsre Handlungen sollen falsch verstanden werden, wie Epikur falsch verstanden wird! Es charakterisirt jeden Propheten, daß er bald verstanden wurde, — es setzt ihn herab! Wir müssen erst Menschen haben, deren Bedeutung nach Jahrhunderten sichtbar wird, — unser „Ruhm“ bisher war etwas Armseliges! — Ich will lange nicht verstanden sein.

Andrerseits müssen wir es tragen, falsch zu verstehen und Mehr zu sehen, als da ist: oh ihr, die ihr nicht Mehr thut, als den „großen Menschen“ zu verstehen! Eure Kraft sollte die sein, noch hundert Meilen höhere Wesen über ihm zu sehen! Und das nenne ich Idealität: einen Sonnenaufgang zu sehen, wo — eine Kerze angezündet wird!

Das wäre der höchste Glanz auf dem Tode, daß er uns weiter führt in die andre Welt, und daß wir Lust haben an allem Werdenden und darum auch an unserm Vergehen! „Für den Weisen verwandelt sich die Natur in ein ungeheures Versprechen“ (Emerson). Nun, du selber bist Natur und versprichst mit ihr das Ungeheure und hütest dich wohl, dein eignes Geheimniß vorschnell auszukundschaften!

388.

Die Moralen Kant's, Schopenhauer's gehen, ohne es zu merken, schon von einem moralischen Kanon aus: der Gleichheit der Menschen, und daß, was für den Einen Moral ist, es auch für den Andern sein müsse. Das ist aber schon die Consequenz einer Moral, vielleicht eine sehr fragwürdige.

Ebenso setzt die Verwerfung des Egoismus schon einen moralischen Kanon voraus. Warum wird er verworfen? Weil er als verwerflich gefühlt wird. Aber das ist schon die Wirkung einer Moral, und keiner sehr durchdachten!

— Und daß man eine Moral will, setzt schon einen moralischen Kanon voraus! Man sollte doch Ehrfurcht haben vor dieser einverleibten Moral der Selbsterhaltung! Sie ist bei Weitem das feinste System der Moral!

Die thatsächliche Moralität des Menschen in dem Leben seines Leibes ist hundertmal größer und feiner, als alles begriffliche Moralisiren es war. Die vielen „Du sollst", die fortwährend in uns arbeiten! Die Rücksichten von Befehlenden und Gehorchenden unter einander! Das Wissen um höhere und niedere Funktionen!

Der Versuch zu machen, alles Zweckmäßig-Scheinende als das allein Leben-Erhaltende und folglich allein Erhaltene zu fassen — —

Wie der Zweck sich zum eigentlichen Vorgang verhält, so das moralische Urtheil zu dem wirklichen vielfältigeren und feineren Urtheilen des Organismus, — nur ein Ausläufer und Schlußakt davon.

389.

Am Leitfaden des Leibes erkennen wir den Menschen als eine Vielheit belebter Wesen, welche, theils mit einander kämpfend, theils einander ein- und untergeordnet, in der Bejahung ihres Einzelwesens unwillkürlich auch das Ganze bejahen.

Unter diesen lebenden Wesen giebt es solche, welche in höherem Maße Herrschende als Gehorchende sind, und unter diesen giebt es wieder Kampf und Sieg.

Die Gesammtheit des Menschen hat alle jene Eigenschaften des Organischen, die uns zum Theil unbewußt bleiben, zum Theil in der Gestalt von Trieben bewußt werden.

390.

Daß der Mensch eine Vielheit von Kräften ist, welche in einer Rangordnung stehen: so, daß es Befehlende giebt, aber daß auch der Befehlende den Gehorchenden Alles schaffen muß, was zu ihrer Erhaltung dient, somit selber durch deren Existenz bedingt ist. Alle diese lebendigen Wesen müssen verwandter Art sein, sonst könnten sie nicht so einander dienen und gehorchen: die Dienenden müssen, in irgendeinem Sinne, auch Gehorchende sein, und in feineren Fällen muß die Rolle zwischen ihnen vorübergehend wechseln, und Der, welcher sonst befiehlt, einmal gehorchen. Der Begriff „Individuum“ ist falsch. Diese Wesen sind isolirt gar nicht vorhanden: das centrale Schwergewicht ist etwas Wandelbares; das fortwährende Erzeugen von Zellen u. s. w. giebt einen fortwährenden Wandel der Zahl dieser Wesen. Und mit Addiren ist überhaupt nichts gemacht. Unsre

Arithmetik ist etwas zu Grobes für diese Verhältnisse und nur eine Einzel-Arithmetik.

391.

Moral ist ein Theil der Lehre von den Affekten: — wie weit reichen die Affekte an's Herz des Daseins?

392.

Wir können alles Das, was noth thut, um den Organismus zu erhalten, als „moralische Forderung" fassen: es giebt ein „Du sollst" für die einzelnen Organe, das ihnen vom befehlenden Organe zukommt. Es giebt Unbotmäßigkeit der Organe, Willens- und Charakter-schwächen, des Magens z. B.

— Es herrscht da nicht eine mechanische Nothwendigkeit — — —? Es wird Manches befohlen, was nicht völlig geleistet werden kann (weil die Kraft zu gering ist). Aber oft äußerste Anspannung, des Magens z. B., um seine Aufgabe zu vollenden, — ein Willens-Aufgebot, wie wir dies selber an uns kennen bei schweren Aufgaben. Die Anstrengung und ihr Grad ist nicht aus bewußten Motiven zu begreifen: Gehorsam ist am Organe nicht ein sich abspielender Mechanismus — — —?

393.

Die Rangordnung hat sich festgestellt durch den Sieg des Stärkeren und die Unentbehrlichkeit des Schwächeren für den Stärkeren und des Stärkeren für den Schwächeren, — da entstehen getrennte Funktionen: denn Gehorchen ist ebenso eine Selbst-Erhaltungs-Funktion als, für das stärkere Wesen, Befehlen.

Ob es im menschlichen Organismus, zwischen den verschiedenen Organen, „Mitleid" giebt? Gewiß, im höchsten Grade. Ein starkes Nachklingen und Um-sich-greifen eines Schmerzes: eine Fortpflanzung des Schmerzes, doch nicht des gleichen Schmerzes. (Aber ebenso steht es ja auch bei den Individuen unter einander!)

394.

Grundproblem der „Ethik". — Leid- und Lustmachen: mitleiden, wehethun — das setzt Alles schon eine Werthschätzung von Leid und Lust voraus. „Nützlich", „schädlich" sind höhere Begriffe: es kann sein, daß ich wehe thun (und „auf schlechte Weise" wohlthun!) muß, um zu nützen. Gar im weiteren Sinne: es könnte sein, daß ich die ganze Immoralität brauche, um im großen Sinne zu nützen.

Aber, was ist ursprünglicher, Lust und Leid — oder „nützlich" und „schädlich"? Ist vielleicht alles Schmerz- und Lust-empfinden erst eine Wirkung des Urtheils „nützlich", „schädlich" (gewohnt, sicher, ungefährlich, bekannt u. s. w.)?

Im Urtheil über gewisse Dinge sehen wir Ekel verschwinden: die Harmonie der Töne ursprünglich ohne Lust. Der Genuß an Linien vielfach unbegreiflich. Der Genuß an Formeln, an dialektischen Bewegungen entsteht erst.

Wenn aber Lust und Unlust erst Resultate von Werthschätzungen sind, so liegen die Ursprünge der Werthschätzung nicht in den Empfindungen. Die Urtheile „höhere" und „niedere Funktionen" müssen schon in allen organischen Gebilden da sein, lange vor allen Lust- und Unlust-Empfindungen.

Die Rangordnung ist das erste Resultat der Schätzung: im Verhältniß der Organe zu einander müssen schon alle Tugenden geübt werden — Gehorsam, Fleiß, Zu-Hülfe-kommen, Wachsamkeit —, es fehlt ganz der Maschinen-Charakter in allem Organischen (Selbstregulirung).

395.

Das „Höher“ und „Niedriger“, das Auswählen des Wichtigeren, Nützlicheren, Dringlicheren, besteht schon in den niedrigsten Organismen. „Lebendig“: das heißt schon „schätzen“. — In allem Willen ist Schätzen — und Wille ist im Organischen da.

396.

Egoismus als das perspektivische Sehen und Beurtheilen aller Dinge zum Zwecke der Erhaltung: alles Sehen (daß überhaupt Etwas wahrgenommen wird, das Auswählen) ist schon ein Werthschätzen, ein Acceptiren, im Gegensatze zu einem Zurückweisen und Nicht-sehen-wollen.

Werthschätzungen stecken in allen Sinnes-Thätigkeiten. Werthschätzungen stecken in allen Funktionen des organischen Wesens.

Daß Lust und Unlust ursprüngliche Formen der Werthschätzung sind, ist eine Hypothese: vielleicht sind sie erst Folgen einer Werthschätzung.

Das „Gute“ ist, von zwei verschiedenen Wesen aus gesehn, etwas Verschiedenes. Es giebt ein Gutes, das die Erhaltung des Einzelnen, ein Gutes, das die Erhaltung seiner Familie oder seiner Gemeinde oder seines Stammes zum Maße hat, — es kann ein Widerstreit im Individuum entstehn, zwei Triebe.

Jeder „Trieb“ ist der Trieb zu „etwas Gutem“, von irgend einem Standpunkte aus gesehn; es ist Werthschätzung darin: nur deswegen hat er sich einverleibt.

Jeder Trieb ist angezüchtet worden als zeitweilige Existenz-Bedingung. Er vererbt sich lange, auch nachdem er aufgehört hat, es zu sein.

Ein bestimmter Grad des Triebes im Verhältniß zu andern Trieben wird, als erhaltungsfähig, immer wieder vererbt; ein entgegengesetzter verschwindet.

397.

Moralische Handlungen — die organischen Funktionen der Individuen, bei welchen nicht das Individuum Zweck ist, sondern ein höheres Prinzip (das höhere Prinzip kann eine Gemeinde sein): oder vielmehr: Versuch einer Umbildung in organische Funktionen. Fortwährend, wo Lebendiges zusammenkommt, entsteht das Einwirken auf einander und ein Zusammentreten mit dem Versuche, ob da ein Organismus sich bilden kann. So Mensch zu Mensch.

Man soll aber auch die schlechten Handlungen auf diese Funktions-Eigenschaft ansehn! ihre Nützlichkeit in diesem außerindividuellen Sinne! Der Organismus besteht durch Kampf!

Die Begleit-Erscheinungen haben sich vielfach verwandelt: Manches ist jetzt mit Unlust verbunden, ehedem mit Lust. Auch die großen Einfälle der Klugheit mögen ehemals den Eindruck der Inspiration gemacht haben: ganz andere Taxation der Klugheit, — als dämonisch.

Die Lust im Schaden-thun; Bosheit, Verleumdung, Verfeindung aus Passion. Mord-Lust. Unter welchen Umständen natürlich? Wann pathologisch? Atavismus?

398.

Unsere Handlungen formen uns um: in jeder Handlung werden gewisse Kräfte geübt, andere nicht geübt, zeitweilig also vernachlässigt: ein Affekt bejaht sich immer auf Unkosten der andern Affekte, denen er Kraft wegnimmt. Die Handlungen, die wir am meisten thun, sind schliesslich wie ein festes Gehäuse um uns: sie nehmen ohne Weiteres die Kraft in Anspruch, es würde anderen Absichten schwer werden, sich durchzusetzen. — Ebenso formt ein regelmäßiges Unterlassen den Menschen um: man wird es endlich Jedem ansehn, ob er sich jedes Tags ein paarmal überwunden hat oder immer hat gehn lassen. — Dies ist die erste Folge jeder Handlung: sie baut an uns fort, — natürlich auch leiblich.

Zu jeder Handlung gehört nun auch eine Meinung bei uns über uns in Bezug auf diese Handlungen. Unsere Meinung über uns ist ebenso eine Folge jeder Handlung, — sie baut an der Gesammtschätzung, die wir von uns haben, ob schwach, stark u. s. w., lobenswerth, tadelnswerth, ob wir das Urtheil Anderer zu scheuen haben, ob wir uns in jedem Lichte zeigen können. Vielleicht gewöhnt man sich, sich selber zu belügen: die Folge davon, die absichtlich fehlerhafte Taxation und die Verrenkung des Auges, das Falschsehen, muß sich natürlich zuletzt wieder in den Handlungen zeigen. Die Falschheit gegen uns, der Mangel an Vertrauen gegen uns, die Furcht vor uns, die Verachtung von uns — alle die Affekte der ohnmächtigen Naturen verändern fortwährend auch den Leib. Das Bewußtsein des Mangels an Selbst-Beherrschung, der unnoble Ausdruck kommt hinein — und selbst wenn Einer allein auf einer Insel lebte.

399.

Vollkommen abgesehn von allen Mitmenschen, giebt es eine fortwährende Veränderung im Werthe des Menschen, ein Besser- oder Schlechterwerden:

1) weil jede Handlung an seinem Affekt-Systeme baut;
2) weil die mit jeder Handlung verbundene Taxation an ihm baut und wieder die Ursache der späteren Handlungen wird.

Das Gemeine, Unnoble wächst — oder nimmt ab u. s. w. Der Gemeinheit entspricht ein vollkommnes leibliches Substrat, und wahrlich nicht bloß in Gesichtszügen.

400.

Praktische Consequenz: Umänderung der Charaktere; Züchtung an Stelle des Moralisirens.

Mit direkter Einwirkung auf den Organismus zu arbeiten, — statt mit der indirekten der ethischen Zucht! Eine andere Leiblichkeit schafft sich dann schon eine andere Seele und Sitte. Also Umdrehen!

Das plebejische Mißtrauen gegen die Affekte bei Sokrates: „sie sind häßlich, wild, — also zu unterdrücken“ — deshalb hat Epikur die Vornehmheit voraus, vor den Stoikern. Diese aber sind populärer verständlich.

Ebenso ist der christliche Heilige ein plebejisches Ideal.

401.

— Ob sich denn die höhere Art nicht besser und schneller erreichen lasse, als durch das furchtbare Spiel

von Völkerkriegen und Revolutionen? — ob nicht mit Ernährung, Züchtung, Ausscheidung bestimmter Versuchsgruppen?

402.

Bei aller Moral handelt es sich darum, höhere Zustände des Leibes zu erfinden, oder zu suchen wie bisher getrennte Fähigkeiten zusammen möglich sind.

403.

Muth, Scham, Zorn haben Nichts an sich mit Begriffen zu thun — physiologische Thatsachen, deren Name und seelischer Begriff nur Symbol ist.

Was sagt die Sprache aus von den Namen der Affekte? (z. B. ira).

Was heißt es: einen Menschen umändern durch Moral? also physiologisch, durch häufige Furcht oder hohe Wallungen, Ermattung? —

Die Einwirkungen der Krankheiten auf die Affekte zu studiren.

404.

Ich mußte die Moral aufheben, um meinen moralischen Willen durchzusetzen.

Gesetzt, es gilt die Moral, so darf ich nicht den Nächsten durch mein Richterthum vergewaltigen. Dann auch nicht terrorisiren (abschrecken). Ja, er ist unschuldig.

Ringen um die Macht! Mein Ideal durchsetzen, auf die Weise, die aus meinem Ideal folgt!

Die Verachtung des Machtgewinnes und -Einflusses ist wider das Prinzip des Organischen.

405.

Glück ist nicht das Ziel: sondern Machtgefühl, — eine ungeheure Kraft im Menschen und in der Menschheit will sich ausgeben, will schaffen; es ist eine fortwährende Kette von Explosionen, die keineswegs das Glück zum Ziel haben.

406.

Erobern — ist die natürliche Consequenz einer überschüssigen Macht: es ist dasselbe wie das Schaffen und Zeugen, also das Einverleiben seines eignen Bildes in fremden Stoff. Deshalb muß der höhere Mensch schaffen, das heißt sein Höhersein Anderen aufdrücken, sei es als Lehrer, sei es auch als Künstler. Denn der Künstler will sich mittheilen, und zwar seinen Geschmack: ein Künstler für sich ist ein Widerspruch. Ebenso steht es mit den Philosophen: sie wollen ihren Geschmack an der Welt herrschend machen, — deshalb lehren und schreiben sie. Überall, wo überschüssige Macht da ist, will sie erobern: dieser Trieb wird häufig Liebe genannt, Liebe zu Dem, an welchem sich der erobernde Instinkt auslassen möchte. — Der Eitle will gefallen, er will nach dem Geschmack Anderer sein: darin zeigt sich der Mangel an schaffender Kraft, — er ist „leer“. Der Unwahre, der Heuchler fürchtet sich vor dem Geschmack Anderer, selbst der Kluge, Vorsichtige: ein Mangel an überschüssiger Kraft ist hier die Voraussetzung, — während das Unbedenkliche, Übermüthige, Trotzige, Unbesorgte, Aufrichtige, Übereilte, Unvorsichtige leicht bei der Menge der Kraft sind, welche die Spannung zu groß macht und die Handlungen

schnell heraustreibt — wider die Nützlichkeit. Hieraus erklärt sich auch, warum die Klugheits-Rücksicht nicht in gutem Rufe bei den Mächtigen steht: es ist leicht ein Anzeichen von Kraft-Mangel, klug zu sein. Andrerseits ist die unkluge Handlung unter Umständen nobel: und daher vielleicht auch das Lob des Uneigennützigen. (Der Uneigennützige, d. h. Der, welcher nicht klug und vorsichtig handelt, sondern wie Einer, der überströmt — was liegt ihm daran, wohin?) Der Berechnende wird verachtet: aber Der, welcher für das Ganze der Gemeinde berechnet, um so mehr bewundert. Denn man nimmt an, daß man nicht überflüssigerweise „klug" ist: Denken gilt als schwer — — —.

So entsteht das Lob der Weisheit: als das Lob Dessen, der viel, gut und leicht denkt, rechnet, abwägt, und nicht aus Klugheit und des Nutzens willen, sondern aus Liebe zur Gemeinde, zur Verewigung ihrer Gedanken und Institutionen. Es ist etwas Seltenes!

407.

Die Furcht vor der Macht als produktiver Gewalt. Hier ist das Reich der Religion. Andrerseits erscheint es als höchstes Streben des Menschen, mit dem Mächtigsten, was es giebt, Eins zu werden. Dies ist der Ursprung z. B. des Brahmanismus: erzeugt innerhalb der Kaste der Herrschenden, als phantastische Weiterbildung des Machtbedürfnisses, wahrscheinlich weil seine Entladung in Kriegen fehlt.

Die Verschmelzung mit der Gottheit kann Gier nach der höchsten Wollust sein (weiblich-hysterisch bei manchen Heiligen) oder Gier nach höchster Ungestörtheit

und Stille und Geistigkeit (Spinoza) oder Gier nach Macht u. s. w. Oder selbst die Consequenz der rathlosesten Furchtsamkeit; es ist die einzige Rettung und Flucht, sich in Gott zu flüchten. Das Raffinirteste ist wohl „Überwindung der Gnade“ bei den Mystikern.

408.

Die Handlungen, welche das Wohl der Gemeinde, des Organismus constituiren, sind nicht um dieses Zweckes willen entstanden: alle moralischen Gewohnheiten haben eine Vorgeschichte, — jede Art Handlung hat ursprünglich einen andern Zweck und Sinn (— wie das Sehen nicht die Absicht bei der Entstehung des Auges war, und wie das Auge wieder benutzt worden ist zum Ausdruck des Gefühls).

Mittel, sich auszudrücken, sich mitzutheilen: — ursprünglich aber war nicht die Absicht da, sich mitzutheilen, sondern alles Mittheilen ist eigentlich ein Annehmenwollen, ein Fassen- und Aneignen-wollen (mechanisch). Den Andern sich einverleiben, — später den Willen des Andern sich einverleiben, sich aneignen; es handelt sich um Eroberung des Andern. Sich mittheilen ist also ursprünglich seine Gewalt über den Andern ausdehnen: diesem Trieb ist eine alte Zeichensprache zu Grunde liegend, — das Zeichen ist das (oft schmerzhafte) Einprägen eines Willens auf einen andern Willen. — Sich zu verstehen geben durch Stöße (Ameisen).

Auch die Verletzungen des Anderen sind Zeichensprache des Stärkeren.

So ist Verstehen ursprünglich eine Leidempfindung und Anerkennen einer fremden Macht. Schnell, leicht

verstehen wird aber sehr rathsam (um möglichst wenig Püffe zu bekommen). Das schnellste gegenseitige Verständniß ist das wenigst schmerzhafte Verhältniß zu einander: deshalb wird es erstrebt.

Negativ: Sympathie ursprünglich die Schöpferin der Heerde.

409.

Mitleid: von mir zurückgeführt auf unwillkürliche Nachahmung der Zeichen, die man sieht.

410.

Alle Moral ist eigentlich nur eine Verfeinerung der Maßregeln, welche alles Organische nimmt, um sich anzupassen und doch zu ernähren und Macht zu gewinnen. Das Verhältniß eines Menschen zu einem andern ist eines mechanischen Ausdrucks fähig, als einer Veränderung der Bewegungs-Curve seines Wesens.

411.

Der „Nächste" als unser Erzeugniß: — die Züge ihm gegeben, auf welche unsre Triebe reagiren. Das ganze Bild ein uns nützliches Erzeugniß: das uns Wohlthätige, Schädliche u. s. w. ist herausgekehrt — zum Zwecke der Assimilation oder der Flucht.

Was ist also „Nächstenliebe"?

Der Nächste an sich unerkennbar, sondern nur nach uns zu erschließen, und dies gemäß unsrer Feinheit und Grobheit von Beobachtung: unsrer Übereiltheit im Schließen (Sache der Furcht oder der Sehnsucht) u. s. w. —

Wir bekämpfen in unsern Feinden das uns Schädlich-Scheinende: was unserm Wachsthum, unserm Fortleben hinderlich ist, was uns die Luft verdirbt: wir bekämpfen also unsre Triebe des Mißtrauens, der Spannung, — das heißt Eine Art Triebe beseitigt eine andre.

412.

Das „Wohl des Nächsten" ist an sich erstrebenswerth 1) wenn Wohl erstrebenswerth ist; 2) wenn feststeht, welche Art von Wohl, — da es solche giebt, die sich als Ziele widersprechen und hemmen; 3) wenn schon ein Werth der Personen feststeht und klar ist, daß der „Nächste" höheren Werth als ich hat. — Die angenehmen, begeisterten sentiments der Hingebung u. s. w. müssen erbarmungslos kritisirt werden; an sich enthalten sie vermöge des Tropfens Annehmlichkeit und Begeisterung, der in ihnen ist, noch kein Argument für, sondern nur eine Verführung dazu.

413.

Ich sagte heute „oh das ist ein guter Mensch!" Dabei hatte ich das Gefühl, als ob ich einen schönen, reifen, vollen Apfel mit sanfter Haut in der Hand hätte: ein Gefühl der Zärtlichkeit, wie als ob es mich zu ihm zöge: ein Gefühl der Sicherheit, wie als ob ich hier unter einem Baum ruhen dürfe: ein Gefühl der Verehrung, als ob ein Gegenstand da sei, den man nur mit den saubersten Händen fassen dürfe: ein Gefühl von Sattwerden, wie als ob ich aus einer Unbefriedigung mit Einem Male erlöst würde. Also entsprach dem moralischen Urtheile

„gut“ ein Zustand an mir, welcher beim Denken an einen gewissen Menschen eintrat. Es ist dasselbe, wie wenn ich einen Stein „hart“ nenne.

414.

Mitleiden. — Zunächst Nachbilden eines fremden *Schmerzes*. Darauf muß nun eine Reaktion erfolgen:

- *entweder* gewaltsames Sich-aus-dem-Sinne-schlagen, Davonlaufen (wie beim Anblick einer ekelhaften Wunde)
- *oder* positives Beseitigen und Vernichten des uns Wehethuenden, also mit Eingriff in die Sphäre des Leidenden, von ihm als Hülfe u. s. w. *interpretirt*.

Über jedes Leiden sind wir *empört*, wenn es sinnlos ist, „*unverdient*“ ist (unsre Gewohnheit, zu tadeln und zu strafen, wirkt hier als *verletzter Trieb*: das Bild des Leidenden ist ein Angriff auf die Grundlagen dieses Triebes). Wir reagiren gegen diese Empörung mit „Hülfe“ u. s. w.

Sodann: — wir schaudern, wir selber fühlen die Gefährlichkeit, Unsicherheit, Plötzlichkeit des Unglücks, „es ist unglaublich!“ — unser Sinn für das *Harmonische* und Logische ist empört.

Wo wir fühlen, helfen zu können, erwacht unser *Machtgefühl*: daher der Pflichteifer, die Anspannung, der Heroismus bei dem Retten von Verunglückten; die Lust an einer Gelegenheit, tapfer zu sein u. s. w.

Liebe, Zärtlichkeit sind nicht *nothwendig* dabei!

415.

Die Lust an Seines-Gleichen, als seinen Vervielfältigungen, ist nur möglich, wenn man an sich selber Lust hat. Je mehr dies aber der Fall ist, umsomehr geht das Fremde uns wider den Geschmack: der Haß und Ekel am Fremden ist gleich groß wie die Lust an sich.

Aus diesem Haß und Ekel ergiebt sich, daß man vernichtet und kalt bleibt gegen alles Fremde.

Hat man aber an sich selber Unlust, so kann dies als Brücke zu einem allgemeinen Menschen-Mitleid und Annäherung benutzt werden: 1) man verlangt nach dem Anderen, daß wir uns über ihm vergessen: Geselligkeit bei Vielen; 2) man vermuthet, daß der Andere auch Unlust an sich habe: und nimmt man es wahr, so erregt er nicht mehr Neid, — „wir sind gleich"; 3) wie wir uns ertragen, trotz der Unlust an uns, so gewöhnen wir uns, auch „Unsers-Gleichen" zu ertragen. Wir verachten nicht mehr: Haß und Ekel nehmen ab: Annäherung. So ist auf die Lehre der allgemeinen Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit der Mensch sich näher gerückt. Selbst die thatsächlich Mächtigen werden mit anderer Phantasie angesehn: „es sind arme elende Menschen im Grunde".

416.

Die Abwehr des Fremden (den Reiz nicht gestaltend wirken lassen, — sondern eine harte Haut, ein feindseliges Gefühl dagegen stellen): für die Meisten eine Nothdurft zur Erhaltung. Aber der reichste

Heilige lebt unter Verbrechern wie in seinem Elemente.

Wer reich ist in seiner Heiligkeit, der ist unter den Bösesten gut zu Hause: und alles Neinsagen gehört den Armen.

— Die Freisinnigkeit der Moral hat also ihre Grenze dort, wo Einer den Reiz des Fremden nur schädigend empfindet, nicht anregend.

4. Rache, Unrecht, Strafe.

417.

Blutrache. — Überall, wo die Organisation auf dem Blutbande beruht, giebt es Blutrache: das Gesammtleben des Verbandes kommt zum Ausdruck, — als unverständliche und über das Individuum hinausreichende Kraft Gegenstand religiöser Verehrung. Grundtendenz: zwischen zwei Geschlechtern wird das Gleichgewicht wiederhergestellt; das Verschulden des Einzelnen ist gleichgültig, es ist Krieg zwischen Geschlechtern. Mit dem sich bildenden Staatswesen schmilzt die Blutrache zu einem Racheakt gegen den Thäter zusammen.

Voraussetzung der Blutrache ist zunächst, daß sie eine Familien-Angelegenheit ist: die Gaugenossenschaft oder der Staat mischt sich zunächst nicht ein. Aber sie setzt die höhere Organisation schon voraus: es ist Zweikampf zwischen Gleichgeordneten, Einem Ganzen Zugehörigen. Die Feindschaft gegen die Familie des Blutschuldigen ist grundverschieden von der Feindschaft gegen Alles, was nicht zur höheren gemeinsamen Organisation gehört. Es fehlt die Verachtung, der Glaube an die tiefere Rasse des Feindes: in der Blutrache ist Ehre und Gleichberechtigung.

Friedloslegung: ein Genosse wird aus der Friedensgenossenschaft ausgestoßen, er ist jetzt vollkommen rechtlos. Leben und Gut können ihm von Jedermann genommen werden. Der Übelthäter kann bußlos von Jedermann erschlagen werden. Grundgefühl: tiefste Verachtung, Unwürdigkeit, z. B. noch im moslemischen Recht bei Ketzerei oder Schmähung des Propheten (während es bei Mord und Körperverletzung lediglich Blutrache und friedensgenossenschaftliche Bußen kennt). Es ist Ächtung: Haus und Hof wird zerstört, Weiber und Kinder und wer im Hause wohnt, wird vernichtet, z. B. im peruanischen Inka-Reiche, wenn eine Sonnenjungfrau sich mit einem Manne vergieng, mußte ihre ganze Verwandtschaft es mit dem Leben büßen, das Haus ihrer Eltern wurde dem Erdboden gleichgemacht u. s. w. Ebenso in China, wenn ein Sohn den Vater tödtet.

Also: Vergehen, welche die Existenz der Gemeinde auf's Spiel setzen, fordern die Friedloslegung heraus: der verdorbene Sproß wird ausgetilgt. Was als eine solche heillose und grundverächtliche Handlung angesehen wird, richtet sich nach Dem, was als Existenz-Bedingung der Gemeinde gilt — und kann folglich bei verschiedenen Gemeinden sehr verschieden sein.

In der Praxis entstehen Milderungen aller Art, z. B. man läßt ihm Zeit, sich durch die Flucht zu entziehn; Verbannung und Vermögenskonfiskation sind die letzten Ausläufer. Namentlich die beschimpfenden Strafen haben hier ihren Ursprung.

❧

Friedensgenossenschaft: Schutz- und Trutzverbände, in denen sich die Genossen gegenseitig Leben

und Gut verbürgen, in denen der Friedensbrecher aus dem Frieden ausgestoßen wird, in denen Kinder, Weiber, Gut und Schuld gemeinsam sind: — älteste Form.

Staatliche Bildung: ein von der Basis der Blutsverwandtschaft gelöstes Königthum, ein öffentliches Staatsrecht, individuelles Eigenthum, individuelle Haftung für Verbrechen und Schulden: — späteste Form. —

Je bestimmter eine organische Einheit (z. B. eine Gemeinde, Heerde) sich zum Bewußtsein kommt, umso stärker ist ihr Haß gegen das Fremde. Die Sympathie mit dem Zugehörigen und der Haß gegen das Fremde wachsen mit einander.

In Hinsicht auf die Continuität des gemeinschaftlichen Lebens und die Menge Gedanken, welche es in Anspruch nimmt: wie gering ist der Umfang, den die auf das Einzelwesen selbst bezüglichen Zwecke und Bilder in ihm einnehmen! Die sozialen Triebe überwiegen bei Weitem die individuellen. Die Thiere führen zu ihrem eignen Schaden Handlungen aus, die der Gruppe nützen.

Die thierische Gesellschaft beruht — um uns der jetzigen moralischen Sprache zu bedienen (die aber grundverschiedenen Empfindungen entspricht) — auf Liebe, Beständigkeit der Zuneigungen, Erziehung der Jungen, Arbeit, Sparsamkeit, Muth, Gehorsam bei den Schwachen, Besorgniß bei den Starken, Aufopferung bei Allen. Keine Gesellschaft kann sich erhalten ohne solche Eigenschaften, und in der erhaltenen werden diese Triebe vererbt: sie würden bei einem Grad von Stärke die Gesellschaft matt machen: aber es entwickeln sich antagonistische Kräfte innerhalb, in dem Grade als nach außerhalb Sicherheit eintritt. Und im vollendeten Zustand der Ruhe nach Außen löst sich die Gesellschaft in Individuen auf: es bildet sich die Spannung,

die früher zwischen Gemeinde und Gemeinde war. Damit erst giebt es Mitleid — als Empfindung zwischen Individuen, die sich als solche fühlen. (Die altruistischen Handlungen jener einheitlichen Urgesellschaften haben ein Ich-Gefühl zur Voraussetzung, aber eines Collektiv-Ichs, und sind grundverschieden von unseren Handlungen aus Mitleiden.) Vielleicht empfand ein Geschlecht zu einem andern Geschlecht innerhalb eines größeren Verbandes zuerst Etwas wie Mitleid und Achtung, also nicht gegen Individuen. Hier ist der Ursprung des Mitleidens. Ich meine: die Blutrache ist die älteste Form dieser Achtung vor einem andern Geschlecht: als Gegensatz zum absoluten Gefühl der Feindschaft.

418.

Inwiefern ist Verletzung Unrecht? — Es entsteht bei der Verletzung das Bedürfniß nach Vergeltung. Was ist das? Nicht zu verwechseln das Gefühl, einen Feind erkannt zu haben, dem wir das weitere Schädigen unmöglich machen. Oder die Absicht, das uns Genommene zurückzuerhalten oder ein Äquivalent. Eine Erbitterung ist noch dabei. An sich wird der Feind nicht als schlecht empfunden: aber fast immer ist bei dem Verletzten ein Selbst-Vorwurf: „wir waren zu sorglos, unsre Waffen waren nicht in Ordnung, wir hätten uns längst für gewarnt halten können“ u. s. w. Dieser Verdruß über uns selber — also eine geringere Achtung vor uns — ist der Hauptgrund der Erbitterung in der Rache: und auch der Anlaß zur Feinheit in der Ausführung der Rache.

Daß Alles bezahlt wird und für jedes Ding ein Äquivalent existirt, hat die Phantasie dazu geführt, auch ein Äquivalent von Schaden zu erdenken: und von Vergeltung zu reden. Aber im Grunde ist es auf etwas Andres abgesehn, auf viel Mehr als eine Abzahlung. Vergeltung ist nur eine Heuchelei und Schönfärberei des sich Rächenden. „Schuld“.

Das Gefühl der Rachelust hört auf, wenn der Verletzer sich demüthigt, den Schaden gut macht: damit ist er besiegt.

Das Absichtliche im Schädigen ist ursprünglich nicht in's Auge gefaßt: sondern daß man beschädigt ist und um wieviel. Die Strafe folgt darauf. Das Geschädigtsein wird vergolten — ist die älteste Form, nicht die feindselige Gesinnung. Die Empörung entsteht über die Schädigung, also über den Erfolg des Feindes, — nicht über die Feindseligkeit. Es ist das Gefühl des Besiegten — das Verlangen nach Vergeltung: nicht das Gefühl, daß Unrecht geschehn sei.

419.

„Rache“ — das Verlangen nach Vergeltung — ist nicht das Gefühl, daß Unrecht geschehn sei, sondern daß ich besiegt bin — und daß ich mit allen Mitteln jetzt meine Geltung wiederherstellen muß.

Unrecht entsteht erst, wo ein Vertrag gebrochen ist, wo also Friede und Treue verletzt wird. Dies ist die Empörung über eine unwürdige Handlung, unwürdig der vorausgesetzten Gleichheit der Empfindungen. Also etwas Gemeines, Verächtliches muß daran sein, das auf eine niedrigere Stufe weist. Die Gegen-Absicht kann nur die sein, das unwürdige Wesen auf diese tiefere Stufe

zu setzen: es also von uns zu trennen, auszustoßen, zu erniedrigen, ihm Schmach anzuthun. Sinn der Strafe.

Der Sinn der Strafe ist nicht: abzuschrecken, sondern in der gesellschaftlichen Ordnung Jemanden niedriger zu setzen: er gehört nicht mehr zu den uns Gleichen. Jede Maßregel, die dies bewirkt, ist ausreichend. „Ächtung". — In dieser Richtung muß sich das Strafwesen entwickeln!

420.

Der Genuß im Wehethun, weil es eine Steigerung des Machtgefühls mit sich bringt: am größten, wenn eine Verminderung vorhergieng, also in der Rache.

Der Genuß im Wohlthun ist auf ganz gleicher Basis erwachsen — und Großmuth ist eine sublimirte Rache und daher ein sehr großer Genuß.

421.

Die „Strafe" entwickelt sich im engsten Raume, als Reaktion des Mächtigen, des Hausherrn, als Ausdruck seines Zorns gegen die Mißachtung seines Befehls und Verbotes. — Vor der Sittlichkeit der Sitte (deren Kanon lautet „alles Herkömmliche soll geehrt werden") steht die Sittlichkeit der herrschenden Person (deren Kanon will, daß „der Befehlende allein geehrt werde"). Das Pathos der Distanz, das Gefühl der Rangverschiedenheit, liegt im letzten Grunde aller Moral.

422.

Ersatz der Rache. — Sobald man begriffen hat, daß der Eingriff in unser Machtgefühl es war, was uns

so kränkte, soll man darüber nachdenken, wie man sich eine Steigerung des Machtgefühls schafft. Es ist eine Geistes-Armuth, dabei stehn zu bleiben, daß man den Schädiger selber schädigt und mehr schädigt. Dies ist aber noch der Fall bei unserm Straf-Recht. Hier ist das Gemeinde-Machtgefühl beleidigt, wenn Jemand das Gesetz bricht: eine kühne Unternehmung, eine noble Handlung zum Besten des Gemeinwesens könnte recht wohl dagegen gerechnet werden! Es sollten Einzelne einen Schaden so wieder gut machen, den andre Einzelne stiften: gleichsam als überschüssige Gutthäter. — Ist aber der Einzelne beleidigt, so soll er sich eine Stufe höher begeben und so sein Machtgefühl herstellen und erweitern. Die ganze Gemeinheit der Elenden soll ein Sporn und eine Leiter der Edlen werden. — Aber man soll nicht einzelne Handlungen vergelten: Handlungen sind Symptome des ganzen Wesens, — es giebt keine einmaligen Handlungen. Sobald ich erkenne: „ein Mensch ist dessen fähig“ — so ist meine Gesammt-Stellung zu ihm verändert: von jetzt ab gilt er mir als Feind und ich will ihn nicht nur bekämpfen, sondern vernichten. — „Er gehört nicht mehr zu uns“ ist unsere Maßregel.

Mein Programm: Beseitigung der Strafe: für uns. Unsinn in der Wiedervergeltung. (Ist Etwas böse, so thut ja der Wiedervergelter ebenfalls das Böse.) Nicht abschrecken ist der Zweck, sondern sich schützen vor weiterem Schaden (nebst Ärger darüber, daß wir zu arglos waren.)

423.

„Strafen“: dafür ein Rang-anweisen, ein Herabsetzen im Verhältniß zu unserm Ideal. Nicht aber ein

Erhalten-wollen Vieler auf Unkosten Einzelner, überhaupt kein Gesichtspunkt der Gesellschaft!

424.

Rachegefühl ist Bewußtsein des Geschädigtseins: einmal thatsächlich, zweitens in seinem Glauben an seine Macht (Vernunft, Furchtbarkeit u. s. w.). Beides will einen Gegenakt, also: erstens Abwehr, zweitens Ersatz und drittens Herstellung des Machtgefühls: ganz abgesehen noch vom Glauben an die Schuld des Thäters (— das Rachegefühl hat mit dem Glauben an Freiheit des Willens Nichts zu thun).

425.

Strafe bei Unfreiheit des Willens unsinnig? Aber dann dürften wir auch Nichts versprechen, uns zu Nichts verpflichten u. s. w., Nichts thun. Daß wir mit Sicherheit von uns viel versprechen können, daraufhin giebt man uns Rechte, d. h. Vortheile. Man giebt uns Nachtheile, wenn wir nicht halten, was wir versprachen: oder man compensirt die früher daraufhin gegebenen Vortheile nachträglich (— Strafe hier als nachträgliche Compensation der uns erwiesenen Vortheile, ein Zurücknehmen der gesellschaftlichen Sicherheit u. s. w., Versetzung in den Zustand der Feindschaft. Die Gesellschaft ist bei ihrer Rechnung betrogen: sie nimmt so viel, als sie nehmen kann, von der Macht des Frevlers zum Entgelt, z. B. Zwangsarbeit u. s. w.).

426.

„Ich darf nicht strafen, — denn er kann Nichts dafür“ — dies „ich darf nicht“ heißt: ich würde unvernünftig handeln, wie als ob ich einen Baum strafen wollte, der Jemanden getödtet hat.

427.

Die freieste Handlung ist die, wo unsre eigenste, stärkste, feinstens eingeübte Natur hervorspringt und so, daß zugleich unser Intellekt seine dirigirende Hand zeigt. — Also die willkürlichste und doch vernünftigste Handlung!

Das Argument gegen die Rache aus dem unfreien Willen wäre auch ein Argument gegen die Dankbarkeit; man vergilt Wohlthaten nicht, weil der Thäter unfrei war.

428.

Warum hat sich neben dem Straf-Recht nicht auch ein Lohn-Recht entwickelt? Warum übernahm der Staat nicht auch die Dankbarkeit der Einzelnen gegen die Andern?

429.

Es ist die Forderung der Noblesse, daß Gleiches mit Gleichem vergolten wird, auch in der Rache: die Sache eines Solchen, der auch im Affekt sich noch Grenzen setzt, — ebenso noch in der Dankbarkeit. Aber was hat der Staat mit dieser Noblesse zu schaffen!

430.

Wie kann der Staat Rache übernehmen! Erstens ist er kalt und handelt nicht im Affekt: was der Rache-Übende thut. Dann ist er keine Person, am wenigsten eine noble Person: kann also auch nicht im Maß-halten (im „Gleiches mit Gleichem") seine Noblesse und Selbstzucht beweisen. Drittens nimmt er gerade Das weg an der Rache, was zur Wiederherstellung der verletzten Ehre dient: das freiwillige Preisgeben des Lebens, die Gefährlichkeit um der Ehre willen. Er würde also nur dem unnobel denkenden Verletzten eine Genugthuung bieten, dem Nobleren im Gegentheil die Wiederherstellung seiner Ehre rauben. — Endlich: er setzt Schamlosigkeit des Verletzten voraus: der von seiner Verletzung öffentlich reden muß! Die „Klage" ist ja eine Forderung, die der Staat macht! Aber der edle Mensch leidet schweigend. — Also nur die gemeinen Naturen können im Staate das Werkzeug der Vergeltung sehen. Daher der erbitterte Kampf für die Blutrache gegen den Staat. — Pasquale Paoli mußte deshalb die Hingebung an das Ganze als das Noblere (als ein Opfer!) hinstellen und das Verzichtleisten auf die Blutrache fordern, als eine höhere Selbstüberwindung: deshalb setzte er Beschimpfung auf Den, der sich rächt.

Der Staat gewährt Schutz dem Schwächeren, der sich selber gegen den Übelthäter nicht schützen kann: also Strafen sind zuerst Sicherheitsmaßregeln, auch insofern sie abschrecken. Er will nicht, daß man sich selber wehrt, — er fürchtet nicht die Rache, sondern die souveräne Gesinnung!

Also: die Unterordnung unter die Gerechtigkeit des Staates ist eine Aufopferung, nicht eine Nützlich-

keit für edlere Menschen. Somit muß der Staat selber als eine höhere Empfindung gewirkt haben: kurz, älter als die Unterordnung unter die Gerechtigkeits-Übung des Staates muß der Glaube an die Heiligkeit (Ehrwürdigkeit) des Staates sein: älter und stärker! (In Bezug auf Kinder und Sklaven hält der Vornehme lange seine Hoheit fest: seine Souveränetät also.)

Nicht Gesichtspunkte der Klugheit, sondern Impulse des Heroismus sind in der Entstehung des Staates mächtig gewesen: der Glaube, daß es etwas Höheres giebt, als Souveränetät des Einzelnen. Da wirkt die Ehrfurcht vor dem Geschlechte und den Ältesten des Geschlechts: ihm bringt der Jüngere sein Opfer. Die Ehrfurcht vor den Todten und den überlieferten Satzungen der Vorfahren: ihnen bringt der Gegenwärtige sein Opfer. Da wirkt die Huldigung vor einem geistig Überlegenen und Siegreichen: das Entzücken, seinem Musterbilde leibhaft zu begegnen: da entstehen Gelöbnisse der Treue.

Es ist nicht der Zwang und nicht die Klugheit, welche die älteren Staatsformen aufrecht erhält: sondern das Fortströmen nobler Regungen. Der Zwang würde gar nicht auszuüben sein, und die Klugheit ist vielleicht noch zu wenig individuell entwickelt. — Eine gemeinsame Gefahr giebt vielleicht den Anlaß zum Zusammenkommen, und das Gefühl der neuen gemeinsamen Macht hat etwas Hinreißendes und ist eine Quelle nobler Entschließungen.

431.

Erste Thatsache: die Gesellschaft tödtet, foltert, beraubt der Freiheit, des Vermögens; übt Gewalt durch Beschränkung der Erziehung, durch Schulen; lügt, trügt,

stellt nach (als Polizei) — Alles dies kann also nicht an sich als schlecht gelten. — Sie will ihre Erhaltung und Förderung (— das ist kein heiliger Zweck): sie kämpft darum gegen andere Gesellschaften. — Also um des Nutzens willen geschieht dies Alles. Aber toll! Gerade diese Handlungen sollen mit besonderer Würde und Ehrerbietung angesehen werden: als „Recht", Sittlichkeit, Erhaltung und Pflege des Guten! Daß hier Vieler Nutzen über den Weniger gesetzt wird, das hätte nur Sinn bei der Voraussetzung, daß der Einzelne nicht mehr Werth haben könne, als die ganze Gesellschaft! Von vornherein ist aber hier die Absicht, solche Einzelne gar nicht entstehen zu machen: das Bild des Menschen ist schon da, welches man als Maßstab für die Erhaltung des gemeinen Nutzens nimmt. Die Voraussetzung der Gesellschaft muß sein, daß sie den höchsten Typus „Mensch" repräsentire und daraus ihr Recht ableitet, alles ihr Feindliche als das an sich Feindliche zu bekämpfen. — Ohne diesen Glauben an sich ist die Gesellschaft „unmoralisch" in jedem Sinne. Im Glauben aber bestimmt sie erst, was moralisch sein soll, — so hat es Sinn!

432.

Voraussetzung des bisherigen Staates: „der Mensch soll sich nicht entwickeln, — das Maß ist da!" Die katholische Kirche (die älteste aller Staatsformen in Europa) repräsentirt den alten Staat jetzt am besten!

433.

Zweck heiligt das Mittel. — Es giebt Handlungen, die wir niemals uns erlauben werden, auch nicht als

Mittel zum höchsten Zweck, z. B. Verrath eines Freundes. Lieber zu Grunde gehn und einiges Vertrauen haben, daß es günstigere Lagen giebt, unsern höchsten Zweck durchzuführen. — Nun aber: was ist denn das für ein höchster Zweck, eine Gemeinde, einen Staat zu erhalten? Die Handlung eines Menschen, der den Staat opfert, um nicht Verräther an seinem Ideal zu sein, kann die höchste Leistung sein, derentwegen die ganze Existenz dieses Staates erst für die Nachwelt in Betracht kommt!

434.

Da Rée von dem Grundsatze ausgeht, gut sei allein Das, was Einer nicht um seiner selber willen thut, so hat er sich in der lächerlichsten Weise selber die Schnur um den Hals gelegt, wenn er der Gesellschaft das Recht geben will, von dem Satze „der Zweck heiligt das Mittel“ Gebrauch zu machen. Denn mit allem Strafen von Verbrechen will die Gesellschaft ihre Erhaltung und Förderung, — das ist kein Zweifel. Folglich ist ihr Zweck kein guter, kein heiliger: folglich kann ihr Zweck nicht ihre bösen Mittel heiligen.

435.

Alles Loben, Tadeln, Belohnen, Strafen erscheint mir erst gerechtfertigt, wenn es als Wille der bildenden Kraft erscheint: also absolut losgelöst von der moralischen Frage „darf ich loben, strafen?“ — mithin völlig unmoralisch. Ich lobe, tadle, belohne, strafe, damit der Mensch nach meinem Bilde sich verwandle; denn ich weiß, daß mein Loben, Strafen u. s. w. eine verwandelnde Kraft hat (— dies vermöge der Wirkung auf

Eitelkeit, Ehrgeiz, Furcht und alle Affekte bei dem Gelobten oder Bestraften). Solange ich noch mich selber unter das moralische Gesetz stelle, dürfte ich nicht loben und strafen.

436.

Wer an „gut“ und „böse“ hängen bleibt, kann nicht strafen: ebenso wer an „verdient“ und „nicht verdient“ glaubt: Alledem gegenüber muß man die absolute Causalität aufstellen. — Nur wenn man als höhere Art Mensch sich die Macht nimmt, die geringere zu unterdrücken, in Zaum zu halten, jedenfalls ihr auf alle Weise Feindschaft zu machen, verstehe ich alles „Strafen“. Es ist Unterdrückung; — mit dem Worte „Recht“ treibt man Pharisäismus. Ich wüßte nicht, woher es abzuleiten wäre, daß das Stärkere, Höhere seine Macht gegen das Geringere ausüben dürfte: noch weniger, warum es das nicht dürfte.

437.

Wo die Machtmittel nicht groß genug sind, tritt die Einschüchterung auf, Terrorismus: insofern ist alles Strafen um der Abschreckung willen ein Zeichen, daß die positive ausströmende Tugend der Mächtigen nicht groß genug ist: ein Zeichen der Skepsis an der eigenen Macht.

438.

Mein leidlich radikales Fragezeichen bei allen euren Straf-Gesetzgebungen ist dieses: gesetzt, daß die Strafen

proportional wehe thun sollen gemäß der Größe des Verbrechens — und so wollt ihr's ja alle im Grunde! — nun, so müßten sie jedem Verbrecher proportional seiner Empfindlichkeit für Schmerz zugemessen werden: — das heißt, es dürfte eine *vorherige* Bestimmung der Strafe für ein Vergehen, es dürfte einen Straf-Codex *gar nicht geben!* Aber, in Anbetracht, daß es nicht leicht gelingen möchte, bei einem Verbrecher die Grad-Skala seiner Lust und Unlust festzustellen, so würde man in praxi wohl auf das Strafen verzichten müssen? Welche Einbuße! Nicht wahr? Folglich — —

439.

Wenn, bei fortschreitender Verfeinerung der Nerven, gewisse harte und grausame Strafen nicht mehr verhängt oder geradezu abgeschafft werden, so geschieht dies, weil die Vorstellung solcher Strafen den Nerven der Gesellschaft mehr und mehr wehe thut: nicht die wachsende Rücksicht auf den Verbrecher, nicht eine Zunahme der brüderlichen Liebe, sondern eine größere Schwäche beim Anblick von Schmerzen bringt diese Milderung des Straf-Codex zu Wege.

440.

„Der Gute" entsteht nur am *Gefühle eines Gegensatzes*: das ist der zugleich ihm Schädliche und doch *Verächtliche*. Das Bemühen der Gesetzgeber ist, vielen Handlungen diesen Charakter zu verleihen, daß sie *verächtlich erscheinen*, mit Schmach verbunden sind: daß in Einem Gefühl eine Handlung und die an sie geknüpfte Schmach erscheint. — Bei uns ist im Ganzen das gesammte Verbrecherthum so empfunden.

Anders ist es, wo der Verbrecher bewundert wird oder durch großen Heroismus und Verachtung von Gefahr einen Überschuß zu seinen Gunsten gewinnt. Der Ketzer z. B. und alle Sektirer erwerben sich oft Achtung, gegen die Verachtung, welche ihnen zuerst entgegenkommt. Man sieht: man hat mit einer Macht zu thun.

441.

Das bewußte Beabsichtigen wird bei einer schädlichen Handlung in's Auge gefaßt, an sich nicht als „böse", sondern insofern es die Gefährlichkeit des Fremden, des Feindes viel größer erscheinen läßt. „Er will mir böse", oder „er will böse".

So lange der Feind empfunden wird, fehlt noch das Merkmal des Schmählichen, Verächtlichen in der bösen Handlung. Erst wenn der Übelthäter zugleich sich als schädlich und erbärmlich beweist, wird eine Handlung moralisch verworfen. Die Moral beginnt also mit der Verachtung.

442.

Der Dieb handelt nicht, um den Genuß von Macht zu haben: er versetzt sich nicht in die Wirkung hinein, die seine Handlung im Anderen hervorbringt. Ebenso wenig der Räuber, oder wer den Anderen tödtet, um ihm Etwas zu nehmen. Aber sie verrathen, daß sie sich deshalb vor uns fürchten.

443.

Ich betrachte Verbrecher, gestrafte und nicht gestrafte, als Menschen, an denen man Versuche machen kann. Schutz, — nicht Besserung, nicht Strafe!

444.

Der „Unwerth" eines Menschen ist nur ein Unwerth in Hinsicht auf bestimmte Zwecke (der Familie, Gemeinde u. s. w.): man soll ihm einen Werth geben und ihn empfinden machen, daß er nützlich ist, z. B. der Kranke als Mittel der Erkenntniß; der Verbrecher als Vogelscheuche u. s. w.; die Lasterhaften als Gelegenheiten, an ihnen u. s. w.

445.

Beseitigung der parasitischen Menschen ist Sinn der Strafe.

446.

Lohn und Strafe verderben den Blick für die natürlichen Folgen jeder Handlung.

447.

Die Furchtsamen, mit starker Phantasie, welche bereit wären, sich selbst zu unterwerfen und sehr leicht zu versöhnen — treiben aus Furcht und aus Phantasie der Furcht den Gedanken ihrer Gefährdung immer weiter und nehmen deshalb leicht eine übermäßige, vernichtende Rache, — die Rache für ein zum Theil nur gefürchtetes Leiden.

448.

Die Erbitterung über uns selber, bei der Rache, setzt sich bei geringeren Naturen sehr schnell um in

Empörung gegen den Feind und den Wunsch, ihn etwas *Verächtlichen* zu beschuldigen.

449.

Man haßt Den am meisten, der uns zu Empfindungen zurückverführt, über die wir mit größter Anstrengung Sieger wurden: der uns *nach dem* Siege an unsre Feinde verräth, — wie es Dem geht, der noch zur Rache verführt wird, nachdem er vergeben hat.

5. Einzelnes.

450.

Der Mensch, ein vielfaches, verlognes, künstliches und undurchsichtiges Thier, allen andern Thieren durch Klugheit und List unheimlich und furchteinflößend — gebärdet sich oberflächlich, sobald er moralisirt.

451.

Ich sah mich um, aber sah bisher keine schlimmere Gefahr für alle Erkenntniß, als die moralische Heuchelei: oder, um gar keinen Zweifel zu lassen, jene Heuchelei, welche Moral heißt.

452.

Man muß die Moral nicht bei den Schriftstellern über Moral suchen (noch weniger die Moralität!): die Moralisten sind in der großen Mehrheit Gedrückte, Leidende, Ohnmächtige, Rachsüchtige, — ihre Tendenz ist ein Bißchen Glück: Kranke, welche meinen, Genesung sei Alles.

453.

Es muß irgendwann religiöse, ästhetische und moralische Auffassung Eins gewesen sein.

454.

Die Gemeinsamkeit unsrer Sinnes-Urtheile ist auch der Ausgangspunkt für unsre moralischen und ästhetischen Werthschätzungen.

455.

Als Geschmack tritt das Urtheil „gut“ in uns auf: so tyrannisch und sicher wie ein Geschmack für saure Gurken oder wie ich es in der Nähe eines spuckenden Menschen nicht aushalte.

456.

Daß zwischen einem Schurken und einem Ehrenmann der Unterschied nicht nur in ein paar verschieden gedrillten Gehirnbewegungen besteht —

457.

Die Zähmung des Menschen ist bisher als „Moral“ mißverstanden.

458.

— Und nochmals gesagt: die Bestie in uns will belogen werden, — Moral ist Nothlüge.

459.

Die Menschen müssen in dem Maße gebunden werden, als sie nicht frei von sich aus laufen können. Moral-Revolutionen, z. B. während des Christenthums, sind 1) gegen entnervte verwüstete greise Völker gerichtet, 2) gegen die gräßliche Roheit der Barbaren.

460.

Kampf der verschiedenen Moralen ein Mittel ihrer Ausbildung. Stehenbleibende Moralen (chinesische).

461.

Alle erhaltenden Mächte haben Jesuitismus an sich: sie glauben die Wahrheit ist da, es darf nicht gesucht werden. „Das Recht" z. B. soll da sein!!

462.

Recht = der Wille, ein jeweiliges Machtverhältniß zu verewigen; Zufriedenheit damit ist die Voraussetzung. Alles, was ehrwürdig ist, wird hinzugezogen, das Recht als das Ewige erscheinen zu lassen.

463.

Die Verbote der Gesetze haben nur Sinn, wenn es überflüssig ist, Etwas auf diesem Wege, der verboten ist, zu erreichen: also wenn es einen anderen Weg giebt, — das heißt zu allen Verboten gehören ganz bestimmte Versprechungen und Gewährungen.

464.

Sind denn die Gesetze gegen die Bösewichter gemacht? — Gegen die Neuerer! und nicht gegen die Schlechten!

Der „Schlechte" ist erst das Contrast-Erzeugniß des Guten. So ist auch das moralische Gewissen etwas

Spätes, gleichzeitig mit dem schlechten Gewissen das gute (beständiges Wohlgefühl an seinen Impulsen! — also aktiv!).

465.

Das Gewissen verändert sich nach der Umgebung, in der wir leben: insofern das Gefühl der Nicht-Übereinstimmung der Werthschätzung bei uns den Trieb der Furcht, Skepsis, des Verschweigens, der Verstohlenheit u. s. w. erzeugt: — diese Triebe entladen sich allmählich sofort bei unsern Regungen und verwandeln unser Gewissen in ein böses Gewissen.

466.

Grund-Irrthum: wir legen unsre moralischen Gefühle von heute als Maßstab an und messen darnach Fortschritt und Rückschritt. Aber jeder dieser Rückschritte wäre für ein entgegengesetztes Ideal Fortschritt.

„Vermenschlichung" — ist ein Wort voller Vorurtheile, und klingt in meinen Ohren beinahe umgekehrt, als in euren Ohren.

467.

Complizirtheit des jetzigen moralischen Gefühls. Im jetzigen Gefühl „sittlich" ist vorhanden: der verehrende Trieb, der hülfreiche, der vornehme, der ergebene, der muthige, der fromme, der Trieb zum Nützlichen, Zweckmäßigen, zum Gemeinnützlichen —

468.

Wie vielfach ist Das, was wir als „sittliches Gefühl“ empfinden! Darin ist Verehrung, Furcht, die Berührung wie von etwas Heiligem und Geheimem, darin redet etwas Befehlendes, Etwas, das sich wichtiger nimmt, als wir uns, Etwas, das erhebt, entflammt oder ruhig und tief macht. Unser sittliches Gefühl ist eine Synthesis, ein Zugleich-Erklingen aller herrschaftlichen und unterthänigen Gefühle, welche in der Geschichte unsrer Vorfahren gewaltet haben.

469.

Ein moralisches Gefühl etwas sehr Complizirtes. Darin liegt es, daß es so anders wirkt, „gut“ zu sagen als „nützlich“, weil funfzig Ingredienzien noch eingemischt sind.

470.

Welches ist (wenn einmal es nicht auf Wahrheit ankommt) der wünschenswertheste, nützlichste Glaube? könnte man fragen. Aber da muß man weiter fragen: nützlich wozu?

471.

Die Frage nach unserem „Wohl“ ist durch das Christenthum und den Buddhismus vertieft; dagegen ist die Engländerei blödsinnig-alltäglich: der Engländer meint „comfort“. Die Welt nicht nach unseren persönlichen Begleitgefühlen messen, sondern wie als ob sie ein Schauspiel wäre und wir zum Schauspiel gehörten!

472.

Unter unmäßigen Menschen, z. B. engländischem Pöbel, gewinnt natürlich die Lehre der Enthaltsamkeit ungeheure Kraft. Unter Mäßigen ist sie eine Sache zum Lachen.

473.

Wenn die Menschen Alles thun für ihr Glück und doch thatsächlich wenig Geist darauf verwenden, was ihnen Glück bringt: so ergiebt sich, daß ihnen Nachdenken eine große Unlust ist.

474.

Das Glück, von dem die Bescheidenen glauben, sein rechter Name sei auf Erden „So! So!“

475.

Die Tugendhaften wollen uns (und mitunter auch sich selber) glauben machen, sie hätten das Glück erfunden. Die Wahrheit ist, daß die Tugend von den Glücklichen erfunden worden ist.

476.

Wahrhaftig, moralisch-streng und häßlich gehört zusammen: das hat das Christenthum gut gefühlt. Der schöne Mensch kann weder wahrhaftig, noch gütig sein, nur ausnahmsweise.

477.

Das Streben nach Glück wird alberner Weise von den Menschen als Streben nach Genuß interpretirt; und

die erlahmende Genußfähigkeit gilt als Argument gegen den Egoismus. (Hartmann p. 591.)

478.

Über Naivetät. Die Reflexion kann noch ein Zeichen von Naivetät sein.

„Naiver Egoismus“.

479.

Der Egoismus ist kein Moralprinzip, kein „Du sollst!“, denn er ist das einzige „Du mußt!“

480.

Egoismus ist kein Prinzip, sondern die Eine Thatsache.

481.

Es ist mir nie in den Sinn gekommen, sämmtliche Tugenden aus dem Egoismus „abzuleiten“. Ich will erst bewiesen haben, daß es „Tugenden“ sind und nicht nur zeitweilige Erhaltungs-Instinkte bestimmter Heerden und Gemeinden.

482.

Der Egoismus des Einzelnen greift thatsächlich so weit, als er kann und Kraft hat —: es ist Unsinn, sich zu fürchten vor den Folgen des egoistischen Prinzips. Niemand wird durch Prinzipien in Schranken gehalten!

483.

In wessen Vorfahren die Liebe eine wichtige Angelegenheit war, der wird es spüren, wenn er verliebt

ist, und sich, zu seinem Erstaunen vielleicht, so benehmen, wie seine Vorfahren es getrieben haben: es fängt schwerlich Einer eine veritable Passion an, — sondern auch Leidenschaften müssen erzogen und angezüchtet werden, die Liebe so gut wie die Herrschsucht und der Egoismus.

484.

Man bewunderte den Unabhängigen im Alterthum, Niemand klagte über den „Egoismus“ des Stoikers.

485.

Bonhomie. — Wenn Einer sich um die Andern und nicht um sich kümmert, kann das ein Zeichen der Dummheit sein: so denkt das „Volk“.

486.

Die unegoistische Handlung eine Selbsttäuschung und Kurzsichtigkeit. „Abkürzung“.

487.

Die vollkommene Unmündigkeit der Moralisten, welche unserem vielhäutigen und verborgenen Selbst zumuthen, einfach zu sein! welche sagen „gieb dich, wie du bist“: — als ob man dazu nicht erst Etwas sein müßte, das ist . . .

488.

Sich niederwerfen vor Dem, was man nicht hat, wenn man sich schlecht fühlt bei Allem, was man hat.

z. B. Wagner: er glaubt an's Glück der *unbegrenzten Hingebung*, des unbegrenzten *Zutrauens*, das Glück des Mitleidenden, des Keuschen — *Alles* das kennt er nicht aus Erfahrung! Daher die Phantasterei!

489.

Man verstehe doch recht: die „Nächstenliebe" ist ein Rezept für Solche, welche schlimm gefahren sind in der Mischung der Eigenschaften. Ihre *Verehrer*, wie Comte, geben zu verstehn, daß sie sich satt haben.

490.

Plaire — das große Geheimniß des französischen Willens, und im Grunde der *Heerden-Moral*. „Mitleidhaben", Altruismus, ist die *hypokritische* Ausdrucksweise dafür.

491.

Für feinere und klügere Ohren klingt fast jedes Lob einer Tugend lächerlich: sie hören noch keine Tugend heraus, z. B. wenn Einer „*bescheiden*" genannt wird (falls er sich richtig abschätzt!) oder daß Einer „*wahrhaftig*" heißt (falls er nicht getäuscht sein will!) oder „*mitleidig*" (falls er ein weiches, nachgebendes Herz hat) oder „*keusch*" (falls er ein Frosch ist oder andrerseits doch nicht gern an Sümpfen lebt).

492.

Das Mitleiden der Mutter mit dem Kinde ist fast das mit uns selber: so fühlt der Künstler mit seinem

Werke und dessen Schicksalen, — da giebt es nichts Vornehmes. Es giebt auch Mitleiden mit uns selber — es ist etwas vollkommen Verschiedenes vom Leide selber!

493.

Hauptthema. Die Intelligenz muß Herr sein über das Wohlwollen; es muß neu abgeschätzt werden, und der grenzenlose Schaden, der fortwährend durch Akte des Wohlthuns gethan wird. Ironie der Mutterliebe.

494.

Wenn es wahr ist, daß der Gesichtspunkt der Gemeinde-Nützlichkeit den Werth des Uneigennützigen bestimmt hat, so bleibt jetzt noch zu fragen: ist das Urtheil wahr, berechtigt? Ist der Wohlwollende nützlich?

495.

Wohlwollen auf erster Stufe: nicht-wehethun-wollen.

496.

Die Nothwendigkeit der Heerdenbildung besteht in der Furchtsamkeit (der Schwächeren?); — die wohlwollenden Gefühle bei der Berührung mit dem Nächsten, wenn er, statt zu schaden oder zu drohen, sich „gütig“ zeigt.

497.

Der gemeinen Masse zur Herrschaft zu verhelfen ist natürlich das einzige Mittel, ihre Art zu veredeln:

aber erst als Herrschende, nicht im Kampf um die Herrschaft dürfte man darauf hoffen. Der Kampf entfesselt vielmehr ihre tiefste Gemeinheit.

So ist eine zeitweilige Herrschaft der Juden das einzige Mittel, sie zu veredeln.

498.

Der Durst nach großen und tiefen Seelen — und immer nur dem Heerdenthier zu begegnen!

499.

Eitelkeit und Trieb zur Auszeichnung entgegengesetzten Ursprungs.

Wie das Wort als congruent galt mit dem Dinge, so galt auch Das, was man redet von einem Menschen, für congruent mit ihm: man zweifelte nicht an der absoluten Erkenntniß (Erkanntheit) eines Menschen. Deshalb war die Meinung über Einen absolut bestimmend; jetzt aber ist Eitelkeit nur ein Atavismus (ursprünglich war der Trieb noch nicht so erniedrigt: der Eitle ist jetzt gegen sich selber skeptisch). Ehemals gab es den Gedanken nicht, daß Einer einen Werth für sich, einen verborgenen Werth haben könne. Sich um die gute Meinung bemühen — war identisch mit „gut sein". — Der Eitle ordnet sich unter und will gefallen; der nach Auszeichnung Trachtende will als sich überordnend empfunden werden, er will bewundert werden.

500.

Die Gemeinsucht ist älter als die Selbstsucht, jedenfalls lange Zeit stärker. Die Verschiedenheit der

Gesinnung war in der That nicht groß: und so rechnete man bei dem Werthe der Handlungen gar nicht nach Gesinnungen, sondern nach *Folgen*. Die *Art* glaubte an sich und ihre *Gesinnung* wie an eine *Naturthatsache*: man setzte sich ohne Weiteres bei jedem Nächsten voraus, — man dachte über Handlungen gar nicht weiter nach, „sie verstanden sich alle von selber“.

501.

Der Werth einer Handlung liegt in ihrer Alltäglichkeit oder Seltenheit oder Schwierigkeit: — Gesichtspunkt der *Vergleichung* von *Handlung* mit anderen *Handlungen*.

Die Art des Geschehens: wie weit willkürlich oder gehemmt, unterstützt, durch den Zufall vielleicht. Als Glied in einer Kette — und wie gut ausgeführt, oder wie halb und unklar.

502.

Der Werth einer Handlung hängt davon ab, *wer* sie thut und ob sie aus seinem Grunde oder aus seiner Oberfläche stammt: d. h. wie tief sie individuell ist.

503.

Der Werth einer Handlung ist bestimmbar, wenn der Mensch selber erkennbar ist, — was im Allgemeinen zu leugnen sein wird.

504.

Werth nach dem Erfolge. — Gewöhnlich mißt man den Werth einer Handlung nach einem *willkür*-

lichen einzelnen Gesichtspunkte, z. B. Werth einer Handlung für mein jetziges oder allgemeines Wohlbefinden, — oder für meine Vergrößerung, Vermehrung von Concentration, Selbst-Beherrschung oder Gefühls-Umfänglichkeit (Mehrung der Erkenntniß), — oder in Hinsicht auf Förderung meines Leibes, meiner Gesundheit, Gewandtheit, Rüstigkeit, — oder für das Wohl meiner Kinder oder Gemeinde oder Land oder Fürst oder Vorgesetzte oder Amt oder Garten oder Landwirthschaft. Und jeder Andere kann meine Handlung noch auf sein Wohl u. s. w. ansehn. (Auch läßt sich fragen, worauf eine Handlung nicht Einfluß hat.)

505.

Nach Absichten einen Menschen abschätzen! Das wäre, als wenn man einen Künstler nicht nach seinem Bilde, sondern nach seiner Vision taxirte! Wer hat nicht seine Mutter getödtet, seine Frau verrathen, wenn es auf Gedanken ankommt! Man würde in einer artigen Einsamkeit leben, wenn Gedanken tödten könnten!

506.

Grundfrage: wie tief geht das Sittliche? Gehört es nur zum Angelernten? Ist es eine Ausdrucksweise?

Alle tieferen Menschen sind darin einmüthig — es kommt Luthern, Augustin, Paulus zum Bewußtsein —, daß unsre Moralität und deren Ereignisse nicht mit unserm bewußten Willen sich decken, — kurz, daß die Erklärung aus Zweckabsichten nicht ausreicht.

507.

Die moralische Denkweise *folgt* unsrer Handlungsweise, aber *führt* sie nicht!

508.

Mit einem „um zu“ bringt man die Handlung um ihren *Werth*.

509.

Die Freiheit des Willens von zwei entgegengesetzten Antrieben aus gelehrt: „liberum arbitrium kann nie gezwungen werden, denn wo Zwang ist, ist keine Freiheit, und wo keine Freiheit, da ist kein *Verdienst*“, — aber die Andern schließen: „da giebt es keine *Schuld*“. Die Erstern wollen aus Stolzgefühl, die Andern aus „Sündengefühl“ und „Demuth“ den Satz vom freien Willen.

510.

Jemandem nicht zürnen, der uns schadet, *weil* Alles nothwendig ist — das wäre selber schon Folge einer Moral: welche hieße „du sollst dich gegen das Nothwendige nicht empören“. — Es ist unvernünftig: aber wer sagt „du sollst *vernünftig* sein“?

511.

Wo kein *Trieb* zum Gehorchen da ist, da hat ein „du sollst“ keinen Sinn.

512.

So wie wir sind — so werden wir widerspänstig bei einem „du sollst“. Unsere Moral muß heißen „ich will“.

513.

Die Schätzung der Autorität nimmt zu im Verhältniß der Abnahme schaffender Kräfte.

514.

Es ist die Zeit der Gelobenden: — freie Treue-Gelübde zu Gunsten irgend einer Tugend: nicht, weil diese Tugend befiehlt, sondern weil ich sie mir befehle.

515.

Daß man sich Tugenden zulegen und Fehler ablegen könne, ist kein Zweifel: was geschieht da eigentlich?

516.

Die „höhere Vernunft“ in der Klage ist, daß der Mensch einen Schmerz immer noch vertieft: daß er nicht zu schnell ihn fahren läßt, — umso höhere Kräfte zieht er dann heran, der plastische Bildner seiner selber!

517.

Der Klagende will sich nicht eingestehen, wie nützlich ihm der Schmerz war. Darin zeigt sich sein Rachetrieb: er will mit Worten Dem wehethun und an Dem seine Macht auslassen, was ihn verwundete.

518.

Fein wissen, was uns wehethut und wie leicht ein Anderer uns wehethut, und gleichsam seine Gedanken vorherbestimmen, daß er auf keine uns schmerzhaften Wege geräth: dies ist bei vielen Liebenswürdigen die Hauptsache: sie machen Freude und lassen den Andern Freude ausströmen, — weil sie sehr den Schmerz fürchten. „Zartgefühl“ heißt man's. — Wer eine abweichende, härtere Natur hat, hat keine Nöthigung, sich dergestalt in den Andern zu versetzen, und thut ihm öfter wehe: er setzt diese leichte Schmerzfähigkeit nicht voraus.

519.

Bei einem Überschuß von belebenden, ergänzenden Kräften glänzen selbst die Unglücksfälle mit dem Glanze einer Sonne und erzeugen ihre eigene Tröstung: umgekehrt, alle die tiefe Niedergeschlagenheit, die Gewissensbisse, die langen bitteren Nächte treten ein bei geschwächten Leibern (oft wird noch die Nahrung verweigert).

520.

Die eigentliche Schätzung des Lebens hängt von den überwiegend herrschenden Stimmungen ab: die Arier, als sie nach dem asiatischen Süden kamen, empfanden alles Handeln als Leiden und alle Gefühle ebenso: tiefe Ruhe im Schatten höchster Balsam. Es ist eine fehlerhafte Entscheidung über den Wohnort bis in's

Höchste verfeinert und zur Entscheidung über den Werth des Lebens gemacht. (Selbst die Entstehung *des Staates* eine Sache der *Ermüdung*!)

521.

Unsere Werthschätzungen bestimmen, welche Dinge überhaupt wir acceptiren, und *wie* wir sie acceptiren. Diese Werthschätzungen aber sind eingegeben und regulirt von unserm Willen zur Macht.

522.

Das, was im Menschen am besten *entwickelt* ist, das ist sein Wille zur Macht, — wobei sich ein Europäer nicht gerade durch ein paar Jahrtausende einer erlogenen, vor sich selber verlogenen Christlichkeit täuschen lassen muß.

523.

Charakter-Stärke. — Sehr viel Reize annehmen und sie *tief* wirken lassen, sehr viel sich bei Seite ziehen lassen, fast bis zum Verlieren, sehr viel leiden und — trotzdem seine *Gesammtrichtung* durchsetzen.

Die gewöhnlichen Charakter-Starken sind kalt, flach und ohne Mitempfindung: sie nehmen auch keinen Menschen in Besitz. — *Plastische Kraft.*

524.

Problem: die Werthe „gut", „böse", „lobenswerth" u. s. w. werden angelernt. Aber „feig", „muthig", „Hallunke", „geduldig" werden angeboren und ein-

verleibt. In Folge davon ist lernen und lernen etwas Verschiedenes: ein Charakter nimmt entgegen, ein anderer läßt sich Etwas aufzwingen, ein dritter giebt nach, macht nach, ist Affe. Es giebt viel Widerstreben bei anderen, bei mir z. B. viel gutwilliges Sich-Stellen, als ob ich annähme: während ich meine Entscheidung verschob: es war nur „vorläufig“ und „zeitweilig“. Für mich allein glaubte ich an Nichts davon. Ich habe keinen Menschen kennen gelernt, den ich in den allgemeinsten Urtheilen als Autorität empfunden hätte: während ich ein tiefes Bedürfniß nach einem solchen Menschen hatte.

525.

Daß diese Melodie schön klingt, wird nicht den Kindern durch die Autorität oder Unterricht beigebracht: ebensowenig das Wohlgefühl beim Anblick eines ehrwürdigen Menschen. Die Werthschätzungen sind angeboren, trotz Locke!, angeerbt; freilich, sie entwickeln sich stärker und schöner, wenn zugleich die Menschen, welche uns hüten und lieben, mit uns gleich schätzen. Welche Marter für ein Kind, immer im Gegensatz zu seiner Mutter sein Gut und Böse anzusetzen und dort, wo es verehrt, gehöhnt und verachtet zu werden!

526.

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in seiner Familie ist oder wenn schon Vater und Großvater in gleicher Weise thätig gewesen sind! In jenem Falle, daß man der Erste ist, hat man viel mehr innere

Noth dabei, auch einen viel plötzlicheren Stolz; das gute Gewissen ist mit einer solchen Thätigkeit noch nicht verschwistert, und Etwas daran wird leicht als beliebig, als zufällig empfunden.

527.

Den Charakter zu einer Denkweise finden, wie meine ist: mechanisch, der Zufall, die Lust an schönen Gebilden, am Zerbrechen (weil es Werden ist), kluges Benützen, den Zufall ausbeuten, unverantwortlich, tapfer, ohne Steifigkeit.

528.

„Ein Mensch von bestimmter Beschaffenheit“ (nicht grausam) — das ist Unsinn, denn nur in lauter Relationen hat er überhaupt eine Beschaffenheit!

529.

An den Schwachen taxire ich das Gute und das Schlimme gleich.

530.

Der Stolz der Schwachen ist so fein, weil sie fürchten, man glaube nicht an ihre Energie und Kraft.

531.

Der Ausgangspunkt des Lobens und Tadelns: der schwache Mensch lobt und tadelt, weil so und so gelobt und getadelt wird: der starke legt sich als Maßstab an. Ebenso spricht es für die Moralisten und

ihr eigenes Gefühl von Macht — ob sie Gesetzgeber sich fühlen oder als Lehrer von gegebenen Gesetzen.

Bentham fühlt sich als Gesetzgeber, Rée als Beherrschter.

532.

Man lobt und tadelt von sich aus: wer von höheren Gesichtspunkten aus den Lobenden übersieht, findet es unschmeichelhaft, von ihm gelobt zu werden.

533.

Der Anschein der erreichten Tugend wird uns zur Pflicht gemacht: jeder mäßig Redliche gienge zu Grunde unter allgemeiner Verachtung.

534.

Für die Zeit der Luftschifffahrt, wo die unwillkürliche gegenseitige Beaufsichtigung durch den Nächsten wegfällt, ist der Mensch nicht gut genug.

535.

Man soll Jedem die Frage zugestehn: ist meine Existenz, gegen meine Nicht-Existenz gerechnet, ein Ding, das gerechtfertigt werden kann?

536.

Wissentlich und willentlich lügen ist mehr werth als unwillkürlich das Wahre zu sagen — da hat Plato Recht. Obwohl die gewöhnliche Werthschätzung umgekehrt ist: nämlich man hält es für leicht, die Wahr-

heit zu sagen. Aber das ist nur für die plumpen und oberflächlichen Menschen, die nicht mit feinen Dingen zu thun haben, so einfach.

537.

Wie das gute Gewissen und das Wohlbefinden loslöst von den tiefen Problemen!

538.

Der, welcher viel und mit Bewußtsein lügt und in Lagen lebt, wo es gefährlich und schwer ist zu lügen, ist eben deshalb auch in einem außerordentlichen Grade verfeinert für die Wahrheit: während Idealisten und Alltags-Gute fortwährend in einem Nebel über sich und ihr Wollen leben und im Grunde niemals die Wahrheit sagen können: — ihr „Geschmack“ ist nicht fein genug dazu.

539.

Dasselbe, z. B. Selbstbeherrschung eines Menschen, erweckt bei dem Einen den Gedanken: „vor Dem mußt du dich vorsehen, der denkt kalt an Nutzen und Hinternutzen“ — und ein Andrer denkt dabei: „vor Dem darfst du dich gehn lassen und dich zeigen, wie du bist, — er wird nicht maßlos werden“. Mehrdeutigkeit aller Eigenschaften, je nach Klugheits- oder Wahrheits-, Hoheits-Rücksichten.

540.

Ein Gott der Liebe könnte eines Tages sprechen, gelangweilt durch seine Tugend: „versuchen wir's einmal

mit der Teufelei!" — und siehe da, ein neuer Ursprung des Bösen! Aus Langerweile und Tugend! — —

541.

Das Bild vor einer Handlung ist kein Begriff derselben, sondern ein Ideal — — — —

542.

Die idealisirende Macht der Gewissensbisse. Auf die geglaubten Motive — nicht auf die wirklichen — kommt es an bei der Veredelung.

543.

Es giebt einen Hunde-Egoismus im Menschen und einen Katzen-Egoismus: die wählen entgegengesetzte Mittel. Der erste ist hingebend und begeistert —

544.

Menschenkenntniß. — Es kommt darauf an, was Einer schon als „Erlebniß" faßt, fühlt; die Meisten brauchen eine plumpe Ausführlichkeit des Geschehens und hundertmalige Wiederholungen, und Einige haben Keulenschläge nöthig, um hinter ein Erlebniß zu kommen und aufmerksam zu werden.

545.

Maupertuis schlug vor, um das Wesen der Seele zu erforschen, möge man Vivisektionen mit Patagoniern machen. Jeder echte rechte Moralist behandelt sich als Patagonier.

III.

Psychologie.

III. Psychologie.

1. Das Organische. Seine Grundeigenschaft, seine Entwicklung.

546.

Der Übergang aus der Welt des Anorganischen in die des Organischen ist der aus festen Wahrnehmungen der Kraftwerthe und Machtverhältnisse in die der unsicheren, unbestimmten (weil eine Vielheit von miteinander kämpfenden Wesen [= Protoplasma] sich der Außenwelt gegenüber fühlt).

547.

In der chemischen Welt herrscht die schärfste Wahrnehmung der Kraftverschiedenheit. Aber ein Protoplasma, als eine Vielheit von chemischen Kräften, hat eine unsichere und unbestimmte Gesammt-Wahrnehmung eines fremden Dinges.

548.

Grundfrage: ob das Perspektivische zum Wesen gehört? und nicht nur eine Betrachtungsform, eine Relation zwischen verschiedenen Wesen ist? Stehen die

verschiedenen Kräfte in Relation, sodaß diese Relation gebunden ist an Wahrnehmungs-Optik? Diese wäre möglich, wenn alles Sein essentiell etwas Wahrnehmendes wäre.

549.

Wahrnehmen auch für die unorganische Welt einräumen und zwar absolut genau: da herrscht „Wahrheit“! — Mit der organischen Welt beginnt die Unbestimmtheit und der Schein.

550.

Wir gehören zum Charakter der Welt, das ist kein Zweifel! Wir haben keinen Zugang zu ihr als durch uns: es muß alles Hohe und Niedrige an uns als nothwendig ihrem Wesen zugehörig verstanden werden!

551.

Der Verlust bei aller Spezialisirung: die synthetische Natur ist die höhere. Nun ist schon alles organische Leben eine Spezialisirung; die dahinterstehende unorganische Welt ist die größte Synthesis von Kräften und deshalb das Höchste und Verehrungswürdigste. — Der Irrthum, die perspektivische Beschränktheit fehlt da.

552.

Um nicht Entgegengesetztes vom Wesen der Welt auszusagen, muß man festhalten, daß jeder Augenblick

eine nothwendige Gesammt-Verschiebung aller Veränderungen bedeutet; aber als Denkendes, Schaffendes muß es freilich vergleichen, folglich auch seinen eignen inneren Zuständen gegenüber zeitlos sein können.

553.

Das müßte etwas sein, nicht Subjekt, nicht Objekt, nicht Kraft, nicht Stoff, nicht Geist, nicht Seele: — aber man wird mir sagen, etwas dergleichen müsse einem Hirngespinnste zum Verwechseln ähnlich sehn? Das glaube ich selber: und schlimm, wenn es das nicht thäte! Freilich: es muß auch allem Andern, was es giebt und geben könnte, und nicht nur dem Hirngespinnste zum Verwechseln ähnlich sehn! Es muß den großen Familienzug haben, an dem sich Alles als mit ihm verwandt wiedererkennt — — —

Gesetzt, ihr fragt: „Hat denn vor fünfzigtausend Jahren der Baum schon grün ausgesehen?“ so würde ich antworten: Vielleicht noch nicht: vielleicht gab es damals erst die zwei Hauptgegensätze der valeurs, dunklere und hellere Massen: — und allmählich haben daraus sich die Farben ausgewickelt.

554.

Wie sich die Organe aus einem Organ mehrfach ausbilden, z. B. aus der Haut das Nervensystem und Gehirn: so muß auch alles Fühlen und Vorstellen und Denken ursprünglich Eins gewesen sein: also die Sinnesempfindung eine späte Einzel-Erscheinung. Im Unorganischen muß diese Einheit vorhanden sein: denn das Organische beginnt mit der Trennung bereits. Die

Wirkung des Unorganischen auf einander ist zu studiren (sie ist immer eine Wirkung in die Ferne, also ein „Erkennen" ist nothwendig allem Wirken vorher: das Ferne muß percipirt werden. Der Tast- und Muskelsinn muß sein Analogon haben).

555.

Es giebt durch viele Generationen von Arten hindurch eine Nothwendigkeit, die schon im ersten Keime liegt: gesetzt, daß die Bedingungen der Ernährung sich günstig hinzufinden, ist das organische Geschöpf für alle seine Zukunft bedingt: der Zeitpunkt des Eintretens der einzelnen neuen Formen (z. B. Nerven) hängt von den Zufällen der Ernährung ab.

NB. Steigerung des Lebens nach der Dauer der Gestirne.

556.

Man könnte sagen, die Complizirtheit der Wege (z. B. einer Pflanze, um zur Befruchtung zu kommen) sei ein Argument gegen die Absichtlichkeit: denn hier werde ein raffinirter Geist gedacht, der zu große Umwege wähle, in Hinsicht auf den Weg klug, auf die Wahl gerade dieses Weges dumm — also eine widerspruchsvolle Art Geist. Aber gegen diese Auffassung würde ich auf unsre menschliche Erfahrung verweisen: wir müssen dies Zufällige und Störende ausnützen und mit in jeden unsrer Entwürfe aufnehmen, sodaß Alles, was wir durchführen, den ganz gleichen Charakter trägt, eines Geistes, der seinen Plan trotz vieler Hemmnisse durchführt, also mit vielen krummen Linien. Denken wir uns den Fall in's Ungeheure übersetzt: so wäre die schein-

bare Dummheit des Weltenganges, der Charakter von Verschwendung, von nutzlosen Opfern vielleicht nur eine Betrachtung aus der Ecke, eine perspektivische Betrachtung für kleine Wesen, wie wir sind. In Anbetracht, daß wir die Zwecke nicht kennen, ist es kindlich, die Mittel nach Seite ihrer Vernünftigkeit zu kritisiren. Gewiß ist es, daß sie nicht gerade „human“ sind.

557.

Das mächtige organische Prinzip imponirt mir so, gerade in der Leichtigkeit, mit der es unorganische Stoffe sich einverleibt. Ich weiß nicht, wie diese Zweckmäßigkeit einfach durch Steigerung zu erklären ist. Eher würde ich glauben, es gebe ewig organische Wesen. —

558.

„Der Kampf um's Dasein“ — das bezeichnet einen Ausnahme-Zustand. Die Regel ist vielmehr der Kampf um Macht, um „Mehr“ und „Besser“ und „Schneller“ und „Öfter“

559.

Alles Organische unterscheidet sich vom Anorganischen dadurch, daß es Erfahrungen aufsammelt: und niemals sich selber gleich ist, in seinen Prozessen. — Um das Wesen des Organischen zu verstehen, darf man nicht seine kleinste Form für die primitivste halten: vielmehr ist jede kleinste Zelle jetzt Erbe der ganzen organischen Vergangenheit.

560.

Ich setze Gedächtniß und eine Art Geist bei allem Organischen voraus: der Apparat ist so fein, daß er für uns nicht zu existiren scheint. Die Thorheit Haeckel's, zwei Embryons als gleich anzusetzen! Man muß sich nicht täuschen lassen durch die Kleinheit. — Das Organische nicht entstanden.

561.

Die Entwicklung des Organischen ergiebt eine große Wahrscheinlichkeit, daß der Intellekt aus sehr kleinen Anfängen gewachsen ist, also auch geworden ist: die Sinnesorgane sind nachweisbar entstanden, vor ihnen gab es noch keine „Sinne". Es fragt sich, was immer dagewesen sein muß: z. B. welche Eigenschaften hat das Embryon, daß sich schließlich auch das Denken im Verlaufe seiner Entwicklung entwickelt? —

562.

Durch die Arbeitstheilung sind die Sinne vom Denken und Urtheilen beinahe gelöst: während früher dies in ihnen lag, ungeschieden. Noch früher müssen die Begierden und die Sinne Eins gewesen sein.

563.

Das Bewußtsein lokalisirt auf der Oberfläche der beiden Hemisphären. — Jede gemachte „Erfahrung" ist eine mechanische und chemische Thatsache, die nicht stillstehn kann, sondern „lebt": nur wissen wir Nichts davon!

564.

Das Wesen der Vererbung ist uns ganz dunkel. Warum wird eine Handlung beim zweiten Male „leichter“? Und „wer“ empfindet diese Erleichterung? Und hat diese Empfindung irgend Etwas damit zu thun, daß beim zweiten Male die Handlung ebenso gethan wird? Da müßte ja die Empfindung verschiedener möglicher Handlungen vor dem Thun vorgestellt werden!

565.

Der Prozeß des Lebens ist nur dadurch möglich, daß viele Erfahrungen nicht immer wieder gemacht werden müssen, sondern in irgend einer Form einverleibt werden. — Das eigentliche Problem des Organischen ist: „wie ist Erfahrung möglich?“ Wir haben nur Eine Form des Verständnisses: Begriff, — der allgemeine Fall, in dem der spezielle liegt. In einem Falle das Allgemeine, Typische sehen, scheint uns zur Erfahrung zu gehören; — insofern scheint alles „Lebendige“ nur mit einem Intellekte uns denkbar zu werden. Nun giebt es aber die andre Form des Verständnisses: — es bleiben nur die Organisationen übrig, welche gegen eine große Menge von Einwirkungen sich zu erhalten und zu wehren wissen.

566.

Der Gedanke, daß das Lebensfähige allein übrig geblieben ist, ist eine Conzeption ersten Ranges.

567.

Meine Theorie: in jeder Handlung eines Menschen wird die ganze Entwicklung des psychischen Lebens durchgemacht. Schon die Sinneswahrnehmungen sind Handlungen: damit Etwas wahrgenommen werden kann, muß eine aktive Kraft bereits fungiren, welche den Reiz annimmt, wirken läßt und als solchen Reiz sich anpaßt und modifizirt.

568.

Sehen und Hören setzt voraus ein Sehen-lernen, Hören-lernen ganz bestimmter Formen.

Daß in der morphologischen Kette der Thiere das Nervensystem und später das Gehirn sich entwickelt, giebt einen Anhaltepunkt —: es entwickelt sich das Fühlen, wie sich später das Bilderschaffen und Denken entwickelt. Ob wir es schon noch nicht begreifen: aber wir sehen, daß es so ist. Wir finden es unwahrscheinlich, Lust und Schmerz schon in alles Organische zu versetzen: und es ist immer noch, auch beim Menschen, der Reiz eine Stufe, wo Beides nicht da ist.

569.

Urtheilen: das ist eine Empfindung bejahen, — d. h. eine Empfindung wiedererkennen (— was Vergleichen und Gedächtniß voraussetzt).

570.

Zur Psychologie.

1) Jedes „ethische“ Gefühl, das uns zum Bewußtsein kommt, wird vereinfacht, je mehr es bewußt wird,

d. h. es nähert sich dem Begriff an. An sich ist es vielfach, ein Zusammenklingen vieler Töne.

2) Die „innere" Welt ist unfaßbarer, als die äußere: das Miterklingen vieler Obertöne läßt sich durch die Musik deutlich machen, die ein Abbild giebt.

3) Damit in einer mechanischen Weltordnung Etwas gewußt werden kann, muß ein Perspektiv-Apparat da sein, der a) ein gewisses Stillestehn, b) ein Vereinfachen, c) ein Auswählen und Weglassen möglich macht. Das Organische ist eine Vorrichtung, an welcher sich Bewußtsein entwickeln kann, weil es selber zu seiner Erhaltung dieselben Vorbedingungen nöthig hat.

4) Die innere Welt muß in Schein verwandelt werden, um bewußt zu werden: viele Erregungen als Einheit empfunden u. s. w. Vermöge welcher Kraft hören wir einen Akkord als Einheit, und noch dazu die Art des Instrumenten-Klanges, seine Stärke, sein Verhältniß zum Eben-Gehörten u. s. w.?? Die ähnliche Kraft bringt jedes Bild des Auges zusammen.

5) Unsere fortwährende Einübung von Formen, erfindend, vermehrend, wiederholend: Formen des Sehens, Hörens und Tastens.

6) Alle diese Formen, welche wir sehen, hören, fühlen u. s. w., sind nicht vorhanden in der Außenwelt, welche wir mathematisch-mechanisch feststellen.

7) Meine Vermuthung, daß alle Eigenschaften des Organischen selber uns deshalb aus mechanischen Gründen unableitbar sind, weil wir selber erst antimechanische Vorgänge hineingesehn haben: wir haben das Unableitbare erst hineingelegt.

8) Vorsicht, das sehr Complizirte nicht als etwas Neues zu behandeln.

571.

Vor der Logik, welche überall mit Gleichungen arbeitet, muß das Gleichmachen, das Assimiliren gewaltet haben: und es waltet noch fort, und das logische Denken ist ein fortwährendes Mittel selber für die Assimilation, für das Sehen-wollen identischer Fälle.

Unser „Gedächtniß“, was es immer sei, mag uns als Gleichniß dienen, etwas Wichtigeres damit zu bezeichnen: in der Entwicklung jedes organischen Wesens zeigt sich ein Wunderding von Gedächtniß für seine gesammte Vorgeschichte, soweit organische Wesen eine Vorgeschichte haben, — und zwar ein nachbildendes Gedächtniß, welches die frühesten und längstens einverleibten Formen eher nachbildet als die letzterlebten: somit zurückgreift und nicht schrittweise, wie man vermuthen sollte, mit einem regressus vom Letzten zum Fernst-Erlebten geht, sondern gerade umgekehrt alles Jüngere und Frischer-Eingedrückte zunächst bei Seite läßt. Hier ist eine erstaunliche Willkür da: — auch die „Seele“, welche in allen philosophischen Verlegenheiten gewöhnlich zu Hülfe gerufen wird, vermag hier nicht zu helfen: zum Mindesten nicht die Individual-Seele, sondern ein Seelen-Continuum, welches im ganzen Prozesse einer gewissen organischen Reihe waltet. Wiederum: da nicht Alles nachgebildet wird, sondern nur Grundformen, so müßte in jenem Gedächtniß ein subsumirendes Denken, Simplifiziren, Reduziren beständig stattfinden: genug, etwas Analoges Dem, was wir von unserm Bewußtsein aus als „Logik“ bezeichnen. — Und wie weit mag diese Nachbildung des früher Erlebten gehen? Gewiß auch bis zur Nachbildung von Gefühls- und Gedankengängen. Aber was halten wir von den „angeborenen Ideen“,

welche Locke in sie zog? Es ist sicherlich viel mehr wahr als nur dies, daß Ideen angeboren werden, — vorausgesetzt, daß man bei dem Wort „angeboren" nicht den Akt der Geburt unterstreicht.

572.

In jedem Sinnes-Urtheil ist die ganze organische Vorgeschichte thätig: „das ist grün" zum Beispiel. Das Gedächtniß im Instinkt, als eine Art von Abstraktion und Simplifikation, vergleichbar dem logischen Prozeß: das Wichtigste ist immer wieder unterstrichen worden, aber auch die schwächsten Züge bleiben. Es giebt im organischen Reiche kein Vergessen; wohl aber eine Art Verdauen des Erlebten.

573.

Über das Gedächtniß muß man umlernen: es ist die Menge aller Erlebnisse alles organischen Lebens, lebendig, sich ordnend, gegenseitig sich formend, ringend mit einander, vereinfachend, zusammendrängend und in viele Einheiten verwandelnd. Es muß einen inneren Prozeß geben, der sich verhält wie die Begriffsbildung aus vielen Einzelfällen: das Herausheben und immer neu-Unterstreichen des Grundschema's und Weglassen der Nebenzüge. — Solange Etwas noch als einzelnes Faktum zurückgerufen werden kann, ist es noch nicht eingeschmolzen: die jüngsten Erlebnisse schwimmen noch auf der Oberfläche. Gefühle von Neigung, Abneigung u. s. w. sind Symptome, daß schon Einheiten gebildet sind; unsre sogenannten „Instinkte" sind solche Bildungen. Gedanken sind das Oberflächlichste: Werthschätzungen,

die unbegreiflich kommen und da sind, gehen tiefer; Lust und Unlust sind Wirkungen complizirter, von Instinkten geregelter Werthschätzungen.

574.

Alles Organische, das „urtheilt“, handelt wie der Künstler: es schafft aus einzelnen Anregungen, Reizen ein Ganzes, es läßt vieles Einzelne bei Seite und schafft eine Simplifikation, es setzt gleich und bejaht sein Geschöpf als seiend. Das Logische ist der Trieb selber, welcher macht, daß die Welt logisch, unserm Urtheilen gemäß verläuft.

Das schöpferische (aneignende, auswählende, umbildende) Element, das selbst-regulirende, das ausscheidende Element.

2. Bewußtsein und Organismus.

575.

Wenn das Centrum des „Bewußtseins“ auch nicht mit dem physiologischen Centrum zusammenfällt, so wäre doch möglich, daß dennoch das physiologische Centrum auch das psychische Centrum ist.

Die Intellektualität des Gefühls (Lust und Schmerz), d. h. es ist beherrscht von jenem Centrum aus.

576.

Die Wahrnehmung der Sinne geschieht uns unbewußt: Alles, was uns bewußt wird, sind schon bearbeitete Wahrnehmungen.

577.

Vom Haschisch-Genuß und vom Träumen weiß man, daß die Schnelligkeit der geistigen Vorgänge ungeheuer ist. Offenbar bleibt uns der größte Theil davon erspart, ohne bewußt zu werden.

Es muß eine Menge Bewußtseins und Willens in jedem complizirten organischen Wesen geben: unser

oberstes Bewußtsein hält für gewöhnlich die anderen geschlossen. Das kleinste organische Geschöpf muß Bewußtsein und Willen haben.

578.

Tags ist der untere Intellekt dem Bewußtsein verschlossen. Nachts schläft der höhere Intellekt, der untere tritt in's Bewußtsein (Traum).

579.

Wie im Traum zum Kanonenschuß die Ursache gesucht wird und der Schuß erst hinterdrein gehört wird (also eine Zeit-Umkehrung stattfindet): diese Zeitumkehrung findet immer statt, auch im Wachen. Die „Ursachen" werden nach der „That" imaginirt.

Wie sicher wir eingeübt sind, Nichts ohne Ursache zu glauben, das zeigt das eben erwähnte Phänomen: wir acceptiren den Kanonenschuß erst, wenn wir uns die Möglichkeit ausgedacht haben, wie er entstanden ist, d. h. allem eigentlichen Erleben geht eine Zeit voraus, wo die zu erlebende Thatsache motivirt wird. Dies könnte in der Bewegung jedes Nervs, jedes Muskels der Fall sein.

Also in jeder sogenannten Sinneswahrnehmung giebt es ein Urtheil, welches den Vorgang, bevor er in's Bewußtsein „eintritt", bejaht oder verneint.

Alles organische Leben ist als sichtbare Bewegung coordinirt einem geistigen Geschehen. Ein organisches Wesen ist der sichtbare Ausdruck eines Geistes.

580.

Wir meinen, unser *bewußter* Intellekt sei die Ursache aller zweckmäßigen Einrichtungen in uns. Das ist grundfalsch. Nichts ist oberflächlicher, als das ganze Setzen von „Zwecken" und „Mitteln" durch das Bewußtsein: es ist ein Apparat der Vereinfachung (wie das Wort-reden u. s. w.), ein Mittel der Verständigung, praktikabel, Nichts *mehr*, — ohne Absicht auf *Durchdringung* mit Erkenntniß.

581.

Das Wesen einer Handlung ist unerkennbar: Das, was wir ihre „Motive" nennen, *bewegt* Nichts: — es ist eine Täuschung, ein Nacheinander als ein Durcheinander aufzufassen.

582.

Die Bewegungen des Fußes beim Gehen und Ausgleiten — sind sie wirklich Folgen bewußter zweckmäßiger Setzungen so und so? Aber selbst alle bewußte *Übung* ist nicht Das, was man glaubt. Die meisten Bewegungen im Einüben sind Versuche, und der Intellekt *bejaht* die gelungenen, er erzeugt sie nicht. Diese Bejahung ist sehr oberflächlich, weil sein Bild des Vorganges sehr vag ist. — Damit erklären sich die unzähligen Feinheiten nicht: die eingeübt, versucht und *bejaht* sein müßten von einem unendlich feineren Intellekt und von ganz anderen Sinnesorganen *gesehen* sein müßten, als wir sie haben. — Somit erklärt der Intellekt *nicht* jene Zweckmäßigkeiten; ebensowenig „*Übung*".

583.

Das Vorurtheil der „Ursächlichkeit“;
das Vorurtheil des „Willens“;
das Vorurtheil des „Zwecks“;
das Vorurtheil der „Persönlichkeit“.

„Erkenntniß“: ein falscher Begriff, d. h. ein Begriff, zu dessen Aufstellung wir kein Recht haben.

Beseitigung 1) des Willens,

2) der Zwecke, als „wozu“ und „wodurch“,

3) folglich auch der Ursächlichkeit (welche aus Beidem sich ableitet).

584.

Es ist eine Thatsache, daß sich immerfort etwas absolut Neues erzeugt. „Ursache und Wirkung“ ist nur die populäre Verallgemeinerung von „Mittel und Zweck“, d. h. einer noch populäreren logischen Funktion, der Nichts in der Wirklichkeit entspricht. Es giebt keine Enderscheinungen, außer für ein Wesen, welches schon Anfang und Ende geschaffen hat.

Es erzeugt sich auch in der geistigen Entwicklung immer etwas Neues. Die Empfindung und die Vorstellung sind absolut nicht aus einander ableitbar. Gedanke und Gefühl!

585.

Bisher sind beide Erklärungen des organischen Lebens nicht gelungen: weder die aus der Mechanik, noch die aus dem Geiste. Ich betone Letzteres. Der Geist ist oberflächlicher, als man glaubt. Die

Regierung des Organismus geschieht in einer Weise, für welche sowohl die mechanische Welt, als die geistige nur symbolisch zur Erklärung herangezogen werden kann.

586.

Der Mensch als Vielheit: die Physiologie giebt nur die Andeutung eines wunderbaren Verkehrs zwischen dieser Vielheit und Unter- und Einordnung der Theile zu einem Ganzen. Aber es wäre falsch, aus einem Staate nothwendig auf einen absoluten Monarchen zu schließen (die Einheit des Subjekts).

587.

Das Nervensystem und das Gehirn ist ein Leitungssystem und ein Centralisationsapparat zahlloser Individual-Geister von verschiedenem Range. Das Ich-Geistige selber ist mit der Zelle schon gegeben.

Vor der Zelle giebt es keine Ich-Geistigkeit, wohl aber entspricht allem Gesetzmäßigen, d. h. dem Relations-Charakter alles Geschehens nur ein Denkvorgang (Gedächtniß und Schluß).

588.

Unser Intellekt kann durchaus nicht die Mannichfaltigkeit eines klugen Zusammenspiels fassen, geschweige hervorbringen, das z. B. der Verdauungsprozeß ist. Es ist das Zusammenspiel sehr vieler Intellekte! Überall, wo ich Leben finde, finde ich schon dies Zusammenspielen! Und auch ein Herrscher ist in den vielen Intellekten da. — Sobald wir aber uns die organischen

Handlungen als mit Hülfe unseres Intellekts ausgeführt denken: werden sie uns ganz unverständlich. Vielmehr müssen wir den Intellekt selber als eine letzte Consequenz jenes Organischen denken.

589.

Überall, wo große Zweckmäßigkeit ist, haben wir im Bewußtsein nicht die Zwecke und Mittel. Der Künstler und sein Werk, die Mutter und das Kind — und ebenso mein Kauen, Verdauen, Gehen u. s. w., die Ökonomie der Kräfte am Tage u. s. w. — Alles das ist ohne Bewußtsein.

Daß Etwas zweckmäßig vor sich geht, z. B. der Prozeß des Verdauens, das wird durch die Annahme eines hundertfältig verfeinerten Erkenntnißapparates nach Art des bewußten Intellektes noch keineswegs erklärt: er könnte der Aufgabe, die thatsächlich geleistet wird, nicht angemessen gedacht werden, weil viel zu feine Verhältnisse (in Zahlen) in Betracht kämen. Der zweite Intellekt würde immer noch das Räthsel ungelöst lassen. Wenn man sich nicht durch „groß“ und „klein“ in zeitlichen Verhältnissen täuschen läßt, ist der Vorgang einer einzelnen Verdauung gerade so reich an einzelnen Vorgängen der Bewegung, wie der ganze Prozeß des Lebendigen überhaupt: und wer für letzteren keinen leitenden Intellekt annimmt, braucht ihn auch für ersteren nicht anzunehmen.

590.

Wir bilden uns ein, daß das Befehlende, Oberste in unserem Bewußtsein stecke. Zuletzt haben wir ein

doppeltes Gehirn: die Fähigkeit, Etwas von unserem Wollen, Fühlen, Denken *selber zu wollen, zu fühlen und zu denken*, fassen wir mit dem Wort „Bewußtsein“ zusammen.

591.

Der Charakter des unbedingten Willens zur Macht ist im ganzen Reiche des Lebens vorhanden. Haben wir ein Recht das *Bewußtsein* zu leugnen, so doch schwerlich das Recht die treibenden *Affekte* zu leugnen, z. B. in einem Urwalde.

(Bewußtsein enthält immer eine doppelte Spiegelung, — es giebt nichts Unmittelbares.)

592.

Es kommt darauf an, die Einheit richtig zu bezeichnen, in der Denken, Wollen und Fühlen und alle Affekte zusammengefaßt sind: ersichtlich ist der Intellekt nur ein *Werkzeug*, aber in wessen Händen? Sicherlich der Affekte: und diese sind eine Vielheit, hinter der es nicht nöthig ist eine Einheit anzusetzen: es genügt sie als eine Regentschaft zu fassen. — Daß die Organe sich überall herausgebildet haben, wie die morphologische Entwicklung zeigt, darf als Gleichniß gewiß auch für das Geistige benutzt werden: sodaß etwas „Neues“ immer nur durch Ausscheidung einer einzelnen Kraft aus einer synthetischen Kraft zu fassen ist.

Das Denken selber ist eine solche Handlung, welche *auseinanderlegt*, was eigentlich Eins ist. Überall ist die *Scheinbarkeit* da, daß es zählbare Vielheiten giebt, auch im Denken schon. Es giebt nichts „Addirtes“ in

der Wirklichkeit, nichts „Dividirtes“, ein Ding halb und halb ist nicht gleich dem Ganzen.

593.

Wo wir Leben haben, da setzen wir „Geist“ voraus: aber der uns bekannte Geist ist völlig unvermögend, irgend Etwas zu thun. Wie armselig ist jedes Bewußtseins-Bild! Es wird wohl selber nur Wirkung sein von einer Veränderung, welche nun eine weitere Veränderung (Handlung) nach sich zieht. Jede Handlung, die wir „wollen“, ist ja durchaus nur als Schein der Erscheinung von uns vorgestellt. —

594.

Alles Bewußtsein nur eine Nebenäußerung des Intellekts (?). Das, was uns bewußt wird, kann zu Nichts die Ursache abgeben.

Man vergleiche nur Verdauung und Das, was wir davon empfinden!

595.

Wie oberflächlich und arm ist alles Innere: z. B. Zweck (Bild des Kauens und wirkliches Kauen); z. B. ein Begriff vom Pferd im Vergleich zu einem Pferde; z. B. das Gefühl der Wärme im Vergleich zu Dem, was geschieht; z. B. das Ich im Vergleich zum „Selbst“; z. B. Sehen im Vergleich zur Mechanik des Sehens; z. B. Gefühl des Herzschlags im Vergleich zu seiner Mechanik.

596.

Die „innere Welt“ ist viel dünner und kürzer, als die mechanische. Überschätzung!

597.

Der Sinn der Causalität wird immer schwächer, nach rückwärts (z. B. Mythen). Folglich müssen die Conzeptionen über das Innere besonders wenig vernünftig sein. — Die ältesten Annahmen müssen die dümmsten sein.

598.

Zur Entstehung des menschlichen Bewußtseins könnte man die Entstehung des Heerden-Bewußtseins benutzen. Denn zuletzt ist ja der Mensch auch eine Vielheit von Existenzen: sie haben sich diese gemeinsamen Organe, wie Blutcirkulation, Conzentration der Sinne, Magen u. s. w. nicht zu diesen Zwecken geschaffen, sondern zufällige Bildungen, welche den Nutzen ergaben, besser das Ganze zu erhalten, sind besser entwickelt worden und erhalten geblieben. Das Zusammenwachsen von Organismen, als Mittel, das Einzel-Wesen länger zu erhalten. — Wo Annäherung, Anpassung am größten sind, ist die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung am größten.

599.

Moral und Physiologie. — Wir halten es für eine Voreiligkeit, daß gerade das menschliche Bewußtsein so lange als die höchste Stufe der organischen Entwicklung und als das Erstaunlichste aller irdischen Dinge, ja gleichsam als deren Blüthe und Ziel angesehen wurde. Das Erstaunlichere ist vielmehr der Leib: man kann es nicht zu Ende bewundern, wie der menschliche Leib möglich geworden ist: wie eine solche ungeheure Ver-

einigung von lebenden Wesen, jedes abhängig und unterthänig und doch in gewissem Sinne wiederum befehlend und aus eigenem Willen handelnd, als Ganzes leben, wachsen und eine Zeit lang bestehen kann —: und dies geschieht ersichtlich nicht durch das Bewußtsein! Zu diesem „Wunder der Wunder“ ist das Bewußtsein eben nur ein „Werkzeug“ und nicht mehr, — im gleichen Verstande, in dem der Magen ein Werkzeug dazu ist. Die prachtvolle Zusammenbindung des vielfachsten Lebens, die Anordnung und Einordnung der höheren und niederen Thätigkeiten, der tausendfältige Gehorsam, welcher kein blinder, noch weniger ein mechanischer, sondern ein wählender, kluger, rücksichtsvoller, selbst widerstrebender Gehorsam ist — dieses ganze Phänomen „Leib“ ist nach intellektuellem Maße gemessen unserem Bewußtsein, unserem „Geist“, unserem bewußten Denken, Fühlen, Wollen so überlegen, wie Algebra dem Einmaleins. Der „Nerven- und Gehirnapparat“ ist nicht, um überhaupt Denken, Fühlen, Wollen hervorzubringen, so fein und „göttlich“ construirt: vielmehr dünkt mich, daß gerade dazu, zum Denken, Fühlen, Wollen, an sich noch gar kein „Apparat“ nöthig ist, sondern daß dies, allein dies — „die Sache selbst“ ist. Vielmehr wird eine solche ungeheure Synthesis von lebendigen Wesen und Intellekten, welche „Mensch“ heißt, erst leben können, wenn jenes feine Verbindungs- und Vermittlungs-System und dadurch eine blitzartig schnelle Verständigung aller dieser höheren und niederen Wesen geschaffen ist — und zwar durch lauter lebendige Vermittler: dies aber ist ein moralisches und nicht ein mechanistisches Problem! Von der „Einheit“, von der „Seele“, von der „Person“ zu fabeln, haben wir uns heute untersagt: mit solchen Hypothesen erschwert man sich das Problem, so viel ist klar. Und auch jene kleinsten

lebendigen Wesen, welche unseren Leib constituiren (richtiger: von deren Zusammenwirken Das, was wir „Leib“ nennen, das beste Gleichniß ist —), gelten uns nicht als Seelen-Atome, vielmehr als etwas Wachsendes, Kämpfendes, Sich-Vermehrendes und Wieder-Absterbendes: sodaß ihre Zahl unbeständig wechselt, und unser Leben, wie jegliches Leben, zugleich ein fortwährendes Sterben ist. Es giebt also im Menschen so viele „Bewußtseins“, als es Wesen (in jedem Augenblicke seines Daseins) giebt, die seinen Leib constituiren. Das Auszeichnende an dem gewöhnlich als einzig gedachten „Bewußtsein“, am Intellekte, ist gerade, daß er vor dem unzählig Vielfachen in den Erlebnissen dieser vielen Bewußtseins geschützt und abgeschlossen bleibt und, als ein Bewußtsein höheren Ranges, als eine regierende Vielheit und Aristokratie, nur eine Auswahl von Erlebnissen vorgelegt bekommt, dazu noch lauter vereinfachte, übersichtlich und faßlich gemachte, also gefälschte Erlebnisse, — damit er seinerseits in diesem Vereinfachen und Übersichtlich-machen, also Fälschen, fortfahre und Das vorbereite, was man gemeinhin „einen Willen“ nennt, — jeder solche Willensakt setzt gleichsam die Ernennung eines Diktators voraus. Das aber, was unserem Intellekte diese Auswahl vorlegt, was schon die Erlebnisse vorher vereinfacht, angeähnlicht, ausgelegt hat, ist jedenfalls nicht eben dieser Intellekt: ebensowenig, wie er Das ist, was den Willen ausführt, was eine blasse, dünne und äußerst ungenaue Werth- und Kraft-Vorstellung aufnimmt und in lebendige Kraft und genaue Werth-Maße übersetzt. Und gerade dieselbe Art von Operation, welche hier sich abspielt, muß sich auf allen tieferen Stufen, im Verhalten aller dieser höheren und niederen Wesen zu einander, fortwährend abspielen: dieses selbe Auswählen und Vorlegen von Erlebnissen,

dieses Abstrahiren und Zusammendenken, dieses Wollen, diese Zurückübersetzung des immer sehr unbestimmten Wollens in bestimmte Thätigkeit. Am Leitfaden des Leibes, wie gesagt, lernen wir, daß unser Leben durch ein Zusammenspiel vieler sehr ungleichwerthigen Intelligenzen und also nur durch ein beständiges tausendfältiges Gehorchen und Befehlen — moralisch geredet: durch die unausgesetzte Übung vieler Tugenden — möglich ist. Und wie dürfte man aufhören, moralisch zu reden! — — Dergestalt schwätzend gab ich mich zügellos meinem Lehrtriebe hin: denn ich war glückselig, Jemanden zu haben, der es aushielt, mir zuzuhören. Doch gerade an dieser Stelle hielt Ariadne es nicht mehr aus, — die Geschichte begab sich nämlich bei meinem ersten Aufenthalte auf Naxos —: „Aber mein Herr! sprach sie, Sie reden Schweinedeutsch!" — „Deutsch! antwortete ich wohlgemuth, einfach Deutsch! Lassen Sie das Schwein weg, meine Göttin! Sie unterschätzen die Schwierigkeit, feine Dinge deutsch zu sagen!" — „Feine Dinge! schrie Ariadne entsetzt auf: aber das war nur Positivismus! Rüssel-Philosophie! Begriffs-Mischmasch und -Mist aus hundert Philosophien! Wo will das noch hinaus!" — und dabei spielte sie ungeduldig mit dem berühmten Faden, der einstmals ihren Theseus durch das Labyrinth leitete. — Also kam es zu Tage, daß Ariadne in ihrer philosophischen Ausbildung um zwei Jahrtausende zurück war.

600.

Alle unsere Religionen und Philosophien sind Symptome unseres leiblichen Befindens: — daß das Christenthum zum Sieg kam, war die Folge eines all-

gemeinen Unlust-Gefühls und einer Rassen-Vermischung (d. h. eines Durch- und Gegeneinanders im Organismus).

Ehrfurcht vor den Instinkten, Trieben, Begierden, kurz Alledem, dessen Grund man nicht völlig durchschaut! Es sind Kräfte da, welche stärker sind als Alles, was formulirt werden kann am Menschen. Aber ebenso Furcht und Mißtrauen gegen dies Alles, weil es das Erbe sehr verschieden werthiger Zeiten und Menschen ist, das wir da in uns herumschleppen!

Daß die höchste Kraft, als Herrschaft über Gegensätze, den Maßstab abgiebt: — der menschliche Leib ist ein viel vollkommneres Gebilde als je ein Gedanken- und Gefühlssystem, ja viel höher als ein Kunstwerk — —

601.

Was am complizirtesten ist, enthält mehr Anlaß zum Vertrauen, als das Einfache (z. B. das Geistige —). Der Leib als Leitfaden.

602.

Aus der Selbstbespiegelung des Geistes ist noch nichts Gutes gewachsen. Erst jetzt, wo man auch über alle geistigen Vorgänge sich am Leitfaden des Leibes zu unterrichten sucht, z. B. über Gedächtniß, kommt man von der Stelle.

3. Die Triebe.

603.

Bezeichnung und Werthschätzung unserer leiblichen Zustände — wie?

604.

Es giebt nur leibliche Zustände: die geistigen sind Folgen und Symbolik.

605.

Zorn (und alle Affekte) zuerst ein Zustand des Körpers: der interpretirt wird. Später erzeugt die Interpretation den Zustand.

606.

„Wille" ist ein Begriff, um alle unsre Leidenschaften zu vereinigen.

„Leidenschaften" sind Gefühle, um gewisse körperliche Zustände, die wir nicht dem Körper zuschreiben, zu bezeichnen. „Gemeingefühle".

Moralische Gefühle sind Leidenschaften von *Werthurtheilen* umgewandelt.

Einfluß des *Urtheils* auf das *Gefühl* (selbst bei Lust und Schmerz).

607.

Leidenschaften = Zustände unserer Organe und deren Rückwirkung auf das Gehirn — mit einem *Suchen* nach *Auslösung*.

608.

Furcht oder Hoffnung treten zu einem Schmerz- oder Lustgefühl hinzu, — so *bei allen Leidenschaften*.

609.

Verehren ist selber eine Leidenschaft: ebenso wie das Beschimpfen. Durch *Verehren* wurden die „*Leidenschaften*“ zu *Tugenden*.

610.

Wir finden bei den verschiedenen Menschen *dieselbe Zahl* von Leidenschaften: diese aber verschieden genannt, geschätzt und dadurch verschieden *gerichtet*. *Gut* und *Böse* unterscheiden sich durch die verschiedene Rangordnung der Leidenschaften unter einander und die Herrschaft der Ziele.

611.

Schmerz und Lust sind nur *Begleiterscheinungen*.

Der Hunger hat nicht als Ziel Befriedigung des Appetits: sondern der Prozeß, dessen *Merkmal* für uns

Hunger heißt, ist überhaupt kein Trieb und kein Zustand der Empfindung: es ist ein chemischer Zustand, in dem die Affinität zu andern Dingen vielleicht größer ist.

Wie armselig steht es mit unserer Einsicht in alles Wirkliche, wenn wir an Lust und Unlust als die einzige Sprache desselben gebunden sind!

„Trieb“ ist nur eine Übersetzung in die Sprache des Gefühls aus dem Nichtfühlenden.

„Wille“: das ist Das, was in Folge jenes Vorgangs unserm Gefühle sich mittheilt, — also bereits eine Wirkung, und nicht der Anfang und die Ursache.

Unser Sprechen ist ein Mischmasch zweier Sphären.

„Zweck und Mittel“ — ist nur aus der Sprache des Gefühls genommen.

Also sämmtliche Funktionen gehen ihren Gang: aber wie wenig merken wir davon! — Und doch meinen wir, mit „Zwecken“, mit Glückseligkeits-Streben unser Handeln zu erklären!

612.

Die Vorstellung eines freudigen nützlichen Resultates der Handlung wirkt freudig, anregend, das Blut strömt lebhafter. Insofern hat der Zweck einer Thätigkeit noch eine anregende, lusterregende Kraft während des Handelns.

Also: die Thätigkeit des Triebes ist mit Lust verknüpft. Das Ziel der Thätigkeit wird vorgestellt und wirkt ebenfalls Lust, auch Vermehrung der Thätigkeit (das Ziel ist die Thätigkeit eines andern Triebes).

Aber der Trieb selber will nicht ein Resultat seines Thuns. Unser Verstandes-Trieb freilich hat im Setzen des Zwecks seine Lust — das ist seine Thätigkeit, — ebenfalls in dem Ausdenken der Mittel — logische Lust in allem Handeln.

Wille als das Gestaltende?

In jeder Handlung sind viele Triebe thätig. Mindestens 1) der im Thun selber sich befriedigt, 2) der im Setzen von Zweck und Mittel sich befriedigt, 3) der im Vorwegnehmen des Erfolgs sich befriedigt. („Befriedigung": das Wort setzt Unfrieden voraus und erweckt ein Vorurtheil.)

Der Trieb befriedigt sich, d. h. er ist thätig, indem er sich der Reize bemächtigt und sie umbildet. Um sich ihrer zu bemächtigen, muß er kämpfen: d. h. einen anderen Trieb zurückhalten, dämpfen. In Wahrheit besteht er immer als thätiger: aber seine Ernährung bringt größere Kraftmengen mit sich, sodaß auch seine Kraftleistung verschieden sein muß. Der Trieb selber ist eben nichts Anderes, als ein bestimmtes Thätig-sein: eine Personifikation.

Der Reiz ist an sich weder Lust noch Unlust, wohl aber kann er von Lust und Unlust begleitet sein; — ein Mittleres, das nicht Lust und nicht Unlust wäre, kann es nicht geben! — was „nicht Lust" ist, ist dann eben nicht Lust!

613.

Das verschiedene Werth-Gefühl, mit dem wir diese Triebe von einander abheben, ist die Folge ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, ihrer thatsächlichen Rangordnung in Hinsicht auf unsere Erhaltung.

Je nach der Umgebung und den Bedingungen unseres Lebens tritt ein Trieb als der höchstgeschätzte und herrschendste hervor; das Denken, Wollen und Fühlen macht sich ihm insbesondere zum Werkzeuge.

Ist die absolute Bedingung des Menschen eine Gemeinschaft, so wird der Trieb an ihm, vermöge dessen die Gemeinschaft erhalten wird, am kräftigsten entwickelt. Je unabhängiger er ist, umsomehr verkümmern die Heerden-Instinkte.

614.

Alle Werthschätzungen sind Resultate von bestimmten Kraftmengen und dem Grad Bewußtheit davon: es sind die perspektivischen Gesetze je nach dem Wesen eines Menschen und Volkes, — was nah, wichtig, nothwendig ist u. s. w.

Alle menschlichen Triebe, wie alle thierischen, sind unter gewissen Umständen als Existenz-Bedingungen ausgebildet und in den Vordergrund gestellt worden. Triebe sind die Nachwirkungen lange gehegter Werthschätzungen, die jetzt instinktiv wirken, wie als ein System von Lust- und Schmerz-Urtheilen. Zuerst Zwang, dann Gewöhnung, dann Bedürfniß, dann natürlicher Hang (Trieb).

615.

Triebe sind höhere Organe, wie ich's verstehe: Handlungen, Empfindungen und Gefühlszustände ineinander verwachsen, sich organisirend, ernährend —

616.

„Seele“: zur Bezeichnung eines Systems von Werthschätzungen und Werthaffekten.

617.

Befriedigung des Triebes ist *nicht* im Resultat der Thätigkeit, sondern im *Thun* zu suchen.

Glück wäre das *Gleichgewicht* der *auslösenden Thätigkeiten aller Triebe*.

618.

Die Vielheit der Triebe: — wir müssen einen Herrn annehmen; aber der ist *nicht* im Bewußtsein, sondern das Bewußtsein ist ein Organ, wie der Magen.

619.

Unser „Geist“ sammt Gefühlen und Empfindungen ist ein *Werkzeug*, welches einem vielköpfigen und vielspältigen Herrn zu Diensten ist: dieser „Herr“ sind unsre Werthschätzungen. Unsre Werthschätzungen aber verrathen Etwas davon, was unsre *Lebens-Bedingungen* sind (zum kleinsten Theil die Bedingungen der Person, zum weiteren die der Gattung „Mensch“, zum größten und weitesten die Bedingungen, unter denen überhaupt *Leben* möglich ist).

620.

Geschmack — nicht Nutzen — giebt den Werth.

621.

An die Spitze zu stellen: auch die *Instinkte* sind *geworden*; sie beweisen Nichts für das Übersinnliche, nicht einmal für das Animalische, nicht einmal für das typisch Menschliche.

622.

Triebe hat man so lange wie möglich zu leugnen, — Grundsatz der moralisch-physiologischen Forschung.

623.

Der Mensch, als organisches Wesen (hier nur die innere Welt in's Auge gefaßt!), hat Triebe der Ernährung (Habsucht), Triebe der Ausscheidung (Liebe) — wozu auch die Regeneration gehört, und im Dienste der Triebe einen Apparat der Selbstregulirung (Intellekt) — dahin gehört die Assimilation der Nahrung, der Ereignisse, der Haß u. s. w. —.

624.

Im organischen Prozeß:

1) „überreichlicher Ersatz“ — falscher Ausdruck und teleologisch gefärbt;

2) „Selbst-Regulirung“ — also die Fähigkeit der Herrschaft über ein Gemeinwesen vorausgesetzt, d. h. aber, die Fortentwicklung des Organischen ist nicht an die Ernährung angeknüpft, sondern an das Befehlen und Beherrschen-können: ein Resultat nur ist Ernährung.

625.

Wenn zwei organische Wesen zusammenstoßen, wenn es nur Kampf gäbe um das Leben oder die Ernährung: wie? Es muß den Kampf um des Kampfes willen geben, und Herrschen ist: das Gegengewicht der schwächeren

Kraft ertragen, — also eine Art Fortsetzung des Kampfes. Gehorchen ebenso ein Kampf: soviel Kraft eben zum Widerstehen bleibt.

626.

Zurückführung der Generation auf den Willen zur Macht (! er muß also auch in der angeeigneten unorganischen Materie vorhanden sein!): das Auseinandertreten des Protoplasma, im Falle daß eine Form sich gestaltet, wo das Schwergewicht an zwei Stellen gleich vertheilt ist. Von jeder Stelle aus geschieht eine zusammenziehende, zusammenschnürende Kraft: da zerreißt die Zwischen-Masse. Also: die Gleichheit der Machtverhältnisse ist Ursprung der Generation. Vielleicht ist alle Fortentwicklung an solche entstehende Macht-Äquivalenzen gebunden.

627.

Am Leitfaden des Leibes. — Das sich theilende Protoplasma $^1/_2 + ^1/_2$ nicht $= 1$, sondern $= 2$. Damit wird der Glaube an die Seelen-Monas hinfällig.

„Selbst-Erhaltung“ nur als eine der Folgen der Selbst-Erweiterung. Und „Selbst“? —

„Ich“, „Subjekt“ als Horizont-Linie. Umkehrung des perspektivischen Blicks.

628.

Es wimmelt thatsächlich von teleologischen Ausdeutungen: darunter sind manche überflüssige, — mir scheint

es z. B., daß die Ausdeutung des Hungers, als sei er auf „Ersatz", wohl gar auf „überreichlichen Ersatz" gerichtet, ein tiefes und gefährliches Mißverständniß enthalte: — andre Arten teleologischer Ausdrucksweise wie „Selbstregulirung", „Anpassung", „Arbeitstheilung" sind einstweilen nicht zu entbehren, obwohl sie, wie gesagt, nur als Bezeichnungen für Thatbestände, nicht als Erklärungen gelten können.

4. Der Wille.

629.

Die innere Welt aufräumen! Da giebt es noch viele falsche Wesen! Mir genügen Empfindung und Denken. Das „Wollen“ als etwas Drittes ist eine Einbildung. (Überhaupt alle Triebe, Verlangen, Verabscheuen u. s. w. sind keine „Einheiten“, sondern anscheinende „einfache Zustände“. Hunger: das ist ein Unlustgefühl und ein Wissen um das Mittel seiner Beendigung. Es kann auch ohne Wissen sich eine Folge von Bewegungen des Organismus ausgebildet haben, welche zweckmäßig zur Beseitigung des Hungers sind: die Anregung dieses Mechanismus wird beim Hunger mitgefühlt.)

630.

Bleiben wir doch stehen beim Willens-Gefühl! Was wird uns als „Wille“ bewußt? Da erkennen wir, daß Wille nur eine Hypothese ist. Sie könnte wahr sein — oder auch nicht.

631.

Der Wille wird erschlossen, — ist keine unmittelbare Thatsache, wie Schopenhauer will. Ob mit Recht erschlossen, bleibt zu fragen — — —

632.

Es giebt nicht mehr „Wille", als was uns davon bewußt wird. Das heißt zu gewissen Erscheinungen des Bewußtseins haben wir den Willen hinzugedichtet: wie „Materie" zu anderen.

633.

Wille ist uns nur bekannt als etwas Bewußtes. Jene plötzlichen Explosionen aber werden damit verdunkelt und unklar gemacht, wenn man sie mit einer solchen „Innenwelt" versieht.

634.

Wir können vom Willen nur Das erkennen, was an ihm erkennbar ist, — also vorausgesetzt, daß wir uns als Wollende erkennen, muß am Willen etwas Intellektuales sein.

635.

Daß wir wirkende Wesen, Kräfte sind, ist unser Grundglaube. Frei: heißt „nicht gestoßen und geschoben", ohne Zwangsgefühl. Wo wir einem Widerstande begegnen und ihm nachgeben müssen, fühlen wir uns unfrei: wo wir ihm nicht nachgeben, sondern ihn zwingen, uns nachzugeben, frei. Das heißt es ist das Gefühl unseres Mehr von Kraft, welches wir mit „Freiheit des Willens" bezeichnen: das Bewußtsein davon, daß unsere Kraft zwingt, im Verhältniß zu einer Kraft, welche gezwungen wird.

Im Wollen ist ein Affekt.

636.

Das Nachdenken über „Freiheit und Unfreiheit des Willens" hat mich zu einer Lösung dieses Problems geführt, die man sich gründlicher und abschließender gar nicht denken kann, — nämlich zur Beseitigung des Problems, vermöge der erlangten Einsicht: es giebt gar keinen Willen, weder einen freien noch einen unfreien.

Unter gewissen Umständen folgt auf einen Gedanken eine Handlung: zugleich mit dem Gedanken entsteht der Affekt des Befehlenden, — zu ihm gehört das Gefühl von Freiheit, das man gemeinhin in den „Willen" selbst verlegt (während es nur eine Begleiterscheinung des Wollens ist).

Alle physiologischen Vorgänge sind darin gleich, daß sie Kraftauslösungen sind, welche, wenn sie in das Sensorium commune gelangen, eine gewisse Erhöhung und Verstärkung mit sich führen: diese, gemessen an drückenden, lastenden Zuständen des Zwangs, werden als Gefühl der „Freiheit" ausgedeutet.

637.

Das Problem von Freiheit und Unfreiheit des Willens gehört in die Vorhöfe der Philosophie, — für mich giebt es keinen Willen. Daß der Glaube an den Willen nothwendig ist, um zu „wollen" — ist Unsinn.

638.

„Wille" — ein Befehlen: insofern aber diesem bewußten Akte ein unbewußter zu Grunde liegt, brauchen

wir uns auch nur diesen wirksam zu denken. Aber bei einem Befehl an einen Gehorchenden? Das Wort des Befehls wirkt nicht als Wort, nicht als Laut, sondern als Das, was sich verbirgt hinter dem Laut: und vermöge dieser Aktion wird Etwas fortgeleitet. Aber die Reduktion der Laute auf „Schwingungen" ist doch nur der Ausdruck desselben Phänomens für einen andern Sinn, — keine „Erklärung". Hinter der „sichtbaren" Schwingung verbirgt sich wieder der eigentliche Vorgang.

Die Wissenschaft ist darauf aus, dieselben Phänomene durch verschiedene Sinne zu interpretiren und Alles auf den deutlichsten Sinn, den optischen, zu reduziren. So lernen wir die Sinne kennen, — der dunklere wird durch den helleren erleuchtet.

Die Bewegungen von Molekülen sind eine Consequenz des Gesichtssinnes und des Tastsinns. — Wir verfeinern die Sinne, — wir erklären Nichts. Hinter jedem „Wollen", „Fühlen" setzen wir einen Bewegungs-Prozeß voraus, der für das Auge dasselbe wäre.

639.

Nicht von Ursachen des Wollens, sondern von Reizen des Wollens sollte man reden.

Wollen das ist Befehlen: Befehlen aber ist ein bestimmter Affekt (dieser Affekt ist eine plötzliche Kraftexplosion) — gespannt, klar, ausschließlich Eins im Auge, innerste Überzeugung von der Überlegenheit, Sicherheit, daß gehorcht wird —; „Freiheit des Willens" ist das „Überlegenheitsgefühl des Befehlenden" in Hinsicht auf den Gehorchenden: „ich bin frei, und Jener muß gehorchen". Nun sagt ihr: der Befehlende selber muß — — —

640.

Freiheit und Machtgefühl. — Das Gefühl des Spiels bei der Überwindung großer Schwierigkeiten, z. B. vom Virtuosen; Gewißheit seiner selber, daß auf den Willen die genau entsprechende Aktion folgt, — eine Art *Affekt* des *Übermuthes* ist dabei, höchste Souveränetät des *Befehlenden*. Es muß das Gefühl des Widerstandes, Druckes dabei sein. — Dabei ist aber eine *Täuschung* über den Willen: nicht der Wille überwindet den Widerstand — wir machen eine Synthese zwischen zwei gleichzeitigen Zuständen und legen eine *Einheit* hinein.

Der Wille als Erdichtung:

1) Man glaubt, daß er selber bewegt (während er nur ein Reiz ist, bei dessen Eintritt eine Bewegung beginnt).

2) Man glaubt, daß er Widerstände überwindet.

3) Man glaubt, daß er frei und souverän ist, weil sein Ursprung uns verborgen bleibt und weil der Affekt des Befehlenden ihn begleitet.

4) Da man in den allermeisten Fällen nur *will*, wenn der Erfolg *erwartet* werden kann, wird die „Nothwendigkeit" des Erfolgs dem Willen als *Kraft* zugerechnet.

641.

Wir *empfinden* nur alles Das von den Dingen, was uns irgendwie *angeht* (oder *angieng*), — der ganze organische Prozeß zieht in uns sein Resultat. „Erfahrung" das ist das Resultat aller jener *Reaktionen*, wo *wir* auf Etwas außer oder in uns reagirt haben. — Wir haben unsre *Reaktion verschmolzen* mit dem *Dinge*, welches auf uns agirte.

Die gewöhnlichen Irrthümer: wir trauen dem Willen zu, was zahlreiche und complizirte eingeübte Bewegungen ermöglichen. Der Befehlende verwechselt sich mit seinen gehorsamen Werkzeugen (und deren Willen).

Muß nicht überall der umgekehrte Prozeß dasein, z. B. beim Klavierspieler: der Wille zuerst, dann die entsprechende Vertheilung der Aufgaben an die subordinirten Willen, dann das Anheben der Bewegung von der letzten untersten Gruppe aus, — dem gröbsten Mechanismus bis hinauf in die feinsten Tast-Nerven? Nämlich: Akkord, Stärke, Ausdruck, alles muß vorher schon dasein —: Gehorsam muß dasein und Möglichkeit zu gehorchen!

642.

Auch die feinsten Bewußtseins-Veränderungen müssen erst mechanisch möglich sein, ehe sie eintreten können. Somit ist auch die Willensäußerung abhängig von der mechanischen Vorbedingung.

643.

Der bestimmteste Wille (als Befehl) ist eine vage Abstraktion, in welcher unzählige Einzelfälle einbegriffen sind und also auch unzählige Wege zu diesen Einzelfällen. Was bringt nun die Auswahl des Einen Falles zu Stande, der wirklich eintritt? Thatsächlich gehören eine Unzahl von Individuen zur Ausführung, die alle in einem ganz bestimmten Zustand sind, als der Befehl gegeben wird, — sie müssen ihn verstehen und auch ihre spezielle Aufgabe dabei, d. h. es muß immer von Neuem bis in's Kleinste hinein befohlen (und gehorcht) werden und dann

erst, wenn der Befehl zergliedert ist in die Unzahl kleiner Unterbefehle, kann die Bewegung vor sich gehen, die von dem letzten und kleinsten Gehorchenden anhebt, — also eine Umkehrung findet statt, wie beim Kanonenschuß im Traum.

Hier ist die Voraussetzung gemacht, daß der ganze Organismus denkt, daß alle organischen Gebilde Theil haben am Denken, Fühlen, Wollen, — folglich daß das Gehirn nur ein enormer Centralisations-Apparat ist.

644.

§ Über „Inneres" und „Äußeres" umzulernen.

§ „Sein" unbeweisbar, weil es kein „Sein" giebt. Aus dem Gegensatz zum „Nichts" ist der Begriff Sein gebildet.

§ Begriffe entstehn, als Hörbilder, die eine Vielheit von symbolischen Sehbildern zusammenfassen.

§ Affekte als Gegenstück zu physiologischen Gruppen, die eine Art von Einheit des Werdens, einen periodischen Verlauf haben.

§ Der Intellekt als Mittelreich der Sinne, die Impressionen mit Hülfe des alten Materials verarbeitend, eine Art Magen aller Affekte (welche ernährt werden wollen).

§ Wille? Das eigentliche Geschehen alles Fühlens und Erkennens ist eine Explosion von Kraft: unter gewissen Bedingungen (äußerste Intensität, sodaß ein Lustgefühl von Kraft und Freiheit dabei entsteht) nennen wir dies Geschehen „Wollen".

§ „Zweck" als vages Bild, ungenügend zu bewegen.

§ Das Aufeinanderwirken der Gedanken (im Logischen) ist scheinbar, — es ist ein Kampf der Affekte.

§ Die Verschwendung von Kraft der wesentliche Charakter auch bei den zweckmäßigsten Handlungen.

§ Ursache und Wirkung — diese ganze Kette ist eine Auswahl vorher und hinterdrein, eine Art Übersetzung des Geschehens in die Sprache von unsren Erinnerungen, die wir zu verstehen meinen.

§ Die „erste Ursache“ ist, wie das „Ding an sich“, kein Räthsel, sondern ein Widerspruch.

5. Lust und Schmerz.

645.

Bei Lust und Unlust wird zuerst die Thatsache abtelegraphirt an die nervösen Centren, dort der Werth der Thatsache (der Verletzung) bestimmt, darauf der Schmerz an die Stelle lokalisirt, wo die Verletzung stattfand, und so das Bewußtsein auf diese Stelle aufmerksam gemacht und durch den Grad und die Qualität des Schmerzes angewiesen, wie schnell die Hülfe noth thut. — Wie schnell das geschieht! — denn die Gegenbewegungen, z. B. bei einem Fehltritte, kommen erst in Folge eines Willens-Aktes vom Bewußtsein her und müssen nun erst alle die Einzel-Befehle feststellen, — die Ordnung der Bewegungen geht dann in umgekehrter Folge vor sich!

Also: zu jeder Lust und Unlust ist Denken nöthig (ob es schon nicht zum Bewußtsein kommt) und, sofern Gegenhandlungen dadurch veranlaßt werden, auch Wille.

646.

Das Gefühl entsteht erst bei einer gewissen Stärke des Reizes: es ist der Moment, wo das Centralorgan das Verhältniß des Reizes zum gesammten Organismus con-

statirt und mit „Lust“ oder „Schmerz“ dem Bewußtsein erkennbar macht: also ein Erzeugniß des Intellekts, so gut wie Farbe, Ton, Wärme u. s. w.

647.

Unsre Gedanken kommen als Reize irgend woher (— Nichts mit „angenehm“ und „unangenehm“ zu thun).

648.

„Reiz“ — begrifflich abzutrennen von „Lust“ und „Unlust“.

649.

Es ist ein Problem, ob Lust und Unlust primitivere Thatsachen sind als die Urtheile „nützlich — schädlich für das Ganze“.

650.

Alle Empfindungen, alle Sinnes-Wahrnehmungen sind ursprünglich in irgend einem Verhältniß zur Lust oder Unlust der organischen Wesen: grün, roth, hart, weich, hell, dunkel *bedeuten* Etwas in Hinsicht auf ihre Lebensbedingungen (d. h. den organischen Prozeß). Thatsächlich sind viele von ihnen gleichgültig, d. h. weder lust- noch schmerzhaft *geworden*: ihr Lust- und Unlust-Untergrund ist jetzt verblichen. Aber an dem Künstler kommt sie wieder heraus! — Ebenso bedeuten alle Formen und Gestalten ursprünglich Etwas in Hinsicht auf Lust und Unlust des lebenden Geschöpfes (— sie bedeuten Gefahr, Ekel, Behagen, Sicherheit, Freundschaft, Frieden). — Ich

meine, es stecken bestimmte Schätzungen, bestimmte Vorstellungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit in allen Empfindungen, z. B. beim Ekel noch ersichtlich. Lust und Unlust als Zuneigung oder Abneigung —?

651.

Die Werthschätzungen nicht von Lust und Unlust abhängig: es ist der Werth nach der Erhaltung des Ganzen gemessen: also nach etwas Zukünftigem, das vorgestellt wird, nach Zwecken. Lust und Unlust sind erst Folgen von Zweck-Urtheilen.

Alle Erhaltungs-Tendenzen sind nicht aus der Mechanik abzuleiten: sie setzen eine Vergegenwärtigung des Ganzen voraus — seine Ziele, Gefahren und Förderungen (das niedrigere, gehorchende Wesen muß sich bis zu einem Grade auch die Aufgabe des höheren vorstellen können). Mit Lust und Unlust wird das einzelne Erlebniß charakterisirt in Hinsicht auf die Erhaltung: Werthschätzungen von Ereignissen in Bezug auf ihre Folgen.

Lust und Unlust sind Wirkungen der Gesammt-Intelligenz, Folge von kritischen Urtheilen, die wir als Lust oder Schmerz fühlen.

652.

Zur Verwechslung von Ursache und Symptom. — Lust und Unlust sind die ältesten Symptome aller Werthurtheile: nicht aber Ursachen der Werthurtheile!

Also: Lust und Unlust gehören wie die sittlichen und ästhetischen Urtheile unter Eine Kategorie.

Lust und Schmerz sind etwas Verschiedenes und nicht Gegensätze.

661.

Die Lust ist eine Art von Rhythmus in der Aufeinanderfolge von geringeren Schmerzen und deren Gradverhältnissen, eine Reizung durch schnelle Folge von Steigerung und Nachlassen, wie bei der Erregung eines Nerven, eines Muskels, und im Ganzen eine aufwärts sich bewegende Curve: Spannung ist wesentlich darin und Ausspannung. Kitzel.

Die Unlust ist ein Gefühl bei einer Hemmung: da aber die Macht ihrer nur bei Hemmungen bewußt werden kann, so ist die Unlust ein nothwendiges Ingrediens aller Thätigkeit (alle Thätigkeit ist gegen Etwas gerichtet, das überwunden werden soll). Der Wille zur Macht strebt also nach Widerständen, nach Unlust. Es giebt einen Willen zum Leiden im Grunde alles organischen Lebens. (Gegen „Glück" als „Ziel".)

662.

„Jede Thätigkeit als solche macht Lust" — sagen die Physiologen. Inwiefern? Weil die aufgestaute Kraft eine Art von Drang und Druck mit sich gebracht hat, einen Zustand, dem gegenüber das Thun als Befreiung gefühlt wird? Oder insofern jede Thätigkeit ein Überwinden von Schwierigkeiten und Widerständen ist? und viele kleine Widerstände, immer wieder überwunden, leicht und wie in einem rhythmischen Tanze eine Art Kitzel des Machtgefühls mit sich bringen?

Lust als Kitzel des Machtgefühls: immer Etwas voraussetzend, das widersteht und überwunden wird.

Alle Lust- und Unlusterscheinungen sind intellektuell, Gesammtbeurtheilungen von irgend welchen Hemmungserscheinungen, Auslegungen derselben.

663.

Lust — ein Verhältniß-Gefühl von diversen Graden von Unlust, — also an Erinnerung und Vergleichen geknüpft!

664.

Bei einer außerordentlichen Aufregung wirken heftige Schmerzen (Selbst-Verwundungen) nur als Stimulantia.

665.

Wie viel mehr wir im *Wohlgefühle* leben, verräth sich darin, daß der Schmerz so viel *stärker* empfunden wird, als die einzelne Lust.

---

6. Einzelne Betrachtungen.

666.

Die Wissenschaft der Natur ist „Menschen-Kenntniß“ in Bezug auf die allgemeinsten Fähigkeiten des Menschen.

667.

Grundsatz: Das, was im Kampf mit den Thieren dem Menschen seinen Sieg errang, hat zugleich die schwierige und gefährliche krankhafte Entwicklung des Menschen mit sich gebracht. Er ist das *noch nicht festgestellte Thier.*

668.

Das Urtheil über den *Menschen* vom Standpunkt des *Thieres* aus! Sind wir nicht ihre Parasiten?

669.

Die Affen sind zu gutmüthig, als daß der Mensch von ihnen abstammen könnte.

670.

Wir haben *keine* Ahnung bisher von den inneren Bewegungsgesetzen des organischen Wesens. „Gestalt“ ist ein optisches Phänomen: abgesehen von Augen Unsinn.

671.

Wir sind mißtrauisch, vom „Denkenden“, „Wollenden“, „Fühlenden“ in uns auszugehen. Das ist ein Ende und jedenfalls das Verwickeltste und Schwerstverständliche.

672.

Um Gerathenes und Mißrathenes zu unterscheiden, ist der Leib der beste Rathgeber; mindestens ist er am besten zu studiren.

673.

Wenn man die Bedingungen des Entstehens kennt, kennt man das Entstandene noch nicht! Dieser Satz gilt in der Chemie wie im Organischen.

674.

In der Chemie zeigt sich, daß jeder Stoff seine Kraft so weit treibt, als er kann: da entsteht etwas Drittes.

Die Eigenschaften eines Kindes sind aus der allergenauesten Kenntniß von Vater und Mutter nicht abzuleiten. Denn es sind die Wirkungen des Dritten auf uns, diese Eigenschaften: die Wirkungen des Ersten aber und die Wirkungen des Zweiten, d. h. ihre Eigenschaften, sind unmöglich zu addiren, als „Wirkungen des Dritten“.

675.

Wir stehen mitten drin zu entdecken, daß der Augenschein und die nächste beste Wahrscheinlichkeit

am wenigsten Glauben verdienen: überall lernen wir die Umkehrung: z. B. daß die geschlechtliche Zeugung im Reiche alles Lebendigen nur der Ausnahmefall ist: daß das Männchen im Grunde Nichts mehr als ein entartetes verkommenes Weibchen ist — oder daß alle Organe an thierischen Wesen ursprünglich andere Dienste geleistet haben als die, auf Grund deren wir sie „Organe" nennen: überhaupt daß Alles anders entstanden ist, als seine schließliche Verwendung zu vermuthen giebt. Die Darstellung Dessen, was ist, lehrt noch Nichts über seine Entstehung: und die Geschichte der Entstehung lehrt noch Nichts über Das, was da ist. Die Historiker aller Art täuschen sich darin fast allesammt: weil sie vom Vorhandenen ausgehn und rückwärts blicken. Aber das Vorhandene ist etwas Neues und ganz und gar nicht Erschließbares: kein Chemiker könnte voraussagen, was aus zwei Elementen bei ihrer Einigung würde, wenn er es nicht schon wüßte!

676.

Daß etwas Entstandenes nicht erkannt ist, wenn man seine Entstehung (Vater und Mutter) kennt: sondern daß man es schon kennen muß, um in den Entstehungs-Bedingungen etwas „Verwandtes" zu entdecken — und daß dies meist ein Schein ist: — in Wahrheit ist ja das Wiedererkennen des väterlichen und mütterlichen Elements im Kinde nur bei einem Aggregat möglich, und unwillkürlich suchen wir, um zu erklären, etwas Neues nur als ein Aggregat, eine Zusammenordnung zu fassen, d. h. die Analyse bezieht sich nicht auf die wirkliche Entstehung, sondern auf eine fingirte, gar nicht geschehene „mechanische" Zusammenordnung und Addi-

tion. Der Erklärende nimmt die Thatsachen dümmer und einfacher, als sie sind.

677.

Aus seinen Ursachen läßt sich ein Ding nicht errathen, d. h. ein Ding = seinen Wirkungen. Die Kenntniß der Ursachen eines Dinges giebt keine Kenntniß seiner Wirkungen, d. h. keine Kenntniß des Dinges.

678.

Man wird mir sagen, daß ich von Dingen rede, die ich nicht erlebt, sondern nur geträumt habe: worauf ich antworten könnte: es ist eine schöne Sache, so zu träumen! Und unsere Träume sind zu alledem viel mehr unsere Erlebnisse, als man glaubt, — über Träume muß man umlernen! Wenn ich einige tausend Mal geträumt habe, zu fliegen, — glaubt ihr nicht, daß ich auch im Wachen ein Gefühl und ein Bedürfniß vor den meisten Menschen voraus haben werde —?

679.

Ein gutes Capitel hätte ich über die Vielheit von Charakteren zu schreiben, die in Jedem von uns steckt: und man soll Versuche machen, einige erscheinen zu lassen, d. h. eine zusammengehörige Gruppe von Eigenschaften durch klug angeordnete Umstände, Umgebungen, Studien, Entschlüsse zeitweilig zu begünstigen, sodaß sie sich aller vorhandenen Kräfte bemächtigen.

Andere Eigenschaften werden dabei nicht oder wenig ernährt und bleiben zurück: denen können wir später einmal Luft machen.

680.

Wir enthalten den Entwurf zu vielen Personen in uns: der Dichter verräth sich in seinen Gestalten. Die Umstände bringen Eine Gestalt an uns heraus: wechseln die Umstände sehr, so sieht man an sich auch zwei, drei Gestalten. — Von jedem Augenblick unseres Lebens aus giebt es noch viele Möglichkeiten: der Zufall spielt immer mit! — Und gar in der Geschichte: die Schicksale jedes Volks sind nicht nothwendig in Hinsicht irgend einer Vernunft: es liegen in jedem Volke viele Volks-Charaktere, und jedes Ereigniß nährt den einen mehr, als den andern.

681.

Wie ein Volks-Charakter, eine „Volks-Seele" entsteht, das giebt Aufschluß über die Entstehung der Individual-Seele. Zunächst wird eine Reihe von Thätigkeiten ihm aufgezwungen, als Existenz-Bedingungen; an diese gewöhnt es sich, sie werden fester und gehen mehr in die Tiefe. Völker, welche große Wandlungen erleben und unter neue Bedingungen gerathen, zeigen eine neue Gruppirung ihrer Kräfte: Dies und Jenes tritt heraus und bekommt Übergewicht, weil es jetzt nöthiger ist zur Existenz, z. B. der praktische nüchterne Sinn am jetzigen Deutschen. Aller Charakter ist erst Rolle. Die „Persönlichkeit" der Philosophen — im Grunde persona.

682.

Man ist reicher als man denkt, man trägt das Zeug zu mehreren Personen im Leibe, man hält für „Charakter“, was nur zur „Person“, zu *einer* unserer Masken, gehört. Die meisten unserer Handlungen kommen nicht aus der Tiefe, sondern sind oberflächlich: wie die meisten vulkanischen Ausbrüche: man muß sich durch den Lärm nicht täuschen lassen. Das Christenthum hat darin Recht: man *kann einen neuen Menschen anziehen*: freilich, dann noch einen neueren. Man irrt, wenn man einen Menschen nach einzelnen Handlungen beurtheilt: einzelne Handlungen erlauben keine Verallgemeinerung.

683.

Der Mensch *unerkannt*, die Handlung *unerkannt*. Wenn nun trotzdem über Menschen und Handlungen geredet wird, wie als ob sie erkannt wären, so liegt es daran, daß man über gewisse *Rollen* übereingekommen ist, welche fast Jeder spielen kann.

684.

Die Herrschaft über sich ist das Gleichgewicht *vieler* aufgehäuften Erinnerungen und Motive — eine Art Frieden unter feindlichen Kräften. Voluntas ist ein zuletzt mechanisches unbedingtes Übergewicht, ein Sieg, der in's Bewußtsein tritt.

Die Einübung des Auges in Formen: muthmaßlich auch des Ohres und Getastes. Ebenso zeigt uns der Traum, *wie sehr wir andere Personen sein könnten*, — wir machen es sehr gut nach.

685.

Die schöpferische Kraft — nachbildend, bildend, formend, sich übend —: der von uns repräsentirte Typus ist eine unsrer Möglichkeiten; wir könnten viele Personen noch darstellen, — wir haben das Material dazu in uns. Unsere Art Leben und Treiben als eine Rolle zu betrachten — eingerechnet die Maximen und Grundsätze — — — wir suchen einen Typus darzustellen, instinktiv, — wir wählen aus unserem Gedächtniß aus, wir verbinden und combiniren die Fakta des Gedächtnisses.

Der Einzelne enthält viel mehr Personen, als er glaubt. „Person“ ist nur eine Betonung, Zusammenfassung von Zügen und Qualitäten.

686.

Inwiefern der Mensch ein Schauspieler ist. — Nehmen wir an, der einzelne Mensch bekomme eine Rolle zu spielen: er findet sich nach und nach hinein. Er hat endlich die Urtheile, Geschmäcker, Neigungen, die zu seiner Rolle passen, selbst das dafür zugestandene übliche Maß von Intellekt: — Einmal als Kind, Jüngling u. s. w. Dann die Rolle, die zum Geschlecht gehört, dann die der sozialen Stellung, dann die des Amtes, dann die seiner Werke —

Aber, giebt ihm das Leben Gelegenheit zum Wechsel, so spielt er auch eine andere Rolle. Und oft sind in Einem Menschen nach den Tagen die Rollen verschieden, z. B. der Sonntags-Engländer und der Alltags-Engländer. An Einem Tage sind wir als Wachende und Schlafende sehr verschieden. Und im Traume erholen wir uns

vielleicht von der Ermüdung, die uns die Tages-Rolle macht, — und stecken uns selber in andere Rollen.

Die Rolle durchführen das heißt: Wille haben, Concentration und Aufmerksamkeit: vielmehr noch negativ — abwehren, was nicht dazu gehört (den andringenden Strom andersartiger Gefühle und Reize) und — unsre Handlungen im Sinne der Rolle thun und besonders interpretiren.

Die Rolle ist ein Resultat der äußeren Welt auf uns, zu der wir unsre „Person“ stimmen, wie zu einem Spiel der Saiten. Eine Simplifikation, Ein Sinn, Ein Zweck. Wir haben die Affekte und Begehrungen unsrer Rolle — d. h. wir unterstreichen die, welche dazu passen, und lassen sie sehen. Immer natürlich à peu près.

Wir haben viele Typen in uns. Wir coordiniren unsre inneren Reize so wie die äußeren zu einem Bilde oder einem Verlaufe von Bildern: als Künstler. Die Oberflächlichkeit unserer Typen, wie unserer Urtheile, Begriffe, Bilder.

687.

Alle, welche Etwas repräsentiren, z. B. Fürsten, Priester u. s. w., müssen so und so zu scheinen suchen, wenn sie nicht so und so sind, — das geschieht fortwährend in den kleinsten Verhältnissen: denn im Verkehr mit Menschen repräsentirt Jeder immer Etwas, irgend einen Typus; — darauf beruht der menschliche Verkehr, daß Jeder sich möglichst eindeutig, gleichdeutig benimmt: damit nicht zu viel Mißtrauen nöthig ist (eine Vergeudung von geistiger Kraft!).

Man stellt sich in Verhältnisse, wo unsre geistige Aufmerksamkeit und Vorsicht nicht allzusehr angespannt

wird — und schimpft, wenn es anders ist, gegen Jeden, der uns dazu zwingt.

Die großen Unruh- und Mißtrauen-Stifter, die uns zwingen, alle Kräfte zusammenzunehmen, werden furchtbar gehaßt, — oder man unterwirft sich ihnen blindlings (es ist dies eine Ausspannung für beunruhigte Seelen —). Um keine solche souveränen Schrecklichen zu haben, erfindet man Demokratie, Ostrazismus, Parlamentarismus,— aber die Sache liegt in der Natur der Dinge. Wenn der Abstand der Menschen sehr groß von einander ist, so bilden sich Formen darnach.

688.

Als nachahmendes Thier ist der Mensch oberflächlich: es genügt ihm, wie bei seinen Instinkten, der Anschein der Dinge. Er nimmt Urtheile an: das gehört zu dem ältesten Bedürfniß, eine Rolle zu spielen.

Entwicklung des mimicry unter Menschen, vermöge seiner Schwäche. Das Heerdenthier spielt eine Rolle, die ihm anbefohlen wird.

689.

Der Mensch als ein Schauspiel: das ist der „historische Sinn". Aber er enthält ein gefährliches Element: der Mensch lernt sich fühlen als der Gestaltende, welcher nicht nur zusieht und zusehen will.

Der Deutsche — — —

690.

Es versteht sich, daß öffentlich und heimlich von allen organischen Grundabsichten des Menschen nur unter tausend Maskeraden geredet wird: man lese eine Rede Bismarck's. Der geistigere Mensch, der bisweilen hinter die Masken gesehen hat und zu sehen versteht, der überhaupt begriffen hat, wie sehr Alles Maske ist, — ist billigerweise darüber in bester Laune. „Geistigkeit" ist der Kitzel eines ewigen Carnevals, sei es nun, daß wir selber dabei mitspielen oder nur gespielt werden.

Der historische Sinn und der geographisch-klimatische Exotismus neben einander.

691.

Die Art offener und herzhafter Vertraulichkeit, wie man sie heute, in einem demokratischen Zeitalter, nöthig hat, um beliebt und geachtet zu sein — kurz Das, woraufhin man heute als „rechtschaffner Mensch" behandelt wird: das giebt einem Moralisten viel zu lachen. Alle tiefen Menschen genießen hier ihre Art Erleichterung: es macht so viel Vergnügen, Komödie zu spielen.

692.

Es giebt ein Mißverständniß der Heiterkeit, welches nicht zu heben ist: aber wer es theilt, darf zuletzt gerade damit zufrieden sein. — Wir, die wir zum Glücke flüchten —: wir, die wir jede Art Süden und unbändige Sonnenfülle brauchen und uns dorthin an die Straße setzen, wo das Leben sich wie ein trunkener Fratzen-Festzug — als Etwas, das von Sinnen bringt — vorüber-

wälzt; wir, die wir gerade Das vom Glücke verlangen, daß es „von Sinnen“ bringt: scheint es nicht, daß wir ein Wissen haben, welches wir *fürchten*? Es ist Etwas an uns, das leicht zerbricht: wir fürchten die zerbrechenden kindischen Hände? wir gehen dem Zufall aus dem Wege und retten uns in's Leben? in seinen Schein, in seine Falschheit, seine Oberfläche und bunte Betrügerei; es scheint wir sind heiter, weil wir ungeheuer traurig sind? Wir sind ernst, wir kennen den Abgrund — und *deshalb* wehren wir uns gegen alles Ernste? Wir lächeln bei uns über die Melancholiker des Geschmacks, bei denen wir auf Mangel an Tiefe rathen; — ach, wir beneiden sie noch, indem wir sie verspotten, — denn wir sind nicht glücklich genug, um uns ihre zarte Traurigkeit gestatten zu können. Wir müssen noch den Schatten der Traurigkeit fliehen: unsre Hölle und Finsterniß ist uns immer zu nahe. Wir haben ein Wissen, welches wir fürchten, mit dem wir nicht allein sein wollen; wir haben einen Glauben, vor dessen Druck wir zittern, bei dessen Flüstern wir bleich werden, — die Ungläubigen scheinen uns selig. Wir kehren uns ab von den traurigen Schauspielen, wir verstopfen das Ohr gegen das Leidende; das Mitleid würde uns sofort zerbrechen, wenn wir nicht uns zu verhärten wüßten. Bleib' uns tapfer zur Seite, spöttischer Leichtsinn! kühle uns, Wind, der über Gletscher gelaufen ist! Wir wollen Nichts mehr an's Herz nehmen, wir wollen zur *Maske* beten, als unsrer letzten Gottheit und Erlöserin.

693.

Spaß und Scherz dient der Erholung, ist eine Art Heilung, wodurch wir wieder Kraft zu neuer Thätigkeit bekommen. „Besser ist das Ernste“ — ist Aristotelisch.

694.

Man muß den Stolz des Unglücks lernen.

695.

Es giebt so viel verlorenes Unglück, — so verloren wie der größte Theil der Sonnenwärme im Weltraum.

696.

Wie ein Kind bei fremden Feiertagen: scheu steht es da, — nie hörte es noch diese Glocke, nie sah es noch diese Zierden und Feier-Kleider.

697.

Krankheit und Gedrücktheit bringen eine Art von Irrsinn hervor: ebenso harte mechanische Arbeit.

698.

Die Vergangenheit ist für Jeden von uns eine andre: insofern er eine Linie hindurchzieht, eine Vereinfachung (wie bei Mitteln und Zwecken).

699.

Was man nicht machen wollte, als es Zeit dazu war, muß man schon nachher wollen: man hat „gut zu machen", was man nicht gut gethan hat.

700.

Wir arbeiten mit allen Kräften, uns von der Unfreiheit zu überzeugen: um uns so frei vor uns

selber zu fühlen wie vor der Natur — — Es kostet die äußerste Anstrengung, ein Gefühl dieser Art aufrecht zu erhalten und nicht herauszufallen.

701.

Idealisten — z. B. am Himmel das Maß, die Ordnung, die ungeheure Art von System und Einfachheit schaudernd-bewundernd — stellen die Dinge fern, sehen das Einzelne hinweg. Die Realisten wollen den entgegengesetzten Schauder, den des Unzählig-Vielen: deshalb überhäufen sie den Vordergrund, ihr Genuß ist der Glaube an den Überreichthum der schöpferischen Kräfte, die Unmöglichkeit, zählen zu können.

702.

Dem Geiste, den wir begreifen —, dem gleichen wir nicht: dem sind wir überlegen!

703.

„Ein Prophet gilt nirgends weniger, als daheim, als bei den Seinen“: ist Unsinn; — das Gegentheil ist die Wahrheit …

704.

Erst im Manne wird das Familien-Typische völlig sichtbar: am wenigsten bei leicht erregbaren, anregbaren Jünglingen. Es muß erst Stille eingetreten sein und die Zahl der Einwirkungen von Außen her kleiner: oder andrerseits die Anregbarkeit bedeutend nachgelassen haben. — So sind altwerdende Völker beredt über ihr Typisches und geben es deutlicher zu erkennen, als in ihrer Jugendblüthe.

705.

Man ist viel mehr das Kind seiner vier Großeltern, als seiner zwei Eltern. Das liegt daran, daß in der Zeit, wo wir gezeugt wurden, die Eltern meistens sich selbst noch nicht festgestellt hatten. Die Keime des großväterlichen Typus werden in uns reif, in unsern Kindern die Keime unsrer Eltern.

706.

Es ist ein Merkmal eines Mangels vornehmer Gesinnung, wenn Jemand auf der Straße einen Gruß eher erwidert, als er die Person, welche grüßte, erkannt hat: Gruß und Art des Grußes sollen ja Auszeichnungen sein, — den einzigen Fall ausgenommen, daß ein Fürst (oder Der qui range aux souverains) seines Weges geht und gegrüßt wird. Es ist sein Vorrecht, Niemanden kennen zu müssen, aber von Allen gekannt sein zu müssen. Ein Gleichniß.

707.

Gegen einen Feind giebt es kein besseres Gegenmittel, als einen zweiten Feind.

708.

Er liebte es, so lange Recht zu behalten, bis ein Zufall ihm zu Hülfe kam, — bis er Recht *hatte*.

709.

Propaganda machen ist unanständig: aber klug! aber klug!

710.

Man giebt nach, wenn das Nachgeben ein Vorgeben ist: — also wenn man reich genug ist, um nicht nehmen zu müssen.

711.

Von Zeit zu Zeit eine Dummheit — oh wie Einem sofort wieder die eigne Weisheit schmeckt!

712.

Wie wenig Phantasie haben wir für das Leid, das wir Anderen anthun!

713.

Grausamkeit ist die Erleichterung von gespannten und stolzen Seelen: welche gegen sich selber beständig Härten ausüben. Es ist ein Fest für sie, wehe zu thun.

714.

— düster oder ausgelassen, ein Geist, der in Allem, was er aussann, Rache für Etwas nahm, das er gethan hatte (oder dafür, daß er Etwas nicht gethan hatte), — der das Glück nicht ohne Grausamkeit verstand.

715.

Wenn es zu deiner Gesundheit nöthig ist, wohlan! was liegt daran! Aber mache keinen Lärm darum! Es

ist lächerlich, begeistert von grünen Gemüsen zu reden: — wer so thut, hat Wenig im Kopfe!

716.

Die feinste, beweglichste Geistigkeit mit hunderttausend Fühlhörnerchen, durch jeden Anhauch geformt und fortgeblasen, bei völliger Zersplitterung des Willens — ist etwas sehr Lächerliches. — Wie bei den feinen Parisern, welche seufzen, weil Alles auf sie einstürmt.

717.

Starker Wille erklärlich bei kalten Menschen, und schwacher Wille bei heißen. Das Erstaunliche ist: ein glühender Affekt und ein kalter heller Kopf und Wille.

718.

Ein Mensch, der weder an Geld, noch an Ehre, noch an Gewinnung von einflußreichen Verbindungen, noch von Ämtern je gedacht hat, — sollte der wohl die Menschen kennen?

719.

Ich kenne mich nicht: die Aufforderung zur Selbst-Erkenntniß scheint mir ein göttlicher Spaß oder eine griechische Kinderei (niaiserie): sie sind reich daran! — Hat Einer aber über fünfhundert Dinge seine Meinungen gesagt, so ist es möglich, daß Andere ihn „erkennen“. Wohlan!

IV.

Religion.



IV. Religion.

1. Allgemeines.

720.

Der religiöse Affekt ist die interessanteste Krankheit, der der Mensch bisher verfiel. Sein Studium macht Einem die gesunden Menschen beinahe langweilig und widrig.

721.

Jeder Glaube hat den Instinkt der Lüge: er wehrt sich gegen jede Wahrheit, von der her seinem Willen, die „Wahrheit" zu besitzen, Gefahr droht, — er macht die Augen zu, er verleumdet . . .

722.

Der Glaube ist eine „heilige Krankheit", *ἱερὰ νόσος*: das hat schon Heraklit gewußt: — der Glaube eine blödsinnig machende innere Nöthigung, daß Etwas wahr sein soll.

723.

Nicht zu verwechseln: — Der Unglaube als Unvermögen überhaupt zu glauben und, andrerseits,

als Unvermögen Etwas noch zu glauben: im letztern Falle gemeinhin als Symptom von einem neuen Glauben. —

Dem Unglauben als Unvermögen eignet die Unfähigkeit zu negiren, — er weiß sich weder gegen ein Ja noch gegen ein Nein zu wehren . . .

724.

Man hat einen Glauben, weil er „selig macht“: man hält nicht für wahr, was uns nicht „selig macht“. Ein pudendum.

725.

Überzeugung und Lüge. — „Ich will Etwas für wahr halten“: ist das der Instinkt der Wahrheit oder nicht gerade ein anderer, der es sehr wenig streng nimmt mit der Wahrheit, aber den Vortheil kennt, den der Glaube mit sich bringt? . . .

Gesetzt, man hat einen Vortheil davon, sich selbst zu belügen, warum unterscheidet sich das Pathos der Selbst-Belogenheit vom Pathos der Überzeugung?

Ist im Glauben, wie ihn das Christenthum versteht, die Klugheit oder die Wahrheit zur Herrschaft gebracht? — Der „Beweis der Kraft“ (d. h. der Vortheile, welche ein Glaube mit sich bringt) —

Was Märtyrer macht, ist dies der Instinkt der Wahrheit, oder nicht umgekehrt der Mangel eines solchen Instinkts, eine Lücke der innern Organisation? — Wir betrachten Märtyrer als eine niedrigere Species: eine Überzeugung zu beweisen, hat gar keinen Sinn; sondern es gilt zu beweisen, daß man ein Recht hat, so überzeugt zu sein . . . Die Überzeugung ist ein Einwand,

ein Fragezeichen, ein défi; man hat zu beweisen, daß man nicht nur überzeugt ist —, daß man nicht nur Narr ist . . .

Der Tod am Kreuze beweist keine Wahrheit, nur eine Überzeugung, nur eine Idiosynkrasie (— sehr populärer Irrthum: den Muth zu seiner Überzeugung haben; — aber es handelt sich darum, den Muth zum Angriff auf seine Überzeugung zu haben!!!).

726.

Begriff des Mystikers: der an seinem eigenen Glück genug und zu viel hat und sich eine Sprache für sein Glück sucht, — er möchte davon wegschenken!

727.

Das tiefste Mißverständniß der Religion: „böse Menschen haben keine Religion“.

728.

Die absolute Hingebung (in der Religion) als Reflex der sklavischen Hingebung oder der weiblichen (— das Ewig-Weibliche ist der idealisirte Sklavensinn).

729.

Geschichte der Juden typisch für die Entstehung des „Idealisten“. „Gott und Israel“ im Bunde. Erste Verfeinerung: nur mit dem gerechten Israel bleibt der gerechte Gott im Bunde. Zweite Verfeinerung: aber zuletzt liebt er Israel, auch wenn es leidet, auch noch wenn es um seiner Schuld willen leidet.

730.

Zur Entstehung der Religion.

Die Religionen leben die längste Zeit ohne mit der Moral verquickt zu sein: moralfrei. Man erwäge, was eigentlich jede Religion will, — man kann es ja heute noch mit Händen greifen: man will durch sie nicht nur Erlösung von der Noth, sondern vor Allem Erlösung von der Furcht vor der Noth. Alle Noth gilt als Folge von bösem, feindseligem Walten von Geistern: alle Noth, die Einen trifft, ist zwar nicht „verdient", aber es weckt den Gedanken, wodurch ein Geist gegen uns gereizt sein mag; der Mensch zittert vor unbekannten schweifenden Unholden und möchte sie hold stimmen. Dabei prüft er sein Verhalten: und wenn es überhaupt Mittel giebt, bestimmte Geister, die er kennt, sich freundlich zu stimmen, so fragt er sich, ob er auch wirklich Alles gethan habe, was er dazu hätte thun können: wie ein Höfling sein Verhalten zu dem Fürsten prüft, wenn er an ihm eine ungnädige Stimmung wahrgenommen hat: — er sucht nach einer Unterlassung u. s. w. „Sünde" ist ursprünglich Das, wodurch irgend ein Geist sehr beleidigt werden könnte, irgend eine Unterlassung, ein Mißgriff: da hat man Etwas wieder gut zu machen. —

Nur insofern ein Geist, eine Gottheit ausdrücklich auch gewisse moralische Gebote als Mittel, ihm zu gefallen und zu dienen, hingestellt hat, kommt in die „Sünde" auch die sittliche Werthschätzung: oder vielmehr: dann erst kann ein Verstoß gegen ein sittliches Gebot als „Sünde" empfunden werden, — als Etwas, das von Gott trennt, ihn beleidigt und auch von seiner Seite Gefahr und Noth im Gefolge hat.

731.

Die Religion alle starken, überraschenden, plötzlichen, fremdartigen Impulse als von Außen kommend interpretirend. Moralität ist nur als Ein Mittel zur Religion hinzugekommen (ein Mittel zur Vergewaltigung der Götter oder zur Erreichung ekstatischer Zustände). Mißverständniß des Leibes: der Rausch, die Wollust, die Grausamkeits-Ekstase als Vergöttlichung, als Einswerden mit einem Gotte.

Grunddifferenz des Alterthums: die Geschlechtlichkeit religiös verehrt; und folglich auch die Werkzeuge.

Die Ekstasen sind verschieden bei einem frommen, erhabenen, edlen Menschen gleich Plato — und bei Kameeltreibern, welche Haschisch rauchen.

Grundverwandlung der Religion: 1) man will den Gott zwingen, zu thun, was uns lieb ist (— Gebet z. B.); 2) man ergiebt sich in den Willen Gottes. Ersteres ist die vornehme Form, das Zweite ist die Sklaven-Form.

732.

„Gott" im Alterthum anders empfunden, ganz und gar ohne den monotheistisch-moralischen Beigeschmack. — Priap in den Gärten, als Vogelscheuche. Ein Hirt dankbar für die Fruchtbarkeit der Heerde z. B.

Die Masse Dankbarkeit in der griechischen Religion. Später, im Pöbel, überwuchert die Furcht: Epikur und Lukrez.

733.

Die antike Philosophie hatte den Menschen als Zweck der Natur im Auge.

Die christliche Theologie dachte die Erlösung des Menschen als Zweck der göttlichen Vorsehung.

734.

Wie unbescheiden nimmt sich der Mensch mit seinen Religionen aus, auch wenn er sich noch vor Gott wälzt gleich dem heiligen Augustin! Welche Zudringlichkeit! Dieses väterliche oder großväterliche Prinzip im Hintergrunde!

735.

Galiani meint, der Mensch sei das einzige religiöse Thier. Aber in der Art, wie ein Hund sich vor dem Menschen wälzt, erkenne ich die Art der „Gottseligen“ wieder, wenn auch vergröbert.

736.

Sinn der Religion: die Mißrathenen und Unglücklichen sollen erhalten werden und durch Verbesserung der Stimmung (Hoffnung, Furcht) vom Selbstmord abgehalten werden.

Oder bei den Vornehmen: ein Überschuß von Dankbarkeit und Erhebung, welcher zu groß ist, als daß er einem Menschen dargebracht werden könnte.

737.

Die Vertröstungen auf das Jenseits haben den Werth, viele Schwer- und Mühsam-Lebende im Leben zu erhalten: die Mißrathenen zu propagiren: was (wie bei Rassen-Mischungen) werthvoll an sich sein kann, weil später einmal eine Rasse rein wird.

Der ganze innere Widerstreit der Gefühle, das Bewußtsein der übermächtigen Triebe, die Schwäche vor der Außenwelt — das sind sehr häufige Thatsachen: aber der Charakter des Lebens bringt es mit sich, daß die zahlreichsten Exemplare mißrathen. Womit haben sich nun die An-sich-Leidenden das Leben doch acceptabel gemacht? Mit Hoffnung, Verlästerung des Lebens, Verlästerung des Menschen (— von sich selber), Widerstand gegen eine Gattung von Menschen als Ursache der Noth. Weniger-leiden-machen: Anaesthetica. Gar-nicht-leiden: Ekstasen, Feste. Seinem Schmerze Luft machen, Orgie der Trübsal.

738.

Die Auslegung aller Unglücksfälle als Wirkungen unversöhnter Geister ist Das, was bisher die großen Massen zu religiösen Culten trieb. Selbst das höhere moralische Leben, das des Heiligen, ist nur als *eines* der Mittel erfunden worden, um unversöhnte Geister zu befriedigen.

Die Auslegung unsrer *Erlebnisse* als providenzieller Winke einer gütigen, erziehenden Gottheit, auch unsrer Unglücksfälle: — Entwicklung des *väterlichen* Gottesbegriffs, von der patriarchalischen Familie aus.

Die absolute Verderbtheit des Menschen, die Unfreiheit zum Guten und folglich die Auslegung aller unsrer Handlungen mit der Interpretation des bösen Gewissens: endlich Gnade. Wunder-Akt. Plötzliche Umkehr. Paulus, Augustin, Luther.

Die Barbarisirung des Christenthums durch die Germanen: die zwischengöttlichen Wesen und die Vielheit der Sühnculte, kurz der vorchristliche Standpunkt kommt wieder. Ebenso das Compositions-System.

Luther giebt wieder die Grundlogik des Christenthums, die Unmöglichkeit der Moral und folglich der Selbstzufriedenheit, die Nothwendigkeit der Gnade und folglich der Wunder und auch der Prädestination. Im Grunde ein Eingeständniß des Überwunden-seins und ein Ausbruch von Selbst-Verachtung.

(— Was Christus und Buddha auszuzeichnen scheint: es scheint das innere Glück zu sein, das sie religiös macht. —)

„Es ist unmöglich, seine Schulden zu bezahlen" — Ausbrüche der Heilsbegierde und der Culte und Mysterien. „Es ist unmöglich, seine Sünde loszuwerden" — Ausbruch des Christenthums des Paulus, Augustin und Luther. Ehemals war das äußere Unglück der Anstoß, religiös zu werden: später das innere Unglücks-Gefühl, die Unerlöstheit, Angst, Unsicherheit.

739.

Die ungeheure idealisirende Kraft, welche das Christenthum anwandte, um körperliche Unlust-Zustände und barbarische Unordnungs-Gefühle zu ertragen: sie deutete Alles seelisch um.

740.

Wo, in pöbelhafter Art, Eine Begierde die Oberherrschaft führt (oder überhaupt die Begierden), da giebt es keinen höheren Menschen. Es versteht sich, daß ein Solcher (wie z. B. Augustin oder Luther) auch gar nicht die höheren Probleme kennt, die alle eine viel kühlere Höhe voraussetzen. Das ist Alles rein persönliche Noth bei Augustin und Luther. Es ist die Frage eines Kranken

nach einer Cur. Die Religionen mögen wesentlich solche Thierbändigungs-Anstalten oder Irren-Anstalten sein für Solche, die sich nicht selber beherrschen können. — Es ist komisch, diese Noth um den Geschlechtstrieb z. B., auch in Wagner's Parsifal und Tannhäuser.

741.

Meine Werthschätzung der Religionen. — Ursprung jener Moral, welche Ausrottung der sinnlichen Triebe und Verachtung des Leibes fordert: eine Nothmaßregel solcher Naturen, welche nicht Maß zu halten wissen und welche nur die Wahl haben, Wüstlinge und Schweine oder aber Asketen zu werden. Als persönlicher Ausweg wohl zu gestatten; ebenso wie eine christliche oder buddhistische Denkweise bei Solchen, welche sich als Ganzes mißrathen fühlen; man muß es ihnen schon nachsehen, daß sie eine Welt verleumden, in der sie schlecht weggekommen sind —. Aber das ist Sache unsrer Weisheit, solche Denkweisen und Religionen als große Irren- und Zuchthaus-Anstalten zu beurtheilen.

742.

Schopenhauer sagt von den Verfassern der Upanishaden „kaum als Menschen denkbar"!

743.

Ich bin feindselig

1) gegen die Entsinnlichung: sie stammt von den Juden, von Plato, der durch Ägypter und Pythagoreer verdorben war (und diese durch Buddhisten). Dem pro-

vençalischen Geiste, der heidnisch geblieben ist, ich meine „nicht germanisirt“, verdankt man die Vergeistigung des amor, der Geschlechtsliebe: während es das Alterthum nur zu einer Vergeistigung der Päderastie gebracht hat.

2) gegen alle Lehren, welche ein Ende, eine Ruhe, einen „Sabbat aller Sabbate“ in's Auge fassen. Solche Denkweisen kennzeichnen gährende, leidende, oft auch absterbende Rassen; z. B. solche Verse, wie bei Richard Wagner („Nibelungen“):

Des ew'gen Werdens
offne Thore
schließ' ich hinter mir zu:
nach dem wunsch- und wahnlos
heiligsten Wahlland,
der Welt-Wanderung Ziel,
von Wiedergeburt erlöst,
zieht nun die Wissende hin.

744.

Der beständige Blick nach dem Vollkommnen hin, und daher Ruhe, — was Schopenhauer als ästhetisches Phänomen beschreibt — ist auch das Charakteristische der Gläubigen. Goethe (an Rath Schlosser): „wahrhaft hochachten kann man nur, wer sich nicht selbst sucht . . ich muß gestehn, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhieng von der Zeit, ihrem Geiste, ihrer Wissenschaft.“

2. Das Christenthum.

745.

Jesus, mit der Melancholie der schlechten Ernährung.

746.

Jesus: will, daß man an *ihn* glaubt, und schickt Alles in die Hölle, was widerstrebt. Arme, Dumme, Kranke, Weiber, Kinder, eingerechnet Huren und Gesindel — von ihm bevorzugt: unter ihnen fühlt er sich *wohl*. Das Gefühl des *Richtens* gegen alles Schöne, Reiche, Mächtige, der Haß gegen die Lachenden. Die *Güte*, mit ihrem größten Contrast in Einer Seele: es war der böseste aller Menschen. *Ohne* irgendwelche psychologische *Billigkeit*. Der wahnsinnige *Stolz*, welcher die feinste Lust an der *Demuth* hat.

747.

Es wird erzählt, daß der berühmte Stifter des Christenthums vor Pilatus sagte „ich bin die Wahrheit"; die Antwort des Römers darauf ist Roms würdig: als die größte Urbanität aller Zeiten.

748.

Man verkenne doch ja nicht den tiefen Mangel an noblesse des Gefühls in Christus, sein *Jüdisches*, das

gute Geschäft und den Ärger über die Dummheit, es sich entgehen zu lassen! Die Europäer haben so viel edlere Gefühle hineingelegt!

749.

„Seid gute Bankhalter!“ Dem Armen geben — das ist Gott leihen.

750.

Man hat mit der grandiosen Paradoxie „der Gott am Kreuze“ allen guten Geschmack in Europa auf Jahrtausende verdorben. Ebenso wie mit der der Hölle bei einem Gott der Liebe. Es kam da ein esprit barocco auf, gegen welchen das Heidenthum sich nicht mehr aufrecht halten konnte.

751.

Eine Religion, an deren Thür der Ehebruch Gottes steht (bei ihm ist ja kein Ding unmöglich)! — Den Nächsten, den Feind selber lieben, weil Gott so thut — „er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“. Aber das thut er gar nicht.

752.

Man muß sich zu einer solchen Denkweise (wie die christliche ist) den idealen, ganz zu ihr geschaffenen Menschen denken — Pascal z. B. Denn für den durchschnittlichen Menschen giebt es auch immer nur ein Surrogat-Christenthum, selbst für solche Naturen wie Luther, — er machte sich ein Pöbel- und Bauern-Christenthum zurecht.

753.

Der Bauer in Luther schrie über die Lüge des „höheren Menschen", an den er geglaubt hatte. „Es giebt gar keine höheren Menschen!" — schrie er.

754.

Wie kann man nur dem Einzelnen Freiheit geben wollen, gleich Luther, in den höchsten Dingen! Zuletzt ist der Instinkt der Heerde stärker und sie fallen sofort wieder in die Knechtschaft (z. B. die Protestanten vor den erbärmlichsten kleinen Fürsten, — ein Bedientenvolk —).

755.

Unter den vielen Streiten über „Wissen und Glauben", Utilitarismus und Intuitivismus, verbirgt sich diese Frage der Werthschätzung: ob der Instinkt mehr Werth hat, als das Räsonnement, — und warum?

(Sokrates hatte sich naiv auf die Seite der Vernunft gestellt, gegen den Instinkt: — im Grunde aber war er doch allen moralischen Instinkten gefolgt, nur mit einer falschen Motivirung: als ob die Motive aus der Vernunft kämen! Unwillkürlich suchte Plato zu beweisen, daß die Vernunft und der Instinkt dasselbe wollten! Ebenso bis auf heute Kant, Schopenhauer, die Engländer.)

Im „Glauben" ist der Instinkt des Gehorsams gegen die höchste Autorität vorangestellt, also Ein Instinkt.

— Abälard wollte in die kirchliche Autorität Vernunft bringen; schließlich fand Descartes, daß alle Autorität nur in der Vernunft sei!

Die Selbst-Überwindung der Vernunft inneres Problem Pascal's — zu Gunsten des christlichen „Glaubens".

756.

Was ist denn diese ungeheure Macht, welche dermaßen seit zwei Jahrtausenden die Philosophen narrt und die Vernunft der Vernünftigen zu Falle bringt? Jener Instinkt, jener Glaube, wie ihn das Christenthum verlangt: das ist der Heerden-Instinkt selber, der Heerden-Glaube des Thiers „Mensch", das Heerden-Verlangen nach der vollkommnen Unterwerfung unter eine Autorität — (dasselbe, was aus dem deutschen Heerden-Instinkt heraus Kant den „kategorischen Imperativ" genannt hat). In der That ist es die größte Erleichterung und Wohlthat, für gefährdete, schwankende, zarte, schwache Heerden-Thiere, einen absolut Befehlenden, einen Leithammel zu bekommen: es ist ihre erste Lebensbedingung. Die Brahmanen verstanden sich auf diese Erleichterung, die Jesuiten ebenfalls; fast in allen Klöstern ist der Grundhang dieser: endlich einmal die ewige Agitation, welche das Selbst-sich-Befehlen mit sich bringt, los zu werden. Dieser Instinkt zum Glauben ist auch der eigentlich weibliche Instinkt; und wenn die Weiber Einen unerbittlichen Lehrer finden, der von ihnen Gehorsam und Niederwerfung will, oder auch nur einen Künstler, der das Weib in der Attitüde seiner „Vollkommenheit", als anbetendes, hingebendes, hingegebenes Geschöpf, als Opfer zeigt, wie zum Beispiel Richard Wagner, da sind sie vor Glück „außer sich": nämlich in ihren letzten Instinkten vor sich selber bestätigt und befriedigt. — In schwächerer Form sieht man es an den Franzosen, die, als die liebenswürdigsten Europäer, auch die heerdenmäßigsten sind:

es wird ihnen nur wohl, wenn sie vor ihrem esprit es sich erlauben dürfen, einmal „unbedingt zu gehorchen“: wie vor Napoleon. Oder auch vor den „Ideen der französischen Revolution“ — oder auch vor Viktor Hugo (welcher sein langes Leben lang diesem allerschönsten Heerden-Instinkte immer im Namen der Freiheit schöne Worte und Prunkmäntel umgehängt hat). — Das Alterthum war, als das Christenthum kam, inwendig durch Gegensätze der Werthschätzungen hin- und hergerissen (in Folge der physiologischen Bedingung des Gleichheits-Begriffs civis Romanus oder jener unsinnigen Staats-Erweiterung des imperium Romanum): und das Christenthum gab die große Erleichterung.

757.

Die Werthschätzungen der Kirche sind die von Sklaven. Die tiefe Verlogenheit ist europäisch. Wer auf Europäer im großen Umfange wirken will, hat bisher die moralische Tartüfferie nöthig gehabt (z. B. der erste Napoleon in seinen Proklamationen, neuerdings Richard Wagner vermöge seiner Attitüden-Musik. Das „Wohl der Meisten“ als Prinzip selbst bei Fürsten!).

758.

Die „Umwandlung“ eines Menschen durch eine herrschende Vorstellung ist das psychologische Urphänomen, auf welches das Christenthum gebaut ist; es sieht darin „ein Wunder“. Wir — — —

Ich glaube ganz und gar nicht daran, daß ein Mensch auf Ein Mal ein hoher werthvoller Mensch wird; der Christ ist mir ein ganz gewöhnlicher Mensch

mit ein paar andern Worten und Werthschätzungen. *Auf die Dauer* wirken freilich diese Worte und Werthe und schaffen vielleicht einen Typus: *der Christ als die verlogenste Art Mensch.* Daß er moralisch redet, das verdirbt ihn durch und durch: man sehe Luther. Ein greulicher Anblick, weichlich-sentimental, furchtsam, aufgeregt — — — komisch! wie der „*Wahrheitssinn*“ erwacht und gleich wieder einschläft!

Ich scheide mich von jeder Philosophie ab, dadurch daß ich frage: „gut?“ wozu! — und „gut“, warum nennt ihr das so? — Das Christenthum hat „gut“ und „böse“ *acceptirt* und Nichts hier *geschaffen.*

759.

Man verdankt der christlichen Kirche:

1) eine Vergeistigung der *Grausamkeit*: die Vorstellung der Hölle, die Foltern und Ketzergerichte, die Autodafés sind doch ein großer Fortschritt gegen die prachtvolle, aber halb blödsinnige Abschlachterei in den römischen Arenen. Es ist viel Geist, viel Hintergedanke in die Grausamkeit gekommen. Es hat viele Genüsse erfunden.

2) es hat den Europäer-Geist *fein und geschmeidig* gemacht, durch seine „Intoleranz“. Man sieht es sofort, wie in unserem demokratischen Zeitalter, mit der Freiheit der Presse, der Gedanke plump wird. Die antike Polis war ganz ebenso gesinnt. Das römische Reich ließ umgekehrt viel Freiheit im Glauben und Nichtglauben: mehr als heute irgendein Reich läßt. Die Folge war sofort die allergrößte Entartung, Vertölpelung und Vergröberung des Geistes. — Wie gut nimmt sich Leibniz und Abälard, Montaigne, Descartes

und Pascal aus! Die geschmeidige Verwegenheit solcher Geister zu sehen ist ein Genuß, welchen man der Kirche verdankt. — Der intellektuelle Druck der Kirche ist wesentlich die unbeugsame Strenge, vermöge deren die Begriffe und Werthschätzungen als festgestellt, als aeternae behandelt wurden. Dante giebt einen einzigen Genuß dadurch (— man braucht unter einem absoluten Regiment keineswegs beschränkt zu sein). Wenn es Schranken gab, so waren sie um einen ungeheuren Raum gespannt, Dank Plato: und man konnte sich darin bewegen wie Bach in den Formen des Contrapunkts, sehr frei. — Baco und Shakespeare widern fast an, wenn man diese „Freiheit unter dem Gesetz“ gründlich schmecken gelernt hat. Ebenso die neueste Musik im Vergleich zu Bach und Händel.

3. Befreiung vom Christenthum.

760.

Daß wir wieder Homer empfinden, betrachte ich als den größten Sieg über das Christenthum und christliche Culturen: daß wir die christliche Verzärtelung, Verhäßlichung, Verdüsterung, Vergeistigung satt haben.

761.

Welch Erquicken, nach dem neuen Testament etwa den Petronius in die Hand zu nehmen! Wie ist man sofort wieder hergestellt! wie fühlt man die Nähe der gesunden, übermüthigen, selbstgewissen und boshaften Geistigkeit! — und schließlich bleibt man vor der Frage stehn: „ist nicht selbst der antike Schmutz noch mehr werth, als diese ganze kleine anmaßliche Christen-Weisheit und -Muckerei?"

762.

Es giebt gar keinen unevangelischeren Typus als den der Gelehrten der griechischen Kirche, die vom IV. Jahrhundert an das Christenthum auf den Weg einer absurden Metaphysik drängen: und insgleichen die Scholastiker des lateinischen Mittelalters.

763.

Wir müssen das Christenthum auch noch aus vieler Musik heraushören und es *überwinden*.

764.

Ich habe nie einen Augenblick die compromittirende Mittelmäßigkeit des *Protestantenthums* für Theologen und Prediger verkannt.

765.

Ich begreife es nicht, wie man Theolog sein kann. Ich möchte nicht gern gering von dieser Art Menschen denken, welche doch nicht nur Erkenntniß-Maschinen sind.

766.

Wie ein Theologe heute ein gutes Gewissen bei seiner Christlichkeit haben kann, ist mir unverständlich und unzugänglich; aber es giebt genugsam gutes Gewissen bei ihm, — es scheint mit dem „guten Gewissen" nicht viel auf sich zu haben!

767.

Zur Erklärung jenes innerlichen verwegenen Skeptizismus in Deutschland, der daselbst größer und seiner selber gewisser ist als in irgend einem Lande Europa's, gehört jene Thatsache, daß die protestantische Geistlichkeit immer an Kindern fruchtbar gewesen ist und gleich Luthern nicht nur auf der Kanzel ihre Stärke gehabt hat:

3. Befreiung vom Christenthum.

760.

Daß wir wieder Homer empfinden, betrachte ich als den größten Sieg über das Christenthum und christliche Culturen: daß wir die christliche Verzärtelung, Verhäßlichung, Verdüsterung, Vergeistigung satt haben.

761.

Welch Erquicken, nach dem neuen Testament etwa den Petronius in die Hand zu nehmen! Wie ist man sofort wieder hergestellt! wie fühlt man die Nähe der gesunden, übermüthigen, selbstgewissen und boshaften Geistigkeit! — und schließlich bleibt man vor der Frage stehn: „ist nicht selbst der antike Schmutz noch mehr werth, als diese ganze kleine anmaßliche Christen-Weisheit und -Muckerei?"

762.

Es giebt gar keinen unevangelischeren Typus als den der Gelehrten der griechischen Kirche, die vom IV. Jahrhundert an das Christenthum auf den Weg einer absurden Metaphysik drängen: und insgleichen die Scholastiker des lateinischen Mittelalters.

763.

Wir müssen das Christenthum auch noch aus vieler Musik heraushören und es überwinden.

764.

Ich habe nie einen Augenblick die compromittirende Mittelmäßigkeit des Protestantenthums für Theologen und Prediger verkannt.

765.

Ich begreife es nicht, wie man Theolog sein kann. Ich möchte nicht gern gering von dieser Art Menschen denken, welche doch nicht nur Erkenntniß-Maschinen sind.

766.

Wie ein Theologe heute ein gutes Gewissen bei seiner Christlichkeit haben kann, ist mir unverständlich und unzugänglich; aber es giebt genugsam gutes Gewissen bei ihm, — es scheint mit dem „guten Gewissen" nicht viel auf sich zu haben!

767.

Zur Erklärung jenes innerlichen verwegenen Skeptizismus in Deutschland, der daselbst größer und seiner selber gewisser ist als in irgend einem Lande Europa's, gehört jene Thatsache, daß die protestantische Geistlichkeit immer an Kindern fruchtbar gewesen ist und gleich Luthern nicht nur auf der Kanzel ihre Stärke gehabt hat:

und aus dem gleichen Grunde, aus dem Macchiavell den Skeptizismus der Italiener ableitet (— sie haben den Stellvertreter Gottes und seinen Hof immer zu nahe vor Augen gehabt —), haben allzuviele von den deutschen Philosophen und Gelehrten als Kinder von Predigern und sonstigem Kirchen-Zubehör dem „Priester“ zugesehn — und glauben folglich nicht mehr an Gott. Der Protestantismus ist von vornherein wesentlich Unglaube an den „Heiligen“; die deutsche Philosophie ist wesentlich Unglaube an die homines religiosi und die Heiligen zweiten Ranges, an alle die Land- und Stadtpfarrer, hinzugenommen die Theologen der Universität, — und insofern mag die deutsche Philosophie eine Fortsetzung des Protestantismus sein.

768.

„Gott wollte mein Bestes, als er mir das Leid schickte“ —. Das steht bei dir, es zu deinem Besten auszulegen: mehr bedeutet es auch bei dem religiösen Menschen nicht.

769.

Etwas helleren Kopf und etwas guten Willen: und man hält es nicht mehr aus, aus Gründen des Geschmacks, seine Erlebnisse „zu Ehren Gottes“ zurecht zu deuten, ich meine, überall die Spuren seiner Fürsorge, Warnung, Bestrafung, Erziehung zu sehn. Ebenso wie ein guter Philologe (und überhaupt jeder philologisch geschulte Gelehrte) einen Widerwillen gegen falsche Text-Ausdeutungen hat (z. B. die der protestantischen Prediger auf den Kanzeln — weshalb die gelehrten Stände nicht

mehr in die Kirche gehn —), ebenso, und nicht infolge großer „Tugend“, „Redlichkeit“ u. s. w., geht Einem die Falschmünzerei der religiösen Interpretation aller Erlebnisse gegen den Geschmack. —

770.

Daß in den Folgen der Handlungen schon Lohn und Strafe liegen — dieser Gedanke einer immanenten Gerechtigkeit ist grundfalsch. Übrigens steht er im Widerspruch mit der Vorstellung einer „Heils-Ordnung“ in den Erlebnissen und Folgen: wonach schlimme Dinge aller Art als besondere Gunstbezeigungen eines Gottes, der unser Bestes will, aufzufassen sind. — Warum Leid auf eine Übelthat folgen soll, ist an sich nicht begreiflich: in praxi läuft es sogar darauf hinaus, daß auf eine Übelthat eine Übelthat folgen *solle*. — Daß Einer, der anders ist als wir, es *schlecht* haben müsse, ist ein Gedanke der Vertheidigung, eine Nothwehr der herrschenden Kaste, ein Mittel der Züchtung, — aber nichts besonders „Edles“. — Alle möglichen solchen Vorstellungen über „immanente Gerechtigkeit“, „Heilsordnung“, ausgleichende „transszendente Gerechtigkeit“ gehn jetzt in *jedem* Kopfe herum, — sie bilden das *Chaos* der modernen Seele mit.

771.

Unter Denen, welche sich von der Religion losgelöst haben, finde ich Menschen von vielerlei Art und Rang. Da sind die Unenthaltsamen, welche sich von ihren Sinnen haben überreden lassen (weil ihre Sinne den Zwang und Vorwurf des religiösen Ideals nicht mehr ertrugen) und die sich der Vernunft und des Geschmacks als ihrer Für-

sprecher zu bedienen pflegen, wie als ob sie das Unvernünftige und Geschmackwidrige an der Religion nicht mehr zu ertragen wüßten: — dieser Art Mensch eignet der antireligiöse Haß, die Bosheit und das sardonische Lachen, ebenso aber, in gut verheimlichten Augenblicken, eine sehnsuchtsvolle Scham, eine innere Unterwürfigkeit unter die Werthschätzungen des verleugneten Ideals. Der Kirche durch Sinnlichkeit entfremdet, verehren sie, wenn sie wieder zu ihr zurückkehren, das Ideal der Entsinnlichung als das religiöse „Ideal an sich", — eine Quelle vieler und schwerer Irrthümer.

Da sind die geistigeren, gefühlsärmeren, trockneren, auch gewissenhafteren Menschen, welche von Grund aus an ein Ideal zu glauben überhaupt unfähig sind und die im feinen Neinsagen und kritischen Auflösen noch ihre größte Stärke und Selbstverachtung zu finden wissen: sie sind losgelöst, weil Nichts in ihnen ist, das fest binden könnte.

772.

Das jenseitige Leben weg? — man hat dem Leben die Pointe genommen.

773.

Die größten Ereignisse gelangen am schwersten den Menschen zum Gefühl: zum Beispiel die Thatsache, daß der christliche Gott „todt ist", daß in unseren Erlebnissen nicht mehr eine himmlische Güte und Erziehung, nicht mehr eine göttliche Gerechtigkeit, nicht überhaupt eine immanente Moral, sich ausdrückt. Das ist eine furchtbare Neuigkeit, welche noch ein paar Jahrhunderte bedarf, um den Europäern zum Gefühl zu kommen:

und dann wird es eine Zeit lang scheinen, als ob alles Schwergewicht aus den Dingen weg sei. —

774.

Es ist eine Sache der Ehrlichkeit, und zwar einer sehr mäßigen und keineswegs bewunderungswürdigen Ehrlichkeit, vom Glauben an Gott sich rein zu halten; und was ehemals, z. B. noch zu Pascal's Zeiten, eine Forderung des intellektuellen Gewissens war, kann heute als ein Verbot desselben Gewissens in jedem kräftigen Manneskopfe und Mannesherzen gelten. Die gedankenlose Art, ohne Prüfung überlieferte Meinungen anzulernen und verehren zu lernen, ebenso die Verehrung für Das, was unsre Väter geglaubt haben, und endlich eine Furchtsamkeit vor den Folgen der Gottlosigkeit — das ist die Ursache —

775.

Was für Eigenschaften man haben muß, um Gott zu entbehren, — was für welche, um die „Religion des Kreuzes“? Muth, Strenge des Kopfes, Stolz, Unabhängigkeit und Härte, Entschlossenheit, keine Grübelei u. s. w. Vermöge eines Rückganges siegt immer wieder das Christenthum. — Gewisse Zeitumstände müssen günstig sein.

776.

Man darf hoffen, daß der Mensch sich so hoch erhebt, daß ihm die bisherigen höchsten Dinge, z. B. der Gottesglaube, kindlich-kindisch und rührend erscheinen, ja daß er noch einmal es macht, wie er es mit allen Mythen gemacht hat, nämlich sie in Kindergeschichten und Märchen verwandelt.

777.

Wir sind keine Christen mehr: wir sind dem Christenthum entwachsen, nicht weil wir ihm zu ferne, sondern weil wir ihm zu nahe gewohnt haben, mehr noch, weil wir aus ihm gewachsen sind, — es ist unsre strengere und verwöhntere Frömmigkeit selbst, die uns heute verbietet, noch Christen zu sein. —

778.

„Das Reich Gottes ist unter uns.“ Luc. 17, 20.

779.

Und wollt ihr ernstlich „das Jenseits“ loswerden: ich fürchte, es giebt kein anderes Mittel, ihr müßt euch erst zu meinem „Jenseits“ entschließen.

V.

Cultur.

V. Cultur.

1. Historisches.

780.

Grundirrthum aller Historiker: die Fakta sind alle viel kleiner, als daß sie zu fassen wären.

781.

Man soll in der Historie ja nicht nach Nothwendigkeit in Hinsicht auf Mittel und Zweck suchen! Es ist die Unvernunft des Zufalls die Regel! Die große Summe der Ereignisse repräsentiren Grund-Begierden eines Volkes, eines Standes — das ist wahr! Im Einzelnen geht Alles blind und dumm zu. Wie in einem Bache ein Blatt seinen Weg läuft, ob es schon hier und da aufgehalten wird.

782.

„Ce talent (zur Geschichte der Philosophie) ne consistait pas, à l'allemande, dans l'improvisation risquée de théories sublimes.“ (Taine.)

783.

— Taine, der die Kühnheit der Erfindung hatte, zwischen Hegel und Henri Beyle das Typische zu finden,

seine Methode, welche wesentlich heißt: die Geschichte kann nur begriffen werden, indem man die Faktoren vereinfacht, und die Geschichte, wo es nur vier, fünf Faktoren giebt, ist am begreiflichsten, — d. h. die Geschichte kann nur durch Begriffe begriffen werden, die Begriffe aber muß der historische Mensch schaffen.

784.

Die beschönigende Geschichtsschreibung Ranke's, seine Leisetreterei an allen Stellen, wo es gilt, einen furchtbaren Unsinn des Zufalls als solchen hinzustellen; sein Glaube an einen gleichsam immanenten Finger Gottes, der gelegentlich einmal etwas am Uhrwerk schiebt und rückt: denn er wagt es nicht mehr, der Über-Ängstliche, weder ihn als Uhrwerk, noch als Ursache des Uhrwerks anzusehen.

785.

Früher suchte man Gottes Absichten in der Geschichte: dann eine unbewußte Zweckmäßigkeit, z. B. in der Geschichte eines Volkes, eine Ausgestaltung von Ideen u. s. w. Jetzt erst hat man, durch Betrachtung der Thiergeschichte, angefangen, den Blick für die Geschichte der Menschheit sich zu schaffen: und die erste Einsicht ist, daß es keinen Plan bisher gab, weder für den Menschen, noch für ein Volk. Die allergröblichsten Zufälle sind das Gebieterische im Großen gewesen, — sie sind es noch.

786.

Daß es eine Entwicklung der ganzen Menschheit gebe, ist Unsinn: auch gar nicht zu wünschen. Das viele

Gestalten am Menschen, die Art Vielartigkeit des Menschen herauszuholen, ihn zu zerbrechen, wenn eine Art von Typus ihre Höhe gehabt hat, — also schaffend und vernichtend sein, dünkt mich der höchste Genuß, den Menschen haben können. Plato war gewiß nicht so beschränkt, als er die Begriffe als fest und ewig lehrte: aber er wollte, daß dies geglaubt werde.

Nicht mehr Vernunft in die ganze Geschichte des Menschen legen, als in der übrigen Welt ist: Vieles ist möglich, aber man darf es nicht auf zu lange wollen. Der Zufall zerbricht Alles wieder.

787.

Weil wir die Erben von Menschengeschlechtern sind, die unter den verschiedensten Existenz-Bedingungen gelebt haben, enthalten wir in uns eine Vielheit von Instinkten. Wer sich für „wahrhaftig" giebt, ist wahrscheinlich ein Esel oder ein Betrüger.

Die Verschiedenheit der thierischen Charaktere: durchschnittlich ist ein Charakter die Folge eines Milieu's, — eine fest eingeprägte Rolle, vermöge deren gewisse Fakta immer wieder unterstrichen und gestärkt werden. Auf die Länge hin entsteht so Rasse: d. h. gesetzt, daß die Umgebung sich nicht ändert.

Bei dem Wechsel der Milieus entsteht ein Hervortreten der überall nützlichsten und anwendbarsten Eigenschaften (— oder ein Zugrundegehn). Es zeigt sich als Assimilations-Kraft auch in ungünstigen Lagen, zugleich aber als Spannung, Vorsicht, — es fehlt die Schönheit in der Gestalt.

Der Europäer als eine solche Über-Rasse. Ebenso der Jude; es ist zuletzt eine herrschende Art, obwohl

sehr verschieden von den einfachen alten herrschenden Rassen, die ihre Umgebung nicht verändert hatten.

Überall beginnt es mit dem Zwang (wenn ein Volk in eine Landschaft kommt): die Natur, die Jahreszeiten, die Wärme und Kälte u. s. w. Das Alles ist zunächst ein tyrannisirendes Element. Allmählich weicht das Gefühl des Gezwungenseins —

788.

Pascal beleidigte durch die Vorstellung, daß das Wetter, daß heller und heiterer Himmel auf ihn Einfluß habe. Jetzt — ist die Theorie des Milieu's am bequemsten: Alles übt Einfluß, das Resultat ist der Mensch selber.

789.

Montaigne: „Die Gesetze des Gewissens, welche unserm Vorgeben nach aus der Natur entspringen, entspringen vielmehr aus der Gewohnheit. Jeder verehrt in seinem Herzen die in seinem Lande gebilligten und eingeführten Meinungen und Sitten, sodaß er sich denselben nicht ohne Gewissensbisse entziehen kann und denselben niemals ohne einiges Vergnügen gemäß handelt.“

790.

Die Gewissensfreiheit ist nur im großen Despotismus nützlich und möglich, — ein Symptom der Atomisirung.

791.

Jesus leugnet Kirche, Staat, Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft, Cultur, Civilisation. Alle Weisen haben

so zu ihrer Zeit den Werth der Cultur und der staatlichen Organisation geleugnet: Plato, Buddha —

792.

Der antisoziale Hang, die Geistesstörung, der Pessimismus: die drei typischen Formen der décadence. Das Christenthum, als eine Religion der décadence, wuchs auf einem Boden auf, der von Degenerirten aller drei Arten wimmelte.

793.

Bei altgewordenen Völkern große Sinnlichkeit, z. B. Ungarn, Chinesen, Juden, Franzosen (denn die Kelten waren schon ein Culturvolk!). —

794.

Über „Völker" führen die Sprachen irr: die auch am meisten der höheren Erkenntniß schaden.

795.

In der Fremde leben ist für den alten Griechen das größte aller Malheurs. Aber gar darin sterben: es giebt nichts Erschrecklicheres für seine Einbildungskraft.

796.

Die Frau bei den Griechen von Homer bis Perikles immer mehr zurückgedrängt: dies gehört zur Cultur der Griechen, — eine gewisse Gewalt geübt gegen die weichen, milden Gefühle. Ausbrechen der Gegenströmung, z. B. Pythagoras und die Thiere. Der Schwache, Lei-

dende, Arme, — es giebt Sklaven-Aufstände, die Armuth treibt zum Äußersten (Thukydides). Sonst sind alle großen Verbrechen die des Bösen aus Stärke.

797.

Charakteristik des Europäers: der Widerspruch zwischen Wort und That; der Orientale ist sich treu im täglichen Leben. Wie der Europäer Colonien gegründet hat, beweist seine Raubthier-Natur.

Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß das Christenthum die Schicht, aus der es wuchs, verlassen hat.

Dies ist unsere Differenz mit den Hellenen: ihre Sittlichkeit ist in den herrschenden Kasten gewachsen. Thukydides' Moral ist die gleiche, die überall bei Plato explodirt.

Ansätze zur Ehrlichkeit z. B. in der Renaissance: jedesmal zum Besten der Künste. Michelangelo's Conzeption Gottes als „Tyrannen der Welt“ war ehrlich.

Das Übergewicht des Weibes folgt daraus: und folglich eine ganz lügnerische „Schamhaftigkeit“. Es gehört beinahe Verderbniß der Weiber dazu (wie in Paris), daß die Schriftsteller ehrlicher werden. — Der sklavenhafte Charakter der Moralität als einer von Außen her gekommenen, nicht von uns geschaffenen, erzeugt fortwährend neue Formen ähnlicher Sklaverei, z. B. die ästhetische (in Bezug auf das Alterthum). Es gehört fast Verderbniß des Charakters und Schwäche dazu beim Europäer, daß er sich von den Autoritäten emanzipirt und „Geschmack“ gewinnt.

Unsere „Allschmeckerei“ ist die Folge der verschiedenen Moralen: wir sind in der „historischen Krankheit“

798.

Unsere Zeit zehrt und lebt von der Moralität früherer Zeiten.

799.

Im Orient erstarrten Völker unter der Herrschaft Eines Sittengesetzes. Europa lebendig geblieben unter der Herrschaft von zwei entgegengesetzten.

Die Geschichte Europa's seit der römischen Kaiserzeit ist ein Sklavenaufstand.

800.

Ich glaube zu fühlen, daß Sokrates tief war (— seine Ironie war vor Allem die Nöthigung sich oberflächlich zu geben, um überhaupt mit Menschen verkehren zu können), daß Cäsar Tiefe hatte: insgleichen vielleicht jener Hohenstaufe Friedrich der Zweite; sicherlich Lionardo da Vinci; in nicht geringem Grade Pascal, der nur dreißig Jahre zu früh starb, um aus seiner prachtvollen bitterbösen Seele heraus über das Christenthum selber hohnzulachen, wie er es früher und jünger über die Jesuiten gethan hat.

801.

Catilina — ein Romantiker neben Cäsar, modo celer modo lentus ingressus.

802.

Die vorletzten Jahrhunderte lehnten die Gothik als eine Barbarei ab (der Gothe war damals synonym mit

dem Barbaren), das vorletzte Jahrhundert lehnte Homer ab. Darin liegt ein Geschmack: ein starker Wille zu seinem Ja und seinem Nein. Die Fähigkeit, Homer wieder genießen zu können, ist vielleicht die größte Errungenschaft des europäischen Menschen, — aber sie ist theuer genug bezahlt.

803.

Im vorigen Jahrhundert bekam die bonté das gute Gewissen auf ihre Seite, welches lange bei ganz andern Gefühlen war.

804.

Napoleon meint, die allermeisten Handlungen sind nicht Charakter-Handlungen, sondern Moment-Handlungen, welche Nichts für den Charakter beweisen.

Er sagt auch: die Menschen verändern sich, im Guten wie im Bösen.

(Ein anderes Mal: „Die Menschen sind nicht undankbar: aber der Wohlthäter erwartet meist zu viel.")

805.

Der Sensualismus und der Hedonismus des vorigen Jahrhunderts ist die beste Erbschaft, welche dies Jahrhundert gemacht hat: hinter hundert Clauseln und feinen Mummenschanzen.

806.

Die feinsten Köpfe des vorigen Jahrhunderts, Hume und Galiani, alle mit Staatsdiensten vertraut: ebenso Stendhal, Tocqueville.

807.

Rousseau, in seiner Bevorzugung der Armen, der Frauen, des Volkes als souverän, ist ganz in der christlichen Bewegung darin: alle sklavenhaften Fehler und Tugenden sind an ihm zu studiren, auch die unglaublichste Verlogenheit (— der will Gerechtigkeit lehren!). Sein Gegenstück Napoleon — antik, Menschen-Verächter.

808.

Goethe's vornehme Isolirtheit — es bedarf für die Höchstgeborenen eine Art Burgen- und Raubritterthum. Ich will mich Napoleon's annehmen: er gehört in seiner Verachtung der „christlichen Tugenden" und der ganzen moralischen Hypokrisie zum Alterthum (Thukydides). Friedrich der Große vielleicht, — aber als Deutscher zu sehr Mensch der Hintergedanken mit Hinter-Seelen.

809.

Wer bisher mit dem Menschen im großen Stile zu thun hatte, taxirte ihn nach den Grund-Eigenschaften: es hat keinen Sinn, die zarteren Nuancen zu berücksichtigen. So that es Napoleon. Er machte sich Nichts aus den christlichen Tugenden, nahm sie als gar nicht vorhanden (— er hatte ein Recht dazu).

810.

Napoleon: „J'ai refermé le gouffre anarchique et débrouillé le chaos. J'ai dessoulé la révolution, ennobli les peuples et raffermi les rois. J'ai excité toutes les émulations, récompensé tous les mérites et reculé les limites de la gloire. Tout cela est bien quelque chose!"

2. Nationen. Die Deutschen.

811.

Die Europäer bilden sich im Grunde ein, jetzt den höheren Menschen auf der Erde darzustellen.

812.

Die asiatischen Menschen sind hundertmal großartiger, als die europäischen.

813.

„Die Todesfurcht ist eine Europäer-Art von Furcht.“ (Orientalisch.)

814.

Zur Erklärung der Erfolge Muhamed's in dreizehn Jahren: „vielleicht gab es lange Bürgerkriege vorher (meint Napoleon), unter welchen sich große Charaktere, große Talente, unwiderstehliche Impulsionen u. s. w. gebildet hatten —“

815.

Die Araber in Spanien, die Provençalen: Lichtpunkte.

816.

Die Corsen sind nicht liebenswürdig: und wer zur Heerde gehört, ärgert sich darüber.

817.

Die noble Einfachheit des Spaniers, sein Stolz.

818.

Das alte Israel und die Deutschen des Tacitus gleich: ebenso die Araber der Beduinenlande und die Corsen. Die Genuesen aus der Zeit, wo sie der Präsident de Brosses besuchte, und die heutigen.

819.

In Europa sind die Juden die älteste und reinste Rasse. Deshalb ist die Schönheit der Jüdin die höchste.

820.

Nach Napoleon: Charakter der Franzosen: „immer les Gaulois d'autrefois: la légèreté, la même inconstance et surtout la même vanité. Wann werden wir sie endlich gegen ein wenig Stolz eintauschen können!"

821.

Die noblen Illusionen, deren ein Volk wie die Franzosen fähig sind, z. B. vor Napoleon, — dies charakterisirt! Und die Deutschen — Skepsis!

822.

Wie viel viehische Gemeinheit im Engländer, daß er jetzt noch nöthig hat, mit aller Gewalt das utile zu predigen! Es ist sein höchster Gesichtspunkt: sein dulce ist gar zu gering. (— Auch die Heils-Armee!)

823.

Ich beobachte, daß unter Denen, welche jetzt in der Welt herumreisen, Niemand gern sich als Franzose angesehen sieht, wenn er es nicht ist. Als Engländer geschätzt zu werden, scheint einigen Nordländern, z. B. den Schweden, Vergnügen zu machen: der Engländer ist stolz. Der Deutsche genießt jetzt im Auslande einen Zuschuß von Erstaunen und Achtung, gegen frühere Zeiten gerechnet, aber er macht keine Freude; der Preuße insonderheit ist den Südländern Europa's immer noch peinlich, nicht wegen seines Stolzes — denn er ist nicht stolz, — sondern wegen seiner Unbescheidenheit und schlechten, harten, oft zudringlichen Manieren. Der Süddeutsche ist plump, bäurisch, gutmüthig und doch nicht vertraueneinflößend: man wittert bei ihm die berühmten „zwei Seelen in einer Brust".

824.

Wie die Franzosen die Höflichkeit und den esprit der französischen Gesellschaft wiederspiegeln, so die Deutschen Etwas vom tiefen träumerischen Ernst ihrer Mystiker und Musiker und ebenso von ihrer Kinderei. Im Italiener ist viel republikanische Vornehmheit und Kunst, sich gut und stolz zu geben, ohne Eitelkeit.

825.

Die Deutschen sind vielleicht nur in ein falsches Klima gerathen! Es ist Etwas in ihnen, das hellenisch sein könnte, — das erwacht bei der Berührung mit dem Süden — Winckelmann, Goethe, Mozart. Zuletzt: wir sind noch ganz jung. Unser letztes Ereigniß ist immer noch Luther, unser einziges Buch immer noch die Bibel. Die Deutschen haben noch niemals „moralisirt". — Auch die Nahrung der Deutschen war ihr Verhängniß: die Philisterei.

826.

„Ich fange an zu glauben, cette race douce, énergique, méditative et passionnée hat immer nur in den Büchern existirt." (Doudan, über die Deutschen.)

827.

Die Reformation: eine der verlogensten Eruptionen von gemeinen Instinkten.

Eine Anzahl starker, unbändig gewordener und gründlich gemeiner Triebe will in freie Luft: es thut Nichts noth als Vorwände, namentlich großartige Worte zu erfinden, unter denen diese wilden Thiere herausgelassen werden dürfen.

Luther der psychologische Typus: ein wüster und uneigentlicher Bauer, der mit der „evangelischen Freiheit" allen aufgehäuften gewaltthätigen Bedürfnissen Luft macht: — man will einmal wieder Herr sein, rauben, niederwerfen, verfluchen, eingerechnet daß die Sinne ihre Rechnung finden wollen: vor Allem, man sieht lüstern nach dem ungeheuren Reichthum der Kirche.

828.

Die entmännlichende und vielleicht entmannende Wirkung des vielen Betens gehört auch unter die Schädigungen des deutschen Wesens seit der Reformation. Es ist eine Sache schlechten Geschmacks unter allen Umständen, viel zu bitten, statt viel zu geben: die Mischung demüthiger Servilität mit einer hoffärtig-pöbelhaften Zudringlichkeit, mit der sich z. B. der heilige Augustin in seinen Confessionen vor Gott wälzt, erinnert daran, daß der Mensch vielleicht nicht allein unter den Thieren das religiöse Gefühl hat. Der Hund hat für den Menschen ein ähnliches „religiöses Gefühl". — Der betende Verkehr mit Gott züchtet die erniedrigende Stimmung und Attitüde, welche auch in unfrommen Zeiten, durch Vererbung, noch ihr Recht behauptet: die Deutschen erstarben bekanntlich vor Fürsten oder vor Parteiführern oder vor der Phrase als „unterthänigster Knecht". Es soll damit vorüber sein.

829.

Der Deutsche — nicht zu reden von den blödsinnigen deutschthümelnden Jünglingen, welche auch heute noch von „germanischen Tugenden" faseln — seine mystische Natur. Es gab noch keine deutsche Bildung: es gab Einsiedler, welche sich mit erstaunlichem Geschick verborgen zu halten wußten, inmitten der gröbsten Barbarei.

830.

Was ich an dem Deutschen gern wahrnehme, das ist seine Mephistopheles-Natur: aber die Wahrheit zu

sagen: man muß sich einen höheren Begriff von Mephistopheles machen, als Goethe, der nöthig hatte, um seinen „inwendigen Faust“ zu vergrößern, seinen Mephistopheles zu verkleinern. Der wahre deutsche Mephistopheles ist viel gefährlicher, kühner, böser, verschlagener und folglich offenherziger: man denke sich das Inwendige von Friedrich dem Großen, oder von jenem viel größeren Friedrich, jenem Hohenstaufen Friedrich II. —

Der echte deutsche Mephistopheles steigt über die Alpen, glaubt, daß ihm dort Alles zugehört. Deshalb wird ihm wohl, wie es Winckelmann wohl wurde, wie Mozart. Er betrachtet Faust und Hamlet als Karikaturen, die zum Lachen erfunden sind, insgleichen Luther. Goethe hatte gute deutsche Augenblicke, wo er über das Alles inwendig lachte. Aber dann fiel er selber wieder in die feuchten Stimmungen zurück.

831.

Wie wird sich später einmal Goethe ausnehmen! wie unsicher, wie schwimmend! Und sein „Faust“ — welches zufällige und zeitliche und wenig nothwendige und dauerhafte Problem! eine Entartung des Erkennenden, ein Kranker, — Nichts mehr! Keineswegs die Tragödie des Erkennenden selber! Nicht einmal die des „freien Geistes“.

832.

Ich empfinde häufig „Mitleid“, wo gar kein Leiden da ist, sondern wo ich eine Verschwendung und ein Zurückbleiben sehe hinter Dem, was hätte werden können. So z. B. in Bezug auf Luther. Welche Kraft, und verschwendet auf was für Probleme!

833.

Es gab in Deutschland bisher noch keine Cultur, sondern immer nur mystische Separatisten. Immer nur Einzelne, — das ist Trost!

834.

Goethe ist eine Ausnahme: er lebte unter Deutschen auf seine Weise verschanzt und verkleidet; Schiller gehört zu jenen Deutschen, welche die großen glänzenden Worte und Prunk-Gebärden der Tugend liebten (— selbst sein Geschmack an der Kantischen Moral und ihrem unbedingten Commando-Tone gehört hierhin —). Es thut den Deutschen wehe, sich einzugestehen, wie sehr sie die Deutschen Kotzebue's gewesen sind (und zu einem guten Theile noch nicht —); und jener lebensgefährliche Schwärmer Ludwig Sand nahm vielleicht seine Rache nur an der falschen Stelle, wie es so oft geschieht.

Wenn irgend Etwas den jetzigen Deutschen zur Ehre gereicht, so ist es dies, daß sie die großen glänzenden glitzernden Schiller'schen Worte nicht mehr aushalten, welche ihre Großväter begeisterten. Die deutschen Kleinstädter, wie sie Kotzebue gemalt hat — und das Gemälde war gut — sind nach dem Bilde der Weimaraner gemacht, zur Zeit Schiller's und Goethe's.

Die Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele, ihr theils genüßliches, theils neidisches Im-Winkelsitzen, ihre eingefleischte „Kleinstädterei“, um an Kotzebue zu erinnern, ihre „Froschperspektive“ für alle hohen Dinge, um mit den Malern zu reden, — wie schmerzlich —

835.

Unterschied zwischen Schauspieler (wie Schiller und Wagner) und —

Goethe isolirt, zwischen Pietismus und Griechenthum; zweifelhaft, ob er nicht französisch schreiben soll.

Lessing — Bayle.

Friedrich der Große begierig nach Frankreich, der Hohenstaufe Friedrich II. nach maurisch-morgenländischer Aufklärung.

Leibniz zwischen Christenthum, Platonismus und Mechanik.

Bismarck von Napoleon III. lernend und Cavour.

836.

Es scheint, ich bin Etwas von einem Deutschen einer aussterbenden Art. „Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen“ — habe ich einmal gesagt: aber das will man mir heute nicht zugeben. Goethe hätte mir vielleicht Recht gegeben.

837.

Wer so steht wie ich, verliert, mit Goethe zu reden, „eines der größten Menschenrechte, von Seinesgleichen beurtheilt zu werden“.

838.

Diesen deutschen Idealisten habe ich oft zugesehn, sie aber nicht mir: sie wissen und riechen Nichts davon, was ich weiß, sie gehen ihren sanften Schlendergang, sie haben das Herz voll andrer Begierden als ich, nach

andrer Luft, andrer Nahrung, andrem Behagen. Sie sehen hinauf, ich sehe hinaus, — wir sehen nie das Gleiche. Mit ihnen umzugehn ist mir verdrießlich. Sie mögen an ihrem Leibe schon die Reinlichkeit lieben: aber ihr Geist ist ungewaschen, ihr „Folglich" riecht mir faul, sie entrüsten sich, wo bei mir die fröhliche Neugierde anhebt, sie haben sich die Ohren nicht ausgewischt, wenn ich bereit bin, mein Lied zu singen.

839.

— sie sind mir so fremd: ich müßte ihnen, um mit ihnen zu leben, immer gerade das Entgegengesetzteste lehren von Dem, was ich für wahr halte und was mir erquicklich scheint: und unter ihnen erdachte ich das Sprüchwort „nicht nur das Gold, auch das Leder glänzt".

840.

In Deutschland hat es immer an Geist gefehlt, und die mittelmäßigen Köpfe kommen dort schon zu den höchsten Ehren, weil sie schon selten sind. Was am besten geschätzt wird, das ist Fleiß und Beharrlichkeit und ein gewisser kaltblütiger kritischer Blick; und um solcher Eigenschaften willen ist deutsche Philologie, deutsches Kriegswesen über Europa Meister geworden.

841.

Geringschätzung gegen das jetzige Deutschland, welches nicht Takt genug hat, solche Klatschbasen-Bücher wie das von Janssen, einfach abzulehnen: wie es sich den „alten und neuen Glauben" des sehr alten und gar nicht neuen Strauß hat aufschwätzen lassen.

842.

Man hat jederzeit die deutschen Gelehrten, die „Geist" haben, an den Fingern abzählen können: die übrigen Gelehrten haben Verstand und einige von ihnen glücklicherweise jenes berühmte „kindliche Gemüth", welches ahnt ... Es ist unser Vorrecht: mit der „Ahnung" hat die deutsche Wissenschaft Dinge entdeckt, welche man sich schwer vorstellen kann und die überhaupt vielleicht nicht existiren. Man muß beinahe Jude sein, um als Deutscher nicht zu ahnen.

843.

Schweine-Deutsch! — Verzeihung! Zeitungs-Deutsch! — Friedrich Albert Lange, ein braves Thier, welches man sogar, in Ermangelung braverer Thiere, deutschen Jünglingen anempfehlen darf: aber er schreibt zum Beispiel: „Mit dem Lobe der Gegenwart verbindet sich der Cultus der Wirklichkeit. Das Ideale hat keinen Cours; was sich nicht naturwissenschaftlich und geschichtlich legitimiren kann, wird zum Untergang verurtheilt." Wozu lernt man eigentlich auf deutschen Schulen Lateinisch und Griechisch, wenn man nicht einmal den Ekel vor einem solchen schmutzigen Mischmasch lernt! Und welche Begeisterung haben gerade die eigentlichen Deutsch-Verderber erregt, ehemals Hegel, neuerdings Richard Wagner, allerjüngst Eugen Dühring!

844.

Sie waren einst das „Volk der Denker". Die Deutschen von heute denken überhaupt nicht mehr, — sie

haben Besseres zu thun, als zu denken. Die „große Politik“ verschlingt allen Ernst für wirklich große Dinge. Die Zahl der Fragezeichen verkürzt sich von Jahr zu Jahr. Die Deutschen werden langweilig: sie sind's vielleicht schon: ihre Gefahr ist, in dem Grade geistig anspruchslos zu werden, daß man sie endlich auch nicht mehr anspricht.

845.

Ein Volk, welches sich der Intelligenz eines Luther unterordnet!

846.

Man muß schon bis zum letzten Wagner und seinen „Bayreuther Blättern“ hinuntersteigen, um einem ähnlichen Sumpf von Anmaßung, Unklarheit und Deutschthümelei zu begegnen, wie es die „Reden an die deutsche Nation“ sind.

847.

Wir haben wir in fünfzig Jahren umgelernt! Die ganze Romantik mit ihrem Glauben an das „Volk“ ist widerlegt! Keine Homerische Dichtung als Volks-Poesie! Keine Vergötterung der großen Naturmächte! Kein Schluß aus Sprach-Verwandtschaft auf Rassen-Verwandtschaft! Keine „intellektuelle Anschauung“ des Übersinnlichen! Keine in der Religion verschleierte Wahrheit!

Das Problem der Wahrhaftigkeit ist ganz neu. Ich bin erstaunt. Wir betrachten solche Naturen wie Bismarck als schuldig hierin aus Fahrlässigkeit, solche wie Richard Wagner aus Mangel an Bescheidenheit; wir

würden Plato mit seiner pia fraus verurtheilen, Kant wegen der Ableitung seines kategorischen Imperativs, während der Glaube ihm sicher nicht auf diesem Wege gekommen ist.

— Endlich wendet sich der Zweifel auch gegen sich selber: Zweifel am Zweifel. Und die Frage nach der Berechtigung der Wahrhaftigkeit und ihrem Umfange steht da —

848.

Ich unterscheide, unter den höheren Menschen sowohl wie unter Völkern, solche, welche die Welt rund, ganz und fest haben wollen — groß vielleicht, sehr groß, aber ganz und gar nicht „unendlich" —, und solche, welche die Wolken lieben: weil Wolken verhüllen, weil Wolken „ahnen" lassen. Zu letzteren gehören, unter den Völkern, die Deutschen; und deshalb ist es für einen Denker entgegengesetzten Sinnes nicht rathsam, sich unter ihnen seine Hütte zu bauen. Die Luft ist ihm da zu wolkig. Die deutsche „Einfalt", den deutschen Glauben an den „reinen Thoren": er übersetzt sich das immer in's Französische und nennt es la niaiserie allemande. Das deutsche „Gemüth": er versteht darunter wörtlich, was Goethe darunter verstand, „Nachsicht mit fremden und eignen Schwächen". Der deutsche Ungeschmack: er findet ihn haarsträubend, — ich zeigte schon einmal bei Gelegenheit eines altersschwachen Buches von Strauß mit den Fingern darauf hin. Vom Auslande aus gesehen, darf man zweifeln, ob Deutschland jetzt zehn Männer aufzuweisen hat, welche in Fragen der litterarischen Form urtheilsfähig sind und Tiefe haben. Tiefe nämlich ist nöthig, um die zarten Bedürfnisse nach Form

überhaupt zu begreifen; erst von der Tiefe aus, vom Abgrunde aus genießt man alles Glück, das im Hellen, Sicheren, Bunten, Oberflächlichen aller Art liegt. Aber die Deutschen glauben sich tief, wenn sie sich schwer und trübsinnig fühlen: — sie schwitzen, wenn sie denken, das Schwitzen gilt ihnen als Beweis ihres „Ernstes". Ihre Geister sind plump, der Geist des Bieres ist mächtig auch noch in ihren Gedanken — und sie heißen es gar noch ihren „Idealismus"! Freilich, die Deutschen haben, wie sie wenigstens selber vermeinen, es gerade mit diesem Idealismus weit, „bis an die Sterne weit" getrieben, und sie dürften sich, wenn es sonst die deutsche Bescheidenheit erlaubte, daraufhin ungescheut neben die Griechen niedersetzen, als das berühmte Volk der „Dichter und Denker". Oder, um dieses Selbstvertrauen auch einmal unbescheiden reden zu lassen, und zwar mit dem Verse eines großen Idealisten:

„Was lobt man viel die Griechen!
„Sie müssen sich verkriechen,
„Wenn sich die teutsche Muse regt.
„Horaz in Fleming lebet,
„In Opitz Naso schwebet,
„In Greiff Senecens Traurigkeit."

Leibniz.

849.

Eine gute Anzahl höherer und besser ausgestatteter Menschen wird, wie ich hoffe, endlich so viel Selbstüberwindung haben, um den schlechten Geschmack für Attitüden und die sentimentale Dunkelheit von sich abzuthun, und gegen Richard Wagner ebensosehr als gegen Schopenhauer sich kehren. Diese Deutschen verderben uns, sie

schmeicheln unsern gefährlichsten Eigenschaften. Es liegt in Goethe, Beethoven und Bismarck eine kräftigere Zukunft vorbereitet, als in diesen Abartungen der Rasse. Wir haben noch keine Philosophen gehabt.

850.

Zum schlechten Geschmack der heutigen Deutschen rechne ich: die tugendhafte Deutschthümelei, welche die Geschichte gegen sich hat und die Scham gegen sich haben sollte.

851.

Das falsche Germanenthum bei Richard Wagner, diese höchst „moderne" Mischung von Brutalität und Verzärtelung der Sinne ist mir ebenso zuwider wie das falsche Römerthum bei David oder das falsche englische Mittelalter Walter Scott's.

852.

Die alten Romantiker fallen um und liegen eines Tags, man weiß nicht wie, vor dem Kreuze ausgestreckt: — das ist auch Richard Wagner begegnet. Die Entartung eines solchen Menschen mit anzusehen, gehört zum Schmerzhaftesten, was ich erlebt habe: — daß man es in Deutschland nicht schmerzhaft empfunden hat, war ein starker Anstoß für mich, jenem Geiste, der jetzt in Deutschland herrscht, noch mehr zu mißtrauen.

853.

Oh Teufel über das Gequak! Die Deutschen prahlen wieder einmal mit ihrer berühmten „deutschen Tugend",

von der die Historie schlechterdings Nichts weiß. Am schlimmsten treiben es einige Antisemiten, hinzugezählt was am Sumpfe des Bayreuther Meisters sitzen geblieben ist.

854.

Die Deutschen sind ein gefährliches Volk: sie verstehen sich auf das Berauschen. Gothik, vielleicht auch Rococo (nach Semper), der historische Sinn und Exotismus, Hegel, Richard Wagner — auch Leibniz (auch heute noch gefährlich) —, die Bedientenseele (idealisirt als Gelehrten- und Soldatentugend, auch als schlichter Sinn). Die Deutschen mögen wohl das gemischteste Volk sein.

„Das Volk der Mitte", die Erfinder des Porzellans und einer chinesenhaften Art von Geheimräthen.

855.

Die Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele war und ist ganz und gar nicht eine Folge der Kleinstaaterei: man ist bekanntlich in noch viel kleineren Staaten stolz und selbstherrlich gewesen: und nicht die Großstaaterei an sich macht die Seele freier und männlicher. In wessen Seele ein sklavischer Imperativ „du sollst und mußt knieen!" eine unfreiwillige Nackenbeugung gebietet vor Ehrentiteln, Orden, gnädigen Blicken von Oben hinunter, der wird sich in einem „Reiche" nur noch tiefer bücken und den Staub vor dem großen Landesvater nur noch inbrünstiger auflecken, als er es vor dem kleinen that: daran ist nicht zu zweifeln. — Man sieht den Italienern der unteren Stände es heute noch an, daß aristokratische Selbstgenugsamkeit und männliche Zucht und Gewißheit ihrer selber zur längsten Geschichte ihrer

Stadt gehört und ihnen am besten vorgemacht worden ist; ein armer venezianischer Gondoliere ist immer noch eine bessere Figur als ein Berliner wirklicher Geheimrath, und zuletzt gar noch ein besserer Mann: das greift man mit den Fingern. Man frage darüber bei den Weibern an.

856.

Die Zukunft der deutschen Cultur ruht auf den Söhnen der preußischen Offiziere.

857.

Die Deutschen, von denen ich hier allein rede, sind etwas Junges und Werdendes: ich trenne sie ab von den Deutschen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges und will nicht an der Geschichtsfälscherei Antheil haben, welche über diese Kluft hinwegspringt: wie als ob damals Nichts geschehen wäre. Daß sich im 17. Jahrhundert Etwas mit ihnen zugetragen hat, das dem Untergang einer früheren Rasse gleichkommt, wird sich schwerlich leugnen lassen: diese Erscheinung der Entmuthigung, der Feigheit, der Greisenhaftigkeit, des chinesischen Zopfes, im Bilde zu reden — das muß im Ganzen die Folge einer furchtbaren Blutverderbniß gewesen sein, hinzugerechnet, daß die männlichen Männer fort und fort in's Ausland giengen und im Auslande starben oder verdarben. Andrerseits hat damals eine unfreiwillige Mischung mit wenig verwandten Rassen stattgefunden: die Unzucht des Krieges war, nach allen Beschreibungen, über die Maßen unheilvoll. Es gab wohl hier und da noch Reste einer stärkeren Rasse: zum Beispiel ist der Musiker Händel ein Zeugniß davon, unser schönster Typus eines

Mannes im Reiche der Kunst: oder, um ein Weib zu nennen: Frau Professor Gottsched, welche mit Fug und Recht eine gute Zeit lang über die deutschen Professoren das Scepter geführt hat, — man sehe sich doch die Bilder von Beiden an! — Manche Gegenden reinigten sich schneller und kamen zur Gesundheit im Ganzen zurück, z. B. Hannover, Westfalen, Holstein, — da sitzt auch heute noch eine brave bäuerliche und phlegmatische Rasse. Am schlimmsten stand es wohl mit dem deutschen Adel: der war am tiefsten geschädigt. Was davon zu Hause blieb, litt am Alkoholismus, was hinausgieng und zurückkam, an der Syphilis. Bis heute hat er in geistigen Dingen wenig mitgeredet; und selbst was Bismarck betrifft, so ist seine Urgroßmutter aus dem Leipziger Professoren-Stande. —

858.

Alle wahren Germanen giengen in's Ausland: das jetzige Deutschland ist eine vor-slavische Station und bereitet dem panslavistischen Europa den Weg.

3. Bismarck. Weltpolitik.

859.

Der Bauer als die gemeinste Art von noblesse: weil er am meisten von sich abhängig ist. Bauernblut ist noch das beste Blut in Deutschland: z. B. Luther, Niebuhr, Bismarck.

Wo ist eine vornehme Familie, in deren Blut nicht venerische Ansteckung und Verderbniß ist?

Bismarck ein Slave. Man sehe nur die Gesichter der Deutschen an: Alles, was männliches überströmendes Blut in sich hatte, gieng in's Ausland: über die erbärmliche zurückbleibende Bevölkerung, das Bedientenseelen-Volk, gieng vom Ausland her eine Verbesserung, zumal durch Slavenblut.

Der märkische Adel und der preußische Adel überhaupt (und der Bauer gewisser norddeutscher Gegenden) enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen in Deutschland.

Daß die männlichsten Männer herrschen, ist in der Ordnung.

860.

Bismarck: so fern von der deutschen Philosophie als ein Bauer oder ein Corpsstudent. Mißtrauisch gegen

die Gelehrten. Das gefällt mir an ihm. Er hat Alles weggeworfen, was ihm die dumme deutsche Bildung (mit Gymnasien und Universitäten) hat beibringen wollen. Und er liebt ersichtlich eine gute Mahlzeit mit starkem Wein mehr als die deutsche Musik: welche meist nur eine feinere, weibsartige Hypokrisie und Vermäntelung für die alte deutsche Manns-Neigung zum Rausche ist.

Er hat seine braven Beschränktheiten festgehalten, nämlich die gegen Gott und König: und später noch, wie billig, die Beschränktheit hinzugefügt, welche Jeder hat, der Etwas geschaffen hat, die Liebe zu seinem Werk (ich meine zum deutschen Reich).

861.

Bismarck: Bauer, Corpsstudent: nicht gemüthlich, nicht naiv, Gott sei Dank! Kein Deutscher, wie er „im Buche steht"!

862.

Bismarck wollte mit dem Parlament für den leitenden Staatsmann einen Blitzableiter schaffen, eine Kraft gegen die Krone und unter Umständen einen Hebel zur Pression auf das Ausland: — er hat da auch seinen Sünden- und Unfallsbock.

863.

Wie sich Friedrich der Große beständig über den „féminisme" in der Regentschaft seiner Nachbarstaaten lustig macht, so Bismarck über den „Parlamentarismus": es ist ein neues Mittel, zu machen was man will.

864.

Die Parlamente mögen für einen starken und biegsamen Staatsmann äußerst nützlich sein: er hat da Etwas, worauf er sich stützen kann (— jedes solche Ding muß widerstehn können!), — wohin er viele Verantwortung abwälzen kann. Im Ganzen aber wünschte ich, daß der Zahlen-Blödsinn und der Aberglaube an Majoritäten sich noch nicht in Deutschland wie bei den lateinischen Rassen festsetzte; und daß man endlich auch noch Etwas in politicis erfände! Es hat wenig Sinn und viel Gefahr, die noch so kurze und leicht wieder auszurottende Gewohnheit des allgemeinen Stimmrechts tiefer Wurzel schlagen zu lassen: während seine Einführung doch nur eine Noth- und Augenblicks-Maßregel war.

865.

Möge Europa bald einen großen Staatsmann hervorbringen, und der, welcher jetzt, in dem kleinlichen Zeitalter plebejischer Kurzsichtigkeit, als „der große Realist" gefeiert wird, klein dastehen.

866.

Die Deutschen verderben, als Nachzügler, den großen Gang der europäischen Cultur: Bismarck, Luther zum Beispiel; auch als Napoleon Europa in eine Staaten-Association bringen wollte (der einzige Mensch, der stark genug dazu war!), haben sie mit den „Freiheits-Kriegen" Alles vermanscht und das Unglück des Nationalitäten-Wahnsinns heraufbeschworen (mit der Consequenz der Rassenkämpfe in so altgemischten Ländern

wie Europa!). So haben Deutsche (Carl Martell) die sarazenische Cultur zum Stehen gebracht —: immer sind es die Zurückgebliebenen!

867.

„Deutschland, Deutschland über Alles“ — ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist. Warum überhaupt Deutschland — frage ich: wenn es nicht Etwas will, vertritt, darstellt, das mehr Werth hat, als irgend eine andere bisherige Macht vertritt! An sich nur ein großer Staat mehr, eine Albernheit mehr in der Welt.

868.

Was noch jung ist und auf schwachen Beinen steht, macht immer das lauteste Geschrei: denn es fällt noch zu oft um. Zum Beispiel der „Patriotismus“ im heutigen Europa, „die Liebe zum Vaterlande“, die nur ein Kind ist: — man soll den kleinen Schreihals ja nicht zu ernst nehmen!

869.

Für das Prinzip „Deutschland, Deutschland über Alles“ oder für das deutsche Reich uns zu begeistern, sind wir nicht dumm genug.

870.

Die Aera Bismarck's (die Aera der deutschen Verdummung). — Das ausschliessliche Interesse, das jetzt in Deutschland den Fragen der Macht, dem Handel und

Wandel und — zu guterletzt — dem „Gut-leben“ geschenkt wird, das Heraufkommen des parlamentarischen Blödsinns, des Zeitungslesens und der litteratenhaften Mitsprecherei von Jedermann über Jegliches, die Bewunderung eines Staatsmannes, der von Philosophie etwa so viel weiß und hält, als ein Bauer oder Corpsstudent, und seine kühne, rücksichtenlose Augenblicks-Politik durch eine alterthümliche Verbrämung mit Royalismus und Christenthum dem deutschen Geschmacke (oder Gewissen —) „acceptabler“ zu machen glaubt —: Alles das hat in dem unheimlichen und vielfach anziehenden Jahr 1815 seinen Ursprung. Da fiel plötzlich die Nacht hernieder für den deutschen Geist, der bis dahin einen langen fröhlichen Tag gehabt hatte: das Vaterland, die Grenze, die Scholle, der Vorfahr — alle Arten Bornirtheit begannen plötzlich ihr Recht geltend zu machen. Damals erwachte oben die Reaktion und Beängstigung, die Furcht vor dem deutschen Geiste, und folglich unten der Liberalismus und Revolutionismus und das ganze politische Fieber, — man versteht dies Folglich. Seitdem — seit es politisirt — verlor Deutschland die geistige Führerschaft von Europa: es ist kein bedeutender Mensch mehr aus Deutschland gekommen, — denn Wagner ist von 1813, Bismarck selber von 1815.

871.

Der Nationalitäten-Wahnsinn und die Vaterlands-Tölpelei sind für mich ohne Zauber: „Deutschland, Deutschland über Alles“ klingt mir schmerzlich in den Ohren, im Grunde, weil ich von den Deutschen mehr will und wünsche als —. Ihr erster Staatsmann, in dessen Kopfe sich braver Grund von Royalismus und Christen-

thum mit einer rücksichtenlosen Augenblicks-Politik verträgt, erregt meine ironische Neugierde. Es scheint mir sogar nützlich, daß es einige Deutsche giebt, die gegen das deutsche Reich gleichgültig geblieben sind: nicht einmal als Zuschauer, sondern als Wegblickende. Wohin blicken sie denn? Es giebt wichtigere Dinge, gegen welche gerechnet diese Fragen nur Vordergrunds-Fragen sind: z. B. das wachsende Heraufkommen des demokratischen Mannes und die dadurch bedingte Verdummung Europa's und Verkleinerung des europäischen Menschen.

872.

Kann man sich für dieses deutsche Reich interessiren? Wo ist der neue Gedanke? Ist es nur eine neue Macht-Combination? Um so schlimmer, wenn es nicht weiß, was es will. Friede und Gewähren-lassen ist gar keine Politik, vor der ich Respekt habe. Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege zu verhelfen — das Einzige, was mich an Deutschland interessiren könnte. Was geht es mich an, daß Hohenzollern da sind oder nicht da sind? — Englands Klein-Geisterei ist die große Gefahr jetzt auf der Erde. Ich sehe mehr Hang zur Größe in den Gefühlen der russischen Nihilisten, als in denen der englischen Utilitarier. Ein Ineinanderwachsen der deutschen und slavischen Rasse, — auch bedürfen wir der geschicktesten Geldmenschen, der Juden, unbedingt, um die Herrschaft auf der Erde zu haben.

1. der Sinn für Realität;
2. Bruch mit dem englischen Prinzip der Volks-Vertretung: wir brauchen Vertretung der großen Interessen;

3. wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland, und mit einem neuen gemeinsamen Programm, welches in Rußland keine englischen Schemata zur Herrschaft kommen läßt. Keine amerikanische Zukunft!
4. eine europäische Politik ist unhaltbar und die Einengung gar in christliche Perspektiven ein ganz großes Malheur. In Europa sind alle gescheuten Leute Skeptiker, ob sie es sagen oder nicht.

873.

Was den Imperativ des deutschen Instinktes betrifft, welcher gebietet: „Keine neuen Juden mehr! Und die Thore nach dem Osten zu geschlossen halten!“ — so dürfte eine kluge Erwägung den deutschen Juden selber zu einer derartigen „Grenzregulirung“ rathen: ihre Aufgabe, in das deutsche Wesen hineinzuwachsen und zu einem deutscheren Typus des Ausdrucks und der Gebärde, endlich der „Seele“ zu gelangen — denn dies ist der Gang, von Außen nach Innen, vom „Schein“ zum „Sein“ —, darf nicht immer wieder durch die schauerliche und verächtliche Häßlichkeit neu einwandernder polnischer und russischer, ungarischer und galizischer Juden in's Unlösbare zurückgeschoben werden. Hier ist der Punkt, wo die Juden auch ihrerseits zu handeln, nämlich sich „Grenzen zu setzen“ haben: — der einzige und letzte Punkt, in dem jüdischer und deutscher Vortheil sich noch zu einem gemeinsamen Vortheile ausgleichen könnte: aber freilich, es ist Zeit, ja die höchste Zeit!

874.

Die preußischen Juden würden, wenn allein Geist, Fleiß und Anstelligkeit in Betracht kämen, bereits im Besitz der höhern Staats-Beamtungen, besonders im Verwaltungs-Fache sein: kurz, sie würden die „Macht“ auch in den Händen haben (wie sie dieselbe schon — nach vielfachen Zeugnissen zu schließen — „in der Tasche“ haben). Das, was sie davon ausschließt, ist ihre Unfähigkeit, die Macht zu repräsentiren — die Juden sind selbst in ihrem Vaterlande keine herrschende Kaste gewesen —: ihr Auge überzeugt nicht, ihre Zunge läuft leicht zu geschwind und überschlägt sich dabei, ihr Zorn versteht sich nicht auf das tiefe, ehrliche Löwen-Gebrüll, ihr Magen hält großen Gelagen, ihr Verstand starken Weinen nicht Stand, — ihre Arme und Beine erlauben ihnen keine stolzen Affekte (in ihren Händen zuckt oft, ich weiß nicht welche — Erinnerung —); und selbst die Art, wie ein Jude auf's Pferd kommt (oder ein jüdischer Musiker auf sein Thema kommt — „der jüdische Ansprung“ —) ist nicht unbedenklich und giebt zu verstehen, daß die Juden niemals eine ritterliche Rasse gewesen sind. Wenn die Juden vielfach als untauglich zur Richter-Würde empfunden werden, so ist damit nicht ihre Moralität, sondern nur ihre Unsicherheit, diese Moralität zu repräsentiren, verurtheilt. Nun ergiebt sich hieraus sofort, daß der Jude Preußens eine herabgebrachte und verkümmerte Art von Jude sein muß: denn an sich versteht der Orientale das Repräsentiren unvergleichlich viel besser, als etwa ein Norddeutscher. Diese Entartung des Juden hängt mit einem falschen Klima und der Nachbarschaft mit unschönen und gedrückten Slaven, Ungarn und Deutschen zusammen: unter Portugiesen

und Mauren bewahrt sich die höhere Rasse des Juden, ja im Ganzen ist vielleicht die Feierlichkeit des Todes und eine Art von Heiligung der Leidenschaft auf Erden bisher noch nicht schöner dargestellt worden, als von gewissen Juden des alten Testaments: bei denen hätten auch die Griechen in die Schule gehen können!

Die Gefahren der jüdischen Seele sind: 1) sie sucht sich gern irgendwo schmarotzerisch einzunisten; 2) sie weiß sich „anzupassen", wie die Naturforscher sagen: sie sind dadurch geborene Schauspieler geworden, gleich dem Polypen, der, wie Theognis singt, dem Felsen die Farbe abborgt, an dem er klebt. Ihr Talent und mehr noch der Hang und Fall zu Beidem hin scheint ungeheuer zu sein; die Gewöhnung, um ganz kleine Gewinnste viel Geist und Beharrlichkeit dranzugeben, hat eine verhängnißvolle Furche in ihrem Charakter hinterlassen: sodaß auch die achtbarsten Großhändler des jüdischen Geldmarktes es nicht über sich gewinnen, wenn die Umstände es mit sich bringen, die Finger kaltblütig nach kleinen mesquinen Übervortheilungen auszustrecken, dergleichen einen preußischen Finanzmenschen schamroth machen würde.

875.

Die Amerikaner zu schnell verbraucht, — vielleicht nur anscheinend eine zukünftige Weltmacht.

876.

Werth des Antisemitismus: die Juden zu treiben, sich höhere Ziele zu stecken und ein Aufgehen in nationale Staaten zu niedrig zu finden.

877.

Gegen Arisch und Semitisch. — Wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Culturen.

878.

Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! (gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat).

879.

Maxime: Mit keinem Menschen umgehn, der an dem verlognen Rassen-Schwindel Antheil hat.

880.

Mir scheint das erfinderische Vermögen und die Anhäufung von Willens-Kraft am größten und unverbrauchtesten bei den Slaven zu sein, Dank einem absoluten Regimente; und ein deutsch-slavisches Erd-Regiment gehört nicht zu dem Unwahrscheinlichsten. Die Engländer wissen die Consequenzen ihrer eigenen starrköpfigen „Selbst-Herrlichkeit" nicht zu überwinden, sie bekommen auf die Dauer immer mehr die homines novi an's Ruder und zuletzt die Weiber in's Parlament. Aber Politik treiben ist zuletzt auch Sache der Vererbung: es fängt Keiner an, aus einem Privatmann ein Mensch mit ungeheurem Horizonte zu werden.

Die Deutschen sollten eine herrschende Kaste züchten: ich gestehe, daß den Juden Fähigkeiten innewohnen,

welche als Ingredienz bei einer Rasse, die Weltpolitik treiben soll, unentbehrlich sind. Der Sinn für Geld will gelernt, vererbt und tausendfach vererbt sein: jetzt noch nimmt es der Jude mit dem Amerikaner auf.

881.

Über alle diese nationalen Kriege, neuen „Reiche", und was sonst im Vordergrunde steht, sehe ich hinweg. Was mich angeht — denn ich sehe es langsam und zögernd sich vorbereiten — das ist das Eine Europa. Bei allen umfänglicheren und tieferen Menschen dieses Jahrhunderts war es die eigentliche Gesammt-Arbeit ihrer Seele, jene neue Synthesis vorzubereiten und versuchsweise „den Europäer" der Zukunft vorwegzunehmen: nur in ihren schwächeren Stunden, oder wenn sie alt wurden, fielen sie in die nationale Beschränktheit der „Vaterländer" zurück, — dann waren sie „Patrioten". Ich denke an Menschen wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer; vielleicht gehört auch Richard Wagner hierher, über welchen, als über einen wohlgerathenen Typus deutscher Unklarheit, sich durchaus nichts ohne ein solches „Vielleicht" aussagen läßt.

Dem aber, was in solchen Geistern als Bedürfniß nach einer neuen Einheit oder bereits als eine neue Einheit mit neuen Bedürfnissen sich regt und gestaltet, steht eine große wirthschaftliche Thatsache erklärend zur Seite: die Kleinstaaten Europa's, ich meine alle unsere jetzigen Staaten und „Reiche", müssen, bei dem unbedingten Drange des großen Verkehrs und Handels nach einer letzten Grenze, nach Weltverkehr und Welthandel, in kurzer Zeit wirthschaftlich unhaltbar werden. (Das Geld

allein schon zwingt Europa, irgendwann sich zu Einer Macht zusammen zu ballen.) Um aber mit guten Aussichten in den Kampf um die Regierung der Erde einzutreten — es liegt auf der Hand, gegen wen sich dieser Kampf richten wird —, hat Europa wahrscheinlich nöthig, sich ernsthaft mit England zu „verständigen“: es bedarf der Colonien Englands zu jenem Kampfe ebenso, wie das jetzige Deutschland, zur Einübung in seine neue Vermittler- und Makler-Rolle, der Colonien Hollands bedarf. Niemand nämlich glaubt mehr daran, daß England selber stark genug sei, seine alte Rolle nur noch fünfzig Jahre fortzuspielen; es geht an der Unmöglichkeit, die homines novi von der Regierung auszuschließen, zu Grunde, und man muß keinen solchen Wechsel der Parteien haben, um solche langwierige Dinge vorzubereiten: man muß heute vorerst Soldat sein, um als Kaufmann nicht seinen Kredit zu verlieren. Genug: hierin, wie in anderen Dingen, wird das nächste Jahrhundert in den Fußstapfen Napoleon's zu finden sein, des ersten und vorwegnehmendsten Menschen neuerer Zeit. Für die Aufgaben der nächsten Jahrhunderte sind die Arten „Öffentlichkeit“ und Parlamentarismus die unzweckmäßigsten Organisationen.

882.

Der Zustand Europa's im nächsten Jahrhundert wird die männlichen Tugenden wieder heranzüchten: weil man in der beständigen Gefahr lebt. Die „allgemeine Militärpflicht“ ist schon heute das sonderbare Gegengift gegen die Weichlichkeit der demokratischen Ideen: erwachsen aus dem Kampf der Nationen. (Nation = Menschen, die Eine Sprache sprechen und dieselben Zeitungen

lesen, heißen sich heute „Nationen" und wollen gar zu gern auch gemeinsamer Abkunft und Geschichte sein: was aber auch bei der ärgsten Fälscherei der Vergangenheit nicht gelungen ist.)

883.

Bei der Freizügigkeit des Verkehrs können Gruppen gleichartiger Menschen sich zusammenthun und Gemeinwesen gründen. Überwindung der Nationen.

884.

Erste Frage: die Herrschaft der Erde — angelsächsisch. Das deutsche Element ein gutes Ferment, es versteht nicht zu herrschen. Die Herrschaft in Europa ist nur deshalb deutsch, weil es mit ermüdeten, greisen Völkern zu thun hat: es ist seine Barbarei, seine verzögerte Cultur, die die Macht giebt.

Frankreich voran in der Cultur — Zeichen des Verfalls Europa's. Rußland muß Herr Europa's und Asiens werden, — es muß colonisiren und China und Indien gewinnen. Europa als das Griechenland unter der Herrschaft Roms.

Europa also zu fassen als Cultur-Centrum: die nationalen Thorheiten sollen uns nicht blind machen, daß in der höheren Region bereits eine fortwährende gegenseitige Abhängigkeit besteht. Frankreich und die deutsche Philosophie. Richard Wagner und Paris (1830—50). Goethe und Griechenland. Alles strebt nach einer Synthese der europäischen Vergangenheit in höchsten geistigen Typen — — —

— eine Art Mitte, welche das Krankhafte an jeder Nation (z. B. die wissenschaftliche Hysterie der Pariser) ablehnt.

Die Gewalt ist einmal getheilt zwischen Slaven und Angelsachsen. Der geistige Einfluß könnte in den Händen des typischen Europäers sein (dieser zu vergleichen dem Athener, auch dem Pariser — siehe die Schilderung Goncourt's in „Renée Mauperin"). Bisher sind die Engländer dumm, die Amerikaner werden nothwendig oberflächlich (Hast) — — —

Wenn aber Europa in die Hände des Pöbels geräth, so ist es mit der europäischen Cultur vorbei! Kampf der Armen mit den Reichen. Also ist es ein letztes Aufflackern. Und bei Zeiten bei Seite schaffen, was zu retten ist! Die Länder bezeichnen, in welche sich die Cultur zurückziehen kann — durch eine gewisse Unzugänglichkeit, z. B. Mexiko — — —

885.

Europa ist zuletzt ein Weib: und die Fabel lehrt, daß so ein Weib sich unter Umständen von gewissen Thieren fortschleppen läßt. Ehemals, zur Zeit der Griechen, war's ein Stier. Heute — der Himmel behüte mich, das Thier zu nennen.

886.

Ich interessire mich nicht

1. für den nationalen Staat, als etwas Ephemeres gegenüber der demokratischen Gesammtbewegung;

2. für die Arbeiterfrage, weil der Arbeiter selber nur ein Zwischenakt ist;

3. für die Differenzen der Religion und Philosophie, weil sie in der Hauptsache Eins sind, nämlich über gut und böse — wo ich zweifle;

4. für die Denkweisen, welche nicht den Leib und die Sinne festhalten, und die Erde;

5. nicht für die l'art pour l'art, die Objektiven u. s. w.

887.

Es sind gute Perspektiven: lauter ganz große Erschütterungen bereiten sich vor. Erwäge ich, was die französische Revolution erregt hat — auch Beethoven ist ohne sie nicht zu denken, ebensowenig Napoleon: — so hoffe ich, daß alle Grundprobleme aufgedeckt werden und man gründlich über die Albernheiten des neuen Testaments oder über Hamlet und Faust, die beiden „modernsten Menschen", hinauskommt.

888.

Die Vortheile in dieser Zeit: „Nichts ist wahr: Alles ist erlaubt".

889.

Der Vortheil der Kirche, wie der Rußlands, ist: sie können warten.

890.

Eine untergehende Welt ist ein Genuß, nicht nur für den Betrachter (sondern auch für den Vernichtenden). Der Tod ist nicht nur nothwendig; „häßlich" ist nicht genug, es giebt Größe, Erhabenheit aller Art bei unter-

gehenden Welten. Auch Süßigkeiten, auch Hoffnungen und Abendröthen. Europa ist eine untergehende Welt. Demokratie ist die *Verfalls*-*Form* des Staates.

891.

Möglichst viel *internationale* Mächte, — um die Welt-Perspektive *einzuüben*.

892.

Worauf warten wir doch? Ist es nicht auf einen großen Herolds- und Trompeten-Lärm? Welches Glück liegt in lauten Tönen! Es giebt eine Stille, welche würgt: wir horchen schon zu lange.

893.

Wo Alles noch ungestaltet liegt, da ist unser *Arbeitsfeld* für menschliche Zukunft!

894.

Die Menschheit hat noch viel mehr vor sich, — wie könnte sich aus der Vergangenheit das Ideal *überhaupt* nehmen lassen! Vielleicht immer noch im Verhältniß zum *Jetzt*, das vielleicht eine Niederung ist.

895.

Die ungeheure Masse von Zufälligem, Widerspruch, Disharmonischem, Blödsinnigem in der jetzigen Menschen-Welt weist hin auf die Zukunft: es ist, von der Zukunft

aus gesehn, das ihr jetzt nothwendige Arbeitsfeld, wo sie schaffen, organisiren und harmonisiren kann. — Ebenso im Weltall.

896.

Moral ist vernichtet: Faktum darstellen! Es bleibt übrig „ich will“.

Neue Rangordnung. Gegen die Gleichheit.

An Stelle des Richters und des Strafenden der Schaffende.

Unsere gute Lage, als Erntende.

Die höchste Verantwortlichkeit — mein Stolz!

Heraufbeschwören des Bösesten.

Der Gesetzgeber und Politiker.

Die Frommen (warum unmöglich?)

Erst den Leib hoch bilden: es findet sich da schon die Denkweise. Plato.

Bisher, nach langer kosmopolitischer Umschau, der Grieche als Mensch, der es am weitesten brachte.

Europa.

Nachbericht,
Aphorismen-Verzeichniß,
Anmerkungen.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Herausgeber dieses Bandes sind Peter Gast und August Horneffer.

Beendigung des Druckes: April 1903.

Nachbericht.

Die frühsten der für diesen Band verwendeten Manuskripte gehören in die Zeit unmittelbar vor dem Zarathustra, d. h. in das Jahr 1882. Es sind 2 Notizbücher: N XXX und N XXXII und ein größeres Heft: M XII. Vgl. Nachber. zu Bd. XII. Als der zweite Theil des Zarathustra beendet war, Spätsommer 1883, wandte sich Nietzsche für einige Zeit prosaischen Arbeiten zu. Er begann eine nicht zur Ausführung gekommene, aber ein Jahr später noch nicht aufgegebene Abhandlung „Moral für Moralisten". Die hauptsächlichsten Gedanken dazu stehen in M XIV, daneben benutzte er die Entwurfhefte zum dritten Theil des Zarathustra: Z I, Z IV, N XXXIV. Eine Anzahl der Betrachtungen in M XIV sind unmittelbar an die Lektüre angeschlossen. Drei Bücher haben ihn am meisten angeregt: Schneider, Der thierische Wille; Roux, Der Kampf der Theile im Organismus; Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Einige interessante Pläne zu der Abhandlung werden im Band XIV veröffentlicht.

Im Jahre 1884, zwischen dem dritten und vierten Theil des Zarathustra, sind noch weit umfangreichere Prosaarbeiten entstanden. Dieselben bilden einen Hauptbestandtheil des XIII. und XIV. Bandes. Die Haupthefte sind W II und W VI; dazu kommt ein zum Theil für Gedichtentwürfe benutztes Heft G I. Aus den Studien dieses sowie der vorhergehenden Jahre hat Nietzsche für

„Jenseits von Gut und Böse“ wenig verwerthet. Die meisten Vorarbeiten zu diesem Werke fallen in's Jahr 1885. Doch ist auch von ihnen sehr Vieles zurückgeblieben und hat in Band XIII und XIV Platz gefunden. Zwei wichtige Notizbücher N XLIII und N XLIV sind vor allem zu nennen. Das letztere reicht bis in's Jahr 1886 hinein. Von den Gedanken des ersteren ist ein großer Theil, stilistisch verbessert, in größere Hefte oder auf Blätter umgeschrieben worden: W IV, M XXIX, enthaltend Reinschriften, die Frau Röder-Wiederhold im Sommer 1885 nach Nietzsche's Diktat hergestellt hat, und W III. Weitere Manuskripte, die zum Theil dem Jahre 1885, zum Theil dem Jahre 1886 angehören, sind W V, W VII, M XXV, M XXVI. Das Heft W I ist begonnen vor Beendigung des „Jenseits“, es zeigt deutlich die Entstehung seines Titels und seiner endgültigen Anordnung. Der zweite Theil des Heftes ist nach Abschluß dieses Werkes entstanden und gehört ebenso wie das Notizbuch N XLII und die für Band XIII und XIV nebenher verwendeten Haupthefte W IX, W X, W XI, W XII, W XIII, W XVI, W XVII zum Umwerthungsmaterial.

Verzeichniß der Aphorismen nach den Manuskripten.

Aph.-No.		Aph.-No.	
1 :	W VI, 159.	13 :	W VI, 164.
2 :	„ 62.	14 :	W IX, 10.
3 :	„ 151.	15 :	W VI, 35.
4 :	„ 151.	16 :	W VII, 29.
5 :	„ 150.	17 :	W VI, 95.
6 :	N XLIII, 105.	18 :	W VII, 26.
7 :	W II, 74.	19 :	N XLIII, 114.
8 :	N XLIII, 164.	20 :	„ 170.
9 :	„ 154.	21 :	„ 148.
10 :	W II, 149.	22 :	W V, 73.
11 :	N XLIII, 143.	23 :	N XLIII, 153.
12 :	M XXVI, 3.	24 :	W VI, 48.

Aph.-No.	
25 :	W VI, 13.
26 :	N XLIII, 66.
27 :	W III, 106.
28 :	W VI, 34.
29 :	N XLIII, 95.
30 :	W VI, 142.
31 :	„ 141.
32 :	N XLIII, 114.
33 :	N XLIV, 106.
34 :	„ 100.
35 :	„ 84.
36 :	W II, 45.
37 :	W VI, 157.
38 :	„ 162.
39 :	W III, 82. (N XLIII, 56.)
40 :	W VI, 72.
41 :	„ 46.
42 :	N XLIII, 40.
43 :	W VI, 46.

---

44 :	W VI, 80.
45 :	W II, 92.
46 :	M XXIX, 16 (W III, 98.)
47 :	W VII, 28.
48 :	N XLIII, 104.
49 :	W II, 37.
50 :	M XII, 7.
51 :	„ 105.
52 :	N XLII, 108.
53 :	G I, 100.
54 :	N XLIV, 186.
55 :	W VII, 58.
56 :	W V, 74.
57 :	M XXV, 7.
58 :	G I, 91.
59 :	W VI, 165.
60 :	N XLIII, 156.
61 :	W VI, 64.
62 :	W V, 51.
63 :	„ 52.
64 :	W VI, 51.
65 :	„ 132.

Aph.-No.	
66 :	N XLIII, 102.
67 :	W VI, 62.
68 :	„ 62.
69 :	„ 25.
70 :	„ 24.
71 :	W IX, 100.
72 :	W VI, 5.
73 :	„ 142.
74 :	W I, 150 (W VI, 98.)
75 :	W VI, 113.
76 :	W V, 48.
77 :	„ 24.
78 :	W VII, 52.
79 :	W V, 41.
80 :	N XLIII, 30.
81 :	W II, 50.
82 :	W VII, 53.
83 :	W VI, 122.
84 :	W II, 8.
85 :	„ 61.
86 :	„ 27.
87 :	W VI, 142.
88 :	W II, 110.
89 :	„ 8.
90 :	N XLIV, 52.
91 :	„ 123.
92 :	W VII, 50.
93 :	W VI, 156.
94 :	W III, 68 (W VI, 157.)
95 :	W VI, 146.
96 :	W II, 11.
97 :	N XLIII, 79.
98 :	W II, 10.
99 :	W VI, 146.
100 :	„ 124.
101 :	N XLIV, 105.
102 :	W VI, 139.
103 :	„ 122.
104 :	N XLIII, 24.
105 :	M XXIX, 5 (W III, 116.)
106 :	W VI, 132.
107 :	„ 136.
108 :	W I, 153.
109 :	N XLIII, 59.

Aph.=No.
110 : W VI, 111.
111 : W III, 130.
112 : W VI, 13.
113 : D XI, Nr. 206.
114 : W I, 272.

---

115 : N XLIV, 121.
116 : N XXXIV, 106.
117 : M XXV, 22.
118 : N XLIII, 136.
119 : W XVII, 60.
120 : M XXV, 3.
121 : W V, 45.
122 : N XLII, 166.
123 : W V, 66.
124 : W II, 61.
125 : G I, 94.
126 : W XIII, 50 b.
127 : N XLII, 168.
128 : G I, 102.
129 : W II, 2.
130 : W IX, 104 und 91.
131 : N XLIII, 178.
132 : N XLII, 156.
133 : W V, 73.
134 : W VI, 84.
135 : „ 73.
136 : W II, 154.
137 : N XLIII, 25.
138 : W V, 73.
139 : N XLIII, 5 (W I, 182.)
140 : W I, 77.
141 : W VI, 67.
142 : „ 106.
143 : G I, 98.
144 : W II, 49.
145 : W VI, 159.
146 : W XIII, 50.
147 : N XLIV, 153.
148 : „ 153.
149 : „ 150.
150 : „ 163.
151 : W XIII, 26.

Aph.=No.
152 : N XLIV, 152.
153 : W V, 42.
154 : N XLIV, 129.
155 : „ 116.
156 : N XLII, 172.
157 : N XLIV, 110.
158 : „ 118.
159 : „ 140.
160 : W I, 118.
161 : N XLIV, 134.
162 : „ 134.
163 : „ 141.
164 : „ 152.
165 : „ 155 und 143.
166 : „ 147.
167 : „ 128.
168 : „ 127.
169 : „ 147.
170 : „ 178.
171 : „ 117.
172 : „ 154.
173 : „ 143.
174 : „ 186.
175 : „ 113.
176 : „ 156.
177 : W XIII, 72.
178 : N XLII, 171.
179 : W II, 21.
180 : W X, 50.
181 : W VI, 147.
182 : „ 134.
183 : „ 134.
184 : W II, 50.
185 : „ 110.
186 : „ 92.
187 : W VI, 110.
188 : N XLIV, 181.
189 : W II, 21.
190 : W VI, 108.
191 : „ 31.
192 : M XIV, 50.
193 : G I, 90.
194 : W VI, 108.
195 : „ 106.

Aph.-No.

196 : W VI, 160.
197 : M XXV, 7.
198 : W VI, 100.
199 : M XXV, 7.
200 : G I, 104.
201 : W VI, 134.
202 : W II, 20.
203 : „ 134.
204 : N XLIII, 10.
205 : „ 146.
206 : W VI, 47.
207 : W II, 21.
208 : „ 69.
209 : „ 41.
210 : W VI, 100.
211 : W V, 57.
212 : W I, 146.
213 : „ 153.
214 : N XLII, 170.
215 : W VI, 37.
216 : N XLIII, 161.
217 : W VI, 47.
218 : W II, 47.
219 : W V, 47.
220 : W VI, 28.
221 : „ 34.
222 : „ 158.
223 : „ 158.
224 : W III, 68.
225 : W VI, 47.
226 : N XLIV, 90.
227 : „ 177.
228 : „ 176.

---

229 : W II, 22.
230 : W VI, 57.
231 : „ 56.
232 : „ 139.
233 : N XLIV, 91.
234 : M XII, 9.
235 : W II, 97.
236 : „ 128.
237 : „ 129.

Aph.-No.

238 : W II, 132.
239 : „ 130.
240 : „ 155.
241 : M XIV, 20.
242 : „ 33.
243 : „ 45.
244 : W VI, 95.
245 : M XIV, 103.
246 : W VI, 144.
247 : „ 146.
248 : N XLIII, 170.
249 : M XIV, 122.
250 : W III, 110 und M XXIX, 11.
251 : M XIV, 121.
252 : „ 97.
253 : Z I, 94.
254 : Titelblatt v. Guyau's Buch.

---

255 : W III, 134.
256 : „ 132.
257 : N XLIV, 158.
258 : „ 137.
259 : W III, 117.
260 : W II, 118.
261 : N XLIV, 144.
262 : M XIV, 25.
263 : „ 120.
264 : W VI, 139.
265 : N XLIV, 150.
266 : M XIV, 122.
267 : G I, 117.
268 : N XLIII, 63.
269 : W II, 21.
270 : N XLIV, 129.
271 : „ 131.
272 : „ 164.
273 : „ 125.
274 : „ 136.
275 : „ 119.
276 : W IX, 31.
277 : N XLIV, 124.
278 : M XII, 27.

Aph.-No.

279 : N XLIV, 187.
280 : N XXX, 48.
281 : " 97.
282 : W II, 16.
283 : W VI, 127.
284 : " 163.
285 : N XLIII, 38.
286 : " 38.
287 : Z I, 82.
288 : " 82.
289 : M XIV, 178.
290 : " 119.
291 : W XIII, 27.
292 : W VI, 123.
293 : G I, 90.
294 : Z I, 82.
295 : M XXV, 22.
296 : W VI, 122.
297 : M XIV, 188.
298 : N XLIV, 96.
299 : G I, 117.
300 : W VI, 126.
301 : " 130.
302 : W XIII, 20 d.
303 : W VI, 118.
304 : " 119.
305 : W V, 42.
306 : N XLIV, 146.
307 : W XIII, 22.
308 : N XLIV, 135.
309 : " 128.
310 : " 132.
311 : N XLII, 94.
312 : N XLIII, 16.
313 : W V, 57.
314 : N XLIV, 162.
315 : M XII, 12.
316 : N XLIV, 151.
317 : W VI, 153.
318 : N XLIII, 63.
319 : W VI, 146.
320 : " 154.
321 : " 90.
322 : " 159.

Aph.-No.

323 : M XIV, 33.
324 : W III, 125.
325 : W VI, 89.
326 : N XLIII, 23.
327 : W II, 11.
328 : " 41.
329 : W VI, 53.
330 : " 119.
331 : " 112.
332 : " 136.
333 : W VII, 48.
334 : W VI, 135.
335 : N XLIV, 149.
336 : W VI, 126.
337 : N XXX, 54.
338 : W VI, 136.
339 : " 140.
340 : W II, 11.
341 : G I, 107.
342 : W II, 14.
343 : W VI, 141.
344 : W II, 123.
345 : " 6.
346 : " 118.
347 : W XI, 162.
348 : W VII, 48.
349 : M XIV, 82.
350 : W VI, 102.
351 : N XLII, 110.
352 : M XIV, 82.
353 : Z I, 88.
354 : N XXXIV, 128.
355 : W II, 18.
356 : M XIV, 26.
357 : G I, 117.
358 : " 112.
359 : M XIV, 103.
360 : W VI, 163.
361 : G I, 115.

---

362 : M XIV, 92.
363 : " 87.
364 : " 79.

Aph.-No.	
365 :	M XIV, 81.
366 :	„ 60.
367 :	„ 79.
368 :	„ 15.
369 :	G I, 104.
370 :	M XIV, 110.
371 :	„ 48.
372 :	„ 17.
373 :	„ 23.
374 :	„ 8.
375 :	W IX, 117.
376 :	W III, 110 m.
377 :	M XIV, 16.
378 :	„ 60.
379 :	W II, 118.
380 :	M XIV, 15.
381 :	„ 55.
382 :	„ 55 und 53.
383 :	„ 54.
384 :	„ 47.
385 :	„ 45.
386 :	„ 46.
387 :	„ 43.
388 :	W II, 24.
389 :	G I, 106.
390 :	N XLIII, 113.
391 :	N XLIV, 134.
392 :	W II, 26.
393 :	„ 26.
394 :	„ 31.
395 :	„ 27.
396 :	W VI, 148.
397 :	M XIV, 35.
398 :	„ 57.
399 :	„ 58.
400 :	„ 70.
401 :	„ 54.
402 :	N XXXII, 10.
403 :	M XIV, 74.
404 :	N XXXIV, 102.
405 :	„ 93.
406 :	M XIV, 63.
407 :	„ 61.
408 :	„ 37.

Aph.-No.	
409 :	M XIV, 37.
410 :	Z IV, 190.
411 :	M XIV, 144.
412 :	N XLIV, 4.
413 :	M XIV, 22.
414 :	„ 164.
415 :	„ 65.
416 :	„ 27.

---

417 :	W XIII, 12.
418 :	Z I, 86.
419 :	„ 84.
420 :	„ 88.
421 :	N XLIV, 163.
422 :	Z I, 92.
423 :	W VI, 63.
424 :	M XIV, 84.
425 :	„ 21.
426 :	„ 78.
427 :	„ 98.
428 :	„ 83.
429 :	„ 97.
430 :	„ 95.
431 :	„ 9.
432 :	„ 10.
433 :	„ 10.
434 :	„ 111.
435 :	W II, 135.
436 :	M XIV, 111.
437 :	„ 33.
438 :	W I, 208.
439 :	W VI, 112.
440 :	M XIV, 59.
441 :	„ 61.
442 :	Z I, 88.
443 :	W VI, 163.
444 :	„ 137.
445 :	M XIV, 7.
446 :	„ 98.
447 :	„ 78.
448 :	Z I, 84.
449 :	M XIV, 124.

Aph.-No.
450 : W VI, 121.
451 : „ 115.
452 : M XIV, 103.
453 : N XXXIV, 105.
454 : W II, 30.
455 : M XIV, 66.
456 : „ 5.
457 : W II, 88.
458 : W I, 228.
459 : W VI, 88.
460 : M XIV, 37.
461 : „ 25.
462 : M XIV, 70.
463 : „ 8.
464 : „ 36.
465 : „ 124.
466 : W II, 107.
467 : M XIV, 36.
468 : N XLIV, 156.
469 : M XIV, 50.
470 : W VI, 147.
471 : W II, 134.
472 : N XLIII, 189.
473 : M XIV, 60.
474 : N XLII, 178.
475 : W VI, 84.
476 : N XLIII, 153.
477 : M XIV, 36.
478 : N XLIV, 4.
479 : M XIV, 34.
480 : „ 5.
481 : N XLIII, 103.
482 : M XIV, 196.
483 : W VI, 152.
484 : „ 95.
485 : N XLIII, 79.
486 : N XXXIV, 104.
487 : W XI, 143.
488 : W II, 6.
489 : „ 76.
490 : N XLIII, 168.
491 : „ 102.
492 : M XIV, 48.
493 : W II, 88.

Aph.-No.
494 : Z I, 93.
495 : G I, 101.
496 : „ 101.
497 : M XIV, 109.
498 : W III, 121.
499 : M XIV, 28.
500 : „ 59.
501 : W VI, 120.
502 : G I, 104.
503 : „ 104.
504 : W VI, 123.
505 : W II, 123.
506 : N XLIV, 142.
507 : M XIV, 208.
508 : „ 1.
509 : W II, 89.
510 : „ 20.
511 : M XIV, 204.
512 : „ 204.
513 : „ 53.
514 : W VI, 124.
515 : „ 111.
516 : M XIV, 68.
517 : „ 75.
518 : „ 68.
519 : W VI, 142.
520 : M XIV, 24.
521 : W VI, 35.
522 : W II, 21.
523 : M XIV, 5.
524 : W VI, 13.
525 : N XLIV, 156.
526 : W VII, 44.
527 : W II, 65.
528 : W VI, 131.
529 : N XXXIV, 94.
530 : M XIV, 58.
531 : „ 49.
532 : W VI, 154.
533 : „ 107.
534 : G I, 102.
535 : W II, 11.
536 : W VI, 127.
537 : N XLIV, 30.

Aph.-No.
538 : M XIV, 62.
539 : „ 53.
540 : W I, 236.
541 : Z IV, 192.
542 : M XII, 13.
543 : W II, 2.
544 : N XLIV, 4.
545 : W II, 3.

---

546 : W III, 72.
547 : „ 75.
548 : N XLII, 175.
549 : W III, 74.
550 : N XLIV, 128.
551 : „ 125.
552 : „ 182.
553 : W V, 56.
554 : Z IV, 190.
555 : W II, 62.
556 : W V, 71.
557 : Z IV, 184.
558 : N XLIII, 46.
559 : Z IV, 188.
560 : W II, 38.
561 : W VI, 147.
562 : N XLIV, 129.
563 : Z IV, 186.
564 : „ 184.
565 : W VI, 125.
566 : „ 151.
567 : M XIV, 88.
568 : W II, 64.
569 : Z IV, 192.
570 : W II, 60.
571 : W V 56.
572 : N XLIII, 80.
573 : W VI, 140.
574 : W II, 62.
575 : N XLII, 119.
576 : N XLIII, 176.
577 : W II, 38.
578 : W VI, 160.

Aph.-No.
579 : W VI, 161.
580 : „ 154.
581 : „ 153.
582 : Z IV, 190.
583 : N XLIII, 159.
584 : M XIV, 88.
585 : W VI, 151.
586 : G I, 114.
587 : W VI, 161.
588 : Z IV, 184.
589 : W VI, 152.
590 : N XLIII, 139.
591 : N XLIV, 145.
592 : W V, 54.
593 : Z IV, 186.
594 : „ 186.
595 : N XXXIV, 108.
596 : „ 104.
597 : „ 112.
598 : W VI, 125.
599 : W IV, 21.
600 : W II, 36.
601 : G I, 93.
602 : W VI, 51.
603 : N XXXIV, 105.
604 : „ 106.
605 : „ 101.
606 : „ 110.
607 : N XXXII, 43.
608 : N XXXIV, 101.
609 : „ 97.
610 : „ 84.
611 : M XIV, 112.
612 : „ 3.
613 : G I, 107.
614 : W II, 16.
615 : M XIV, 28.
616 : W III, 130.
617 : M XIV, 6.
618 : G I, 106.
619 : W V, 12.
620 : M XII, 11.
621 : N XLIII, 147.
622 : N XXXIV, 128.

Aph.-No.

623 : W II, 102.
624 : W VI, 89.
625 : „ 87.
626 : „ 86.
627 : W I, 146.
628 : W II, 20.
629 : Z IV, 192.
630 : „ 188.
631 : W VI, 66.
632 : Z IV, 188.
633 : „ 186.
634 : W VI, 162.
635 : N XLIII, 7/4.
636 : G I, 116.
637 : W VI, 92.
638 : W II, 43.
639 : „ 27.
640 : G I, 109.
641 : „ 95.
642 : Z IV, 188.
643 : G I, 110.
644 : W II, 100.
645 : G I, 111.
646 : „ 114.
647 : N XXXIV, 94.
648 : W VI, 146.
649 : „ 146.
650 : G I, 94.
651 : W II, 3.
652 : N XLIV, 127.
653 : W II, 49.
654 : „ 41.
655 : „ 43.
656 : „ 38.
657 : „ 40.
658 : „ 41.
659 : „ 47.
660 : G I, 106.
661 : W VI, 87.
662 : W XIII, 33.
663 : G I, 100.
664 : W VI, 53.
665 : M XIV, 75.
666 : W II, 41.

Aph.-No.

667 : W II, 29.
668 : M XIV, 44.
669 : W II, 88.
670 : W VI, 147.
671 : W II, 64.
672 : „ 11.
673 : G I, 94.
674 : N XLIII, 165.
675 : „ 39.
676 : „ 112.
677 : W VI, 66.
678 : W II, 115.
679 : „ 153.
680 : „ 123.
681 : N XLIII, 161.
682 : W VI, 50.
683 : W II, 14.
684 : „ 51.
685 : „ 51.
686 : „ 46.
687 : W VI, 109.
688 : W II, 44.
689 : N XLIII, 70.
690 : „ 70.
691 : „ 188.
692 : W I, 198.
693 : W VI, 132.
694 : W II, 57.
695 : G I, 114.
696 : N XLIV, 188.
697 : W II, 80.
698 : „ 41.
699 : W IX, 101.
700 : W VI, 137.
701 : W II, 98.
702 : W I, 270.
703 : W XI, 35.
704 : M XIV, 71.
705 : W IX, 105.
706 : W VII, 44.
707 : N XLIV, 53.
708 : W IX, 51.
709 : W X, 59.
710 : W IX, 51.

Aph.-No.	
711 :	W XVII, 20.
712 :	M XIV, 39.
713 :	N XLIV, 113.
714 :	„ 10.
715 :	W II, 90.
716 :	N XLIII, 27.
717 :	W II, 44.
718 :	G I, 111.
719 :	N XLIII, 190.

720 :	W II, 2.
721 :	M XXXIII, 6.
722 :	W IX, 38.
723 :	W XI, 153.
724 :	M XXXIII, 6.
725 :	W XII, 46.
726 :	W II, 85.
727 :	N XLIV, 34.
728 :	„ 146.
729 :	N XLII, 76.
730 :	N XLIV, 148.
731 :	W VI, 73.
732 :	W II, 58.
733 :	W XIII, 39.
734 :	N XLIV, 137.
735 :	W VI, 99.
736 :	W II, 74.
737 :	„ 34.
738 :	N XLIV, 164.
739 :	W VI, 91.
740 :	„ 58.
741 :	„ 120.
742 :	W X, 24.
743 :	N XLIII, 137.
744 :	W VI, 94.
745 :	W II, 112.
746 :	„ 113.
747 :	„ 62.
748 :	M XIV, 15.
749 :	W II, 112.
750 :	„ 76.
751 :	W VI, 164.
752 :	„ 112.

Aph.-No.	
753 :	W II, 81.
754 :	„ 85.
755 :	N XLIII, 172.
756 :	„ 140.
757 :	W II, 85.
758 :	„ 7.
759 :	N XLIII, 134.
760 :	W II, 77.
761 :	W X, 72.
762 :	W XI, 10.
763 :	W II, 86.
764 :	W X, 87.
765 :	N XLIV, 158.
766 :	W VII, 13.
767 :	N XLIII, 86.
768 :	N XLIV, 107.
769 :	N XLIII, 164.
770 :	W VI, 84.
771 :	N XLIV, 66.
772 :	„ 186.
773 :	N XLIII, 192.
774 :	W VI, 118.
775 :	W II, 39.
776 :	N XLIV, 175.
777 :	W I, 41.
778 :	W XI, 13.
779 :	N XLII, 178.

780 :	N XLIII, 29.
781 :	W II, 106.
782 :	„ 119.
783 :	N XLIII, 182.
784 :	W V, 32.
785 :	W II, 118.
786 :	N XLIII, 73.
787 :	W II, 17.
788 :	N XLIII, 191.
789 :	W VI, 78.
790 :	N XLIV, 15.
791 :	W XI, 104.
792 :	„ 35.
793 :	W VI, 165.
794 :	W II, 88.

Aph.-No.	
795	W VI, 33.
796	W II, 107.
797	„ 108.
798	N XLIII, 190.
799	W II, 85.
800	N XLIII, 96.
801	N XLIV, 15.
802	N XLIII, 182.
803	„ 64.
804	W II, 96.
805	W VI, 69.
806	N XLIII, 152.
807	W II, 118.
808	„ 104.
809	„ 119.
810	„ 101.
811	W VI, 71.
812	W VII, 53.
813	W II, 77.
814	„ 101.
815	„ 32.
816	W VI, 7.
817	W II, 78.
818	N XLII, 76.
819	W II, 88.
820	„ 96.
821	„ 33.
822	W VI, 49.
823	W IV, 71.
824	W VI, 62.
825	W II, 111.
826	W VI, 29.
827	W XIII, 44.
828	N XLIII, 103.
829	„ 123.
830	„ 130.
831	N XLIV, 138.
832	W II, 153.
833	„ 89.
834	W VII, 18.
835	W III, 71.
836	W VI, 42.
837	W II, 13.
838	N XLIII, 104 (W IV, 49).

Aph.-No.	
839	N XLIII, 105.
840	„ 102.
841	W VI, 92.
842	W X, 102.
843	N XLIII, 128.
844	W XVI, 10.
845	W VI, 163.
846	N XLIV, 61.
847	„ 159.
848	W IV, 47.
849	W VI, 7.
850	N XLIII, 29.
851	W VI, 54.
852	N XLIV, 61.
853	N XLIII, 28.
854	W VI, 43.
855	N XLIII, 119.
856	W VII, 16.
857	N XLIII, 122.
858	W II, 33.
859	„ 80.
860	W VI, 40.
861	„ 13.
862	W II, 81.
863	N XLIII, 135.
864	„ 120.
865	G I, 82.
866	W II, 122.
867	„ 87.
868	W I, 270.
869	W II, 84.
870	W I, 272.
871	„ 268.
872	W VI, 64.
873	W VII, 64.
874	„ 16.
875	W VI, 95.
876	W II, 93.
877	N XLIV, 100.
878	N XLII, 127.
879	„ 127.
880	N XLIII, 121.
881	W IV, 45.
882	N XLIII, 57.

Aph.-No.		Aph.-No.	
883 :	M XIV, 100.	890 :	W VI, 28.
884 :	W II, 124.	891 :	N XLII, 73.
885 :	W III, 127.	892 :	N XLIV, 99.
886 :	W VI, 58.	893 :	G I, 104.
887 :	„ 163.	894 :	M XII, 26.
888 :	„ 163.	895 :	W VI, 100.
889 :	„ 164.	896 :	„ 56.

Anmerkungen.

(Abkürzungen: JGB = Jenseits von Gut und Böse; Bd. III = Band III der Gesammtausgabe von Nietzsche's Werken; N. = Nietzsche; Ms. = Manuskript; Z. = Zeile; Aph. = Aphorismus. — (?) = nicht sicher lesbar.)

Aphorismus

No. 15. — Z. 5 „Alle" unsicher, kann auch „Aber" heißen.

No. 27. — Vorstufe zum Anfang von JGB Aph. 11 und zum Schluß von JGB Aph. 244.

No. 28. — Drittletzte Zeile ist das Wort „Plato" durchstrichen, aber durch keinen neuen (rationalistischen) Namen ersetzt.

No. 40. — „Regenschirmen" (?); möglicherweise „Menschinnen".

No. 41. — Ueber dem Aph. steht „Nachwirkungen des alten Gottes 1)"; unter dem Aph. steht „Nachwirkungen des alten Gottes 2) ewig neu".

No. 79. — 1. Zeile. „denn" im Ms. ausgestrichen und durch „aber" ersetzt. (Dieser Aph. wird demnach als Antithese zu einem andern Aph., bestimmt gewesen sein, der sich gegen das platonische „Sein" richtete. Da dieser Aph. fehlt, mußte das ursprüngliche „denn" wieder in Geltung treten.) Ueber dem Aph. steht NB. Die grosse (zu ergänzen Loslösung [laut W V, S. 49]).

No. 90. — Die ersten 5 Zeilen Anklang an Bd. VII, S. 191 oben.

No. 93. — Das in eckige Klammern Gesetzte ist späterer Zusatz und steht im Ms. auf der früher leer gelassenen gegenüberstehenden Heft-Seite.

Aphorismus

No. 123. — Vgl. JGB Aph. 16 und 17.

No. 153. — Vgl. JGB Aph. 22.

No. 159. — Eine begonnene Überarbeitung des ersten Satzes blieb ohne Abschluß.

No. 179. — Z. 8. Statt „nach deren Leitfaden" ursprünglich „in deren Lichte". „Lichte" ist gestrichen und durch „Leitfaden" ersetzt; „in" blieb aber versehentlich ungeändert.

No. 202. — Z. 6. Nach der Klammer „oder [vom] Leibe" (?).

No. 204. — S. 82, Z. 8. Nach „Machtverhältnisse" im Ms. „von" (bricht ab).

No. 206. — Am Schluß „3)" (ohne Fortsetzung).

No. 216. — Die letzten Worte „ewig sich wiederholend" im Ms. durchstrichen, aber durch keine andern ersetzt.

No. 225. — Z. 5. „zu erkennen" fehlt im Ms.

No. 228. — Ueberschrieben „Zur Einleitung".

No. 239. — Z. 13 f. Vgl. Bd. XII, S. 240 (Nr. 6).

No. 246. — S. 106 f. Vorstufe zu JGB Aph. 186 (Bd. VII, S. 115). — Die Anführungen aus Schopenhauer's „Grundproblemen der Ethik" sind sehr zusammengezogen. — Bei der Frage „nützlich wozu?" (S. 106, Z. 9 v. u.) stehen am Rande die im fortlaufenden Text nicht unterzubringenden Worte „also: erste Frage, ob die Moral praktikabel, ausführbar ist. Aber wie kann ich „Allen nützen"!"

No. 250. — Dieser Aph. bildet im Ms. die Fortsetzung des Aph. 228 in JGB.

No. 259. — Zum Anfang vgl. Bd. VII, S. 153.

No. 289. — Im Ms. oben darüber „Reden an meine Freunde."

No. 296. — Z. 6. Der Satz lautete ursprünglich „Es wäre denn die Sache so, daß alle Kraft der moralischen Werthschätzungen gebunden wäre [an die Rechtmässigkeit ihrer Herkunft oder überhaupt] an einen bestimmten Glauben über deren Herkunft:" Die drei antiqua gedruckten Worte hat N. gestrichen, infolgedessen mußten die beiden Worte vorher und nachher (oben in eckigen Klammern stehend) ebenfalls wegfallen.

No. 298. — Vgl. Anfang des Aph. 186 in JGB.

No. 338. — Letzte Zeile. „ein Verhalten zu sich?" Über dieses „zu" ist versuchsweise „in" hingeschrieben.

No. 363. — Der Aph. schließt im Ms. an eine Vorstufe von JGB Aph. 6 an.

No. 366. — Unterhalb des Aph. steht noch in Gänsefüßchen „stellvertretende Tugend".

Aphorismus
No. 394. — Z. 15. „verschwinden" (?).
No. 402. — Z. 1. „darum" fehlt im Ms.
No. 424. — Ueber diesem Aph. steht im Ms. der nicht zu Ende geführte Satz: „Wer nicht strafen will wegen Freiheit des Willens, darf auch nicht loben, danken, zürnen: der Grundglaube aller Affekte im Verkehre ist" (bricht ab).

Der Satz sollte wohl lauten: „Wer nicht strafen will wegen Unfreiheit des Willens, darf auch nicht loben, danken, zürnen: der Grundglaube aller Affekte im Verkehre ist der Glaube an die Freiheit des Willens."

No. 430. — Ueber dem ersten Satz steht der Anfang einer Variante: „Man behauptet vielfach, daß, in der Ausübung der Gerechtigkeit, der Staat ursprünglich" (bricht ab).
No. 450. — Vorstufe von JGB Aph. 291.
No. 458. — Vgl. Bd. II, Aph. 40.
No. 477. — „Hartmann" — gemeint ist Eduard von Hartmann's Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (1878).
No. 499. — Vgl. JGB Aph. 261.
No. 539. — Vorletzte Z. „Wahrheits-" kann auch „Schönheits-" heißen.
No. 559. — Z. 2. „dadurch" fehlt im Ms.
No. 579. — Z. 5. Nach „imaginirt" steht noch „; ich meine, unsre Zwecke und Mittel sind Folgen eines Vorganges". Nietzsche hat dazu zwei starke Fragezeichen gesetzt, da in der That durch diese flüchtige Fassung sein beabsichtigter Gedanke nicht zu deutlichem Ausdruck kam. Gemeint ist ungefähr: „auch die Vorstellung eines Zieles und der zu seiner Erreichung nöthigen Mittel steht nicht am Anfang einer Handlung, sondern wird im Intellekt erst erzeugt, nachdem die zur Handlung treibenden Kräfte bereits in Gang sind."
No. 605. — Nach „Interpretation" ein unleserliches, vielleicht „frei" heißendes Wort.
No. 625. — Im ersten Satz fehlt vielleicht ein Zwischenglied.
No. 667. — Vgl. Bd. VII, S. 88.
No. 678. — Vgl. Bd. VII, S. 124. — Am Schluß steht „und" ohne Fortsetzung.
No. 691. — Nach „spielen" steht „und" ohne Fortsetzung.
No. 706. — Obenhin geschrieben steht der Einreihungsvermerk „Mensch im Verkehr".

Aphorismus

No. 725. — Z. 9. Fehlt im Ms. „ihn". — Z. 18 „ein Recht hat" heißt möglicherweise „einen Wunsch hat".

No. 731. — Z. 13. „rauchen und" ohne Fortsetzung.

No. 742. — Siehe Schopenhauer „W. a. W. u. V." II, 543.

No. 743. — Zu „Vergeistigung des amor" vgl. Nietzsche's Brief an Erwin Rohde vom 23. Mai 1876 (N.'s ges. Briefe, Bd. II, S. 524). — Die Schlußverse aus Wagner's Götterdämmerung, die N. nicht zur Hand hatte, sind von den Herausgebern eingesetzt.

No. 744. — Vgl. JGB Aph. 266.

No. 755. — Vorstufe zu JGB Aph. 191.

No. 771. — Weggelassener Teil einer Vorstufe zu JGB Aph. 58.

No. 787. — Z. 10. „gestärkt" (?).

No. 791. — „Werth" im Ms. verschrieben „Unwerth".

No. 818. — Vgl. Bd. XV, S. 212, Z. 9 v. u.

No. 828. — „entmannende" könnte auch als „entnervende" zu lesen sein. Doch scheint das davorstehende „vielleicht" eine Steigerung des vorhergehenden „entmännlichende" zu fordern.

No. 834. — Vgl. JGB Aph. 244 und Bd. III, S. 88 ff.

No. 836. — Das Citat aus Bd. III, S. 159.

No. 841. — Gemeint ist Joh. Janssen's 8 bändige „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Mittelalter" (Freiburg, 1877 ff.)

No. 844. — Vgl. Bd. VIII, S. 109.

No. 848. — S. 342. Statt „Fleming" hat das Ms. „Flemming."

No. 849. — Z. 6. „sich kehren" fehlt im Ms.

No. 855. — Im Ms. anschließend an JGB Aph. 244.

No. 869. — Statt „uns" im Ms. versehentlich „sich".

No. 870. — S. 351, Z. 14 ist „fröhlich" durchstrichen, aber durch kein anderes Wort ersetzt.

No. 871. — Z. 6. „Grund" (?). — Vorletzte Zeile „Mannes" (?).

No. 872. — S. 353, Z. 4 „Schemata" (?). — Am Schluß steht mit anderer Tinte der Anfang einer versuchten Variante: „Ich denke, wir wollen uns weder in christliche, noch in amerikanische Perspektiven einengen."

No. 873. — Vgl. JGB Aph. 251.

No. 881. — Zum ersten Absatz vgl. JGB Aph. 256.

No. 885. — Vgl. Bd. VII, S. 200.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke

Groß 8⁰ Ges.-Ausgabe I. Abth. 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	brosch. ℳ 11.—,	geb. ℳ 13.—
II.	Menschliches Allzumenschliches, Band I	„ „ 7.50,	„ „ 9.—
III.	Menschliches Allzumenschliches, Band II	„ „ 7.50,	„ „ 9.—
IV.	Morgenröthe	„ „ 7.50,	„ „ 9.—
V.	Die fröhliche Wissenschaft	„ „ 7.50,	„ „ 9.—
VI.	Also sprach Zarathustra	„ „ 10.—,	„ „ 12.—
VII.	Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	„ „ 8.50,	„ „ 10.—
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen	„ „ 8.50,	„ „ 10.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„ 60.—,	„ „ 72.—
	In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung ausnahmslos in Reihenfolge: II, III, IV, V, VI, VII, VIII, zuletzt Band I) pro Band	„ „ 7.50,	„ „ 9.—

Groß 8⁰ Ges.-Ausgabe II. Abth.

IX.	Nachgelassene Werke 1869—72	brosch. ℳ 9.—,	geb. ℳ 11.—
X.	Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76	„ „ 9.—,	„ „ 11.—
XI.	Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81	„ „ 9.—,	„ „ 11.—
XII.	Nachgelassene Werke 1881—86	„ „ 9.—,	„ „ 11.—
XIII.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit	„ „ 9.—,	„ „ 11.—
XV.	Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht	„ „ 10.—,	„ „ 12.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 6 Bde. auf einmal	„ 46.—,	„ „ 58.—
	In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal . . . pro Band	„ „ 8.—,	„ „ 10.—

Weitere Bände dieser Abtheilung folgen später.

Einzeldrucke in groß 8⁰ Format.

Die Geburt der Tragödie	brosch. ℳ 3.—,	geb. ℳ 4.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„ „ 4.50,	„ „ 5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„ „ 4.50,	„ „ 5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„ „ —,	„ „ 10.50
Also sprach Zarathustra (Halbfranzband)	„ „ —,	„ „ 12.—
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	„ „ —,	„ „ 15.—
Also sprach Zarathustra, IV. Theil apart	„ „ 4.—,	„ „ —.—
Jenseits von Gut und Böse	„ „ 5.—,	„ „ 6.25
Zur Genealogie der Moral	„ „ 3.50,	„ „ 4.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner	„ „ 1.50,	„ „ 2.75
Götzen-Dämmerung	„ „ 2.25,	„ „ 3.50

Einbanddecken

Groß 8⁰: zur Gesammt-Ausgabe . à ℳ 1.50, zu Einzeldrucken . . . . à ℳ 1.25
Klein 8⁰: zur Gesammt-Ausgabe . à ℳ 1.—, zu Einzeldrucken . . . . à ℳ 1.—

Klein 8⁰ Ausgaben siehe nächste Seite.

Friedrich Nietzsche's Werke

Klein 8° Ges.-Ausgabe I. Abth. 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	brosch. ℳ 8.—,	geb. ℳ 9.—
II.	Menschliches Allzumenschliches, Band I . .	„ „ 6.—,	„ „ 7.—
III.	Menschliches Allzumenschliches, Band II .	„ „ 6.—,	„ „ 7.—
IV.	Morgenröthe	„ „ 6.—,	„ „ 7.—
V.	Die fröhliche Wissenschaft	„ „ 6.—,	„ „ 7.—
VI.	Also sprach Zarathustra	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
VII.	Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Antichrist. Dichtungen	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„ 46.—,	„ 54.—
	In Subskription: Monatlich ein Band (Lieferung der Bände wie bei groß 8° . . . . pro Band	„ „ 6.—,	„ „ 7.—

Klein 8° Ges.-Ausgabe II. Abth.

IX.	Nachgelassene Werke 1869—1872	brosch. ℳ 7.—,	geb. ℳ 8.—
X.	Nachgelassene Werke 1872/73—1875/76 . .	„ „ 7.—,	„ „ 8.—
XI.	Nachgelassene Werke 1875/76—1880/81 . .	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
XII.	Nachgelassene Werke 1881—1886	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
XIII.	Nachgelassene Werke a. d. Umwerthungszeit	„ „ 6.50,	„ „ 7.50
XV.	Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht	„ „ 7.—,	„ „ 8.—
☛	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 6 Bde. auf einmal	„ 36.—,	„ 42.—
	In Subskription: Monatlich ein Band, sowie bei Bezug von zwei oder mehr div. Bänden auf einmal . . . . pro Band	„ 6.50,	„ 7.50

Weitere Bände dieser Abtheilung folgen später.

Einzeldrucke in klein 8° Format.

Geburt der Tragödie	brosch. ℳ 2.25,	geb. ℳ 3.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„ „ 3.—,	„ „ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„ „ 3.—,	„ „ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„ „ —,	„ „ 7.—
Der Wanderer und sein Schatten	„ „ 2.50,	„ „ 3.50
Also sprach Zarathustra (Leinenband)	„ „ —,	„ „ 7.50
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	„ „ —,	„ „ 10.—
Jenseits von Gut und Böse	„ „ 4.—,	„ „ 5.—
Zur Genealogie der Moral	„ „ 2.75,	„ „ 3.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner .	„ „ 1.—,	„ „ 2.—
Götzen-Dämmerung	„ „ 1.50,	„ „ 2.50

Einzeldrucke in Miniaturformat.

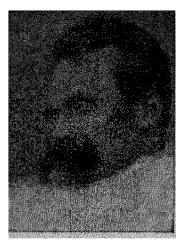
Also sprach Zarathustra.		Gedichte und Sprüche.	
Broschirt . ℳ 6.—	Leder . . . ℳ 8.—	Broschirt . ℳ 4.—	Leder . . . ℳ 6.—
Leinen . . „ 7.—	Pergament „ 8.50	Leinen . . „ 5.—	Pergament „ 6.50

Groß 8° Ausgaben siehe Vorderseite.

Nietzsche-Portraits.

Cabinet-Photographie 1872 (Zeit der Professur in Basel) . . . . ℳ 2.—
Cabinet-Photographie 1882 (Zarathustrazeit) . . . . „ 1.75

Die fortwährend eingehenden Anfragen nach Adressen für den Bezug der verschiedenen graphischen und plastischen Kunstwerke über Friedrich Nietzsche veranlassen die Verlagshandlung, die hervorragendsten dieser Schöpfungen unter Angabe der Originalpreise und der direkten Bezugsquellen nachstehend bildlich vorzuführen.



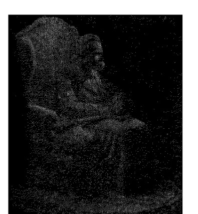
Nietzsche-Orig.-Radirung

von Prof. Hans Olde in Weimar.

5 Drucke von der unverstählten Platte (vergriffen) à ℳ 1000.—
25 Künstlerdrucke, Japanhandpapier . . „ „ 185.—
250 Drucke vor der Schrift . . . . „ „ 18.—

Plattengröße 13 : 18 cm, Papiergröße 28 : 37 cm

Direkter Bezug: Kunstverlag von Fritz Gurlitt in Berlin W., Potsdamer Straße 41 II.



Nietzsche-Statuette.

von Bildhauer Arnold Kramer in Dresden.

Ganze Statuette, Gypsabguß . . . . . à ℳ 40.—
Ganze Statuette, in Bronce . . . . . . „ „ 400.—
Ganze Statuette, Bronce, versilbert . . „ „ 450.—
Höhe 37 cm, Sockel 27 : 32 cm.

Büstenform (mit Fuß aus Onyx), oberer Theil der Statuette in Bronce . . . . à ℳ 180.—
— in Bronce, versilbert . . . . . . „ „ 160.—

Der Gypsabguß zu ℳ 40.— ist von Gebr. Weschke in Dresden, Circusstraße 45, sämmtliche Broncegüsse dagegen sind von dem Bildhauer Arnold Kramer in Dresden, Terassenufer 5, direkt zu beziehen.



Nietzsche-Relief

von Bildhauer Julius Drexler in München.

In Bronce mit Holzrahmen . . . . . . à ℳ 150.—
„ „ ohne „ . . . . „ „ 110.—
„ Hartgußmasse m. Holzrahm., Bronce imit. „ „ 50.—
„ „ ohne „ „ „ „ „ 20.—

Höhe mit Holzrahmen 55 cm, ohne Holzrahmen 45 cm.

Direkt zu beziehen durch Bildhauer Julius Drexler in München, Neureutherstraße 21 III.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Das Leben Friedrich Nietzsche's.

I. Band. VIII u. 369 Seiten mit 2 Lichtdruckporträts, Abbildung des Geburtshauses, Schrift- und Notenfacsimiles und einer Notenbeilage. Groß 8°. Brosch. 9 Mk., geb. 11 Mk.

II. Band I. Abthl. XII u. 342 Seiten mit einem Lichtdruckporträt u. einem Brieffacsimile. Groß 8°. Brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Die II. Abtheilung des II. Bandes ist in Vorbereitung.

Das Buch der Schwester Nietzsches besitzt einen vielleicht nicht ganz unwesentlichen Vorzug: es bringt Thatsachen. Und einen zweiten: es bringt **nur** Thatsachen. Die Dokumente allein reden. Kein überflüssiges Raisonnement. Es ist von jenem echt vornehmen Grundgefühl durchdrungen, das sich verbietet, dem Leser fixe und fertige Urtheile zu präsentiren. Es setzt Leser voraus, nicht oberflächliche penny-a-liners. Hiermit soll beileibe nicht gesagt sein, daß es des ordnenden Geistes entbehre. Man mache, um sich vom Gegentheil zu überzeugen, einmal den Versuch, sich selbst die Aufgabe dieser Biographie übertragen zu denken —: dann wird man erst die feine, vorsichtige, sorgfältige, liebenswürdige Arbeit bewundern. **Die Zukunft.**

Wir besitzen an dem schönen Buche nicht nur ein herrliches Denkmal treuer Schwesterliebe, sondern auch ein wahres Schatzhaus kritischen Materials, um damit vielerlei in Nietzsches Entwicklung zu begreifen, was sonst stets ein Räthsel geblieben wäre. **Deutsches Dichterheim.**

Isabelle Freifrau von Ungern-Sternberg.

Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift.

Mit 2 Kunst- und 29 graphologischen Beilagen.

Groß 8°. 12 Bogen. Brosch. Mark 6.—, geb. Mark 7.50.

Nach kurzem geschichtlichem Ueberblick führt die Verfasserin den Leser in das Wesen der Schriftdeutungskunde ein, schildert sodann in glühenden Worten ihr Zusammentreffen mit Friedrich Nietzsche im Oktober 1876 und schwelgt in Erinnerung schöngeistiger Unterhaltung mit dem großen Dichter-Philosophen. — An der Hand von 29 zum größten Theil unveröffentlichten Facsimiles zeigt Freifrau von Ungern-Sternberg Nietzsches Entwicklungsgang von seiner Jugendzeit bis zum Ende seines Schaffens und führt den Beweis, daß bei ihm von einer erblichen Belastung keine Rede sein kann.

Des Weiteren wird mit Hilfe der Graphologie Nietzsches geistiges Verhältniß zu Richard Wagner, Frau Cosima Wagner, Jakob Burckhardt, Graf Gobineau, Erwin Rhode, Peter Gast, C. von Gersdorff, Nietzsches Vater, Mutter und Schwester, sowie zu Goethe, Beethoven, Napoleon I. und Bismarck eingehend besprochen. Von all den Genannten sind tadellose Facsimiles beigefügt, welche neben der Reproduction der Oldeschen künstlerisch vollendeten Radirung Friedrich Nietzsches, sowie der Beigabe eines Nietzschebildes aus der Zarathustrazeit schon die Anschaffung des Buches von selbst empfehlen.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. phil. Meta v. Salis-Marschlins.

Philosoph und Edelmensch.

Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's.

Groß 8°. 7 Bgn. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Die Verfasserin dieser Schrift gehört zu den ältesten Anhängern von Nietzsche's Hauptlehren der späteren Zeit. Seit 1884 mit dem Philosophen persönlich bekannt, hat sie bis zum Beginn seiner Erkrankung mündlich oder schriftlich mit ihm in Verkehr gestanden. Seither mit Interesse der Verbreitung seines Ruhmes und dem raschen Anwachsen der Nietzsche-Literatur folgend, hält sie jetzt den Zeitpunkt für gekommen, ein erstes Wort von ihrem Standpunkte aus mitzureden.

Dr. Mathieu Schwann.

Sophia.

Sprossen zu einer Philosophie des Lebens.

Groß 8°. 16 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Egoismus — Altruismus, Aristokratie — Demokratie, Individualismus — Socialismus, Jugend — Alter, u. s. w. — lauter Schlagworte unserer bewegten Zeit! Schaaren von Kämpfern ziehen aus und sammeln sich nach irgend einer gegebenen Parole! Aber wo bleibt der Mensch, fragt man sich bei diesem Beginnen!

Stark und fest auf dem Boden unserer Erde stehend, ruft der Verfasser von seinem Standpunkte uns zu: Die letzte und schönste Aussicht des Menschen ist der Mensch selbst; ihn zu suchen sei seine erste und letzte Aufgabe, und es lasse sich Niemand blenden durch die kühne Neigung der Zwischenspiele, wie sie in den genannten Schlagwörtern verhüllt auftreten, damit er nicht in die Irre gehe und das höchste, edelste, vornehmste Lebensziel: Menschenwille, Menschensehnsucht, Menschenliebe aus den Augen lasse.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Deutsche Lyrik von Heute und Morgen.

Mit einer geschichtlichen Einleitung.

Klein 8°. LXXVII u. 183 S. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

. . . . So bildet das ganze Buch zugleich ein Glaubensbekenntniß des Herausgebers, und gerade darauf beruht sein Hauptvorzug: seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, gerade deshalb ist es jedem, der die Dichtung der Gegenwart kennen lernen will oder muß, unentbehrlich. **Gymnasium.**

. . . . Dies Buch ist eine treffliche Einführung in die moderne Lyrik . . . . Die Auswahl ist geschickt getroffen, sie enthält nur wenig, das Andersdenkende direkt verletzen und abstoßen könnte . . . . Dankenswert sind auch die Notizen, die Tille am Schlusse über das Leben und die Werke der in dem Büchlein vertretenen Dichter giebt, sowie die zur weitergehenden Lektüre ladenden Quellenangaben bei den einzelnen Gedichten. **Christliche Welt.**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Heinrich Driesmans.

Die plastische Kraft

in Kunst, Wissenschaft und Leben.

Groß 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Der Verfasser dieses Buches betrachtet die Kunst, die Wissenschaft und das Leben, mit welch' letzterem die beiden ersteren sich durchdringen und in dem sie aufgehen müssen, wenn sie ihrer wahren Bestimmung genügen sollen, als erzeugt und getragen von derselben plastischen Kraft, welche den menschlichen Leib gebildet und im Zeugungstriebe noch fort und fort Menschenleiber zu bilden bestrebt ist: künstlerisches Vermögen und Wissensdrang sind ihm nur erhöhte, vergeistigte Abwandlungen dieses Triebes. Er hat sich an das kühne Unternehmen gemacht, von der Kunst der Kunstwerke zur Kunst des Lebens die Brücke zu schlagen und der heute allein gewertheten akademischen Wissensbildung, der Gelehrsamkeit, der Gefühlsbildung, das lebendige Wissen als ein Höherwerthiges, als die Bildung der Zukunft entgegenzustellen. Dem wissenschaftlichen Streben wie dem künstlerischen Vermögen muß der innere plastische Trieb zu Hülfe kommen, wenn beide nicht bloß „Technik" bleiben, sondern zu wahrer höherer Bildung führen sollen. Die Ursache der Entartung in Kunst, Wissenschaft und im modernen Leben überhaupt findet der Verfasser in der Erkrankung und dem Verfall der plastischen Kraft des modernen Menschen. Diese wieder zu entfachen und ihr die Wege zu einer neuen höheren Lebensform zu erschließen, hat er sich in dem vorliegenden Buche zur Aufgabe gesetzt. Das Werk behandelt in eingehender Weise die hauptsächlichsten Richtungen in der modernen Kunst (speciell Literatur) und Wissenschaft, und zeigt von dem obenerwähnten Standpunkte aus die hervorragendsten Vertreter auf diesen Gebieten, z. B. Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, in einem neuen überraschenden Lichte. Jeder Künstler oder Gelehrte, der es ernst nimmt mit den großen, entscheidenden Fragen seines Berufes, wird zu diesem eine Menge neuer anregender, fesselnder Gedanken und Gesichtspunkte bietenden Buche Stellung nehmen müssen.

* * *

Die Erlösung vom Dasein.

Groß 8°. 19 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Jedenfalls ein höchst merkwürdiges Buch, das so leicht seines gleichen nicht haben wird. Ein Basler Bandfabrikant, Sohn eines angesehenen Patriziergeschlechtes, schrieb es und zwar als Abrechnung mit der positiv-christlichen Weltanschauung. Von Haus aus Laie, hat er nicht geruht, bis er seine Kenntnisse zur selbstständigen Theilnahme an der philosophischen Gedankenarbeit erweitert und bereichert hat. Ein sicheres Denkvermögen und die Gabe lebhafter Anempfindung erheben diese Aufzeichnungen eines „Dilettanten" weit über den Bereich unsicherer Tastversuche zu einem Werke von allgemeiner, bleibender Bedeutung; stellte er doch eine zwingende Auseinandersetzung über das Erlösungsproblem dar, zudem im anziehenden Gewande einer edlen Sprache! Kein Feinschmecker philosophischer Litteratur sollte an diesem eigenthümlichen Buche achtlos vorübergehen: denn gerade die seltsam laienhafte Herkunft, die aber eben durch die nachträglich erworbene souveraine Sachkenntniß vollständig überwunden ist, verleihen diesem Lebensbekenntniß eine fesselnde Ursprünglichkeit. Wer einmal an einem interessanten Beispiele studieren will, wie die Wiederspiegelung der originalen Gedankenproduction in zunächst nur receptiven Naturen zu einer eigenen selbstständigen Schöpfung gedeihen kann, greife nach diesem Bande.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Paul Mongré.

Sant' Ilario.

Gedanken aus der Landschaft Zarathustra's.

Groß 8°. 24 Bogen. Brosch. Mark 6.50, geb. Mark 8.50.

. . . Der Verfasser scheint in allen Wissenschaften und Künsten zu Hause zu sein . . . Mongré ist auf der Suche nach immer neuen Anregungen und Aufregungen . . . Er bemüht sich, die Persönlichkeit von jedem Zwang der Logik, der Gewöhnung, der Moral und der Religion zu befreien und löst dabei die Continuität der Person selbst auf . . . **Preußische Jahrbücher.**

Vielleicht das geistvollste Buch, das seit den Zarathustrabüchern erschien. Ein auffallend reifer Kopf, ein Geist auf der höchsten Höhe der Ironie spricht sich über alle Fragen des Lebens in Aphorismen aus. **Neue Deutsche Rundschau.**

. . . Jedenfalls liegt hier ein merkwürdigster Fall litterarischen Illusionismus vor, eines der erstaunlichsten Taschenspielerkunststücke . . . **Gesellschaft.**

. . . Daher werden nur stark differenzirte, innerlich zerlegte Menschen Genuß von der Lectüre haben. Sie aber seien mit Nachdruck auf das Buch hingewiesen. **Westermann's Monatshefte.**

. . . Ich habe bereits gesagt, daß das Buch voll gescheidter Einfälle und kühner Gedanken stecke. Aber auch von jenem Raffinement des Fühlens ist es erfüllt, in dem die perversen Instinkte des echten Neurasthenikers sich kund zu geben pflegen . . . **Berner Bund.**

Paul Mongré.

Das Chaos

in kosmischer Auslese.

Groß 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

. . . . Die ganze Art der Entwickelung und Beweisführung verräth einen selbstständigen Kopf . . . . **Litterarisches Centralblatt.**

. . . . Inzwischen gewährt uns das verwegene Werk ein eigenartiges Vergnügen, sowohl durch die blendende Kunst seiner Dialektik, wie durch die Formulierung seiner Ergebnisse . . . . **Gesellschaft.**

Das mit mathematischem Scharfsinn abgefaßte Buch enthält die Grundlegung eines vielfach auf Kants Idealismus zurückgreifenden erkenntnistheoretischen Radikalismus. **Kantstudien.**

Es ist ein erkenntnistheoretischer Radikalismus, der zu einer vollständigen Zersetzung unserer kosmocentrischan Vorurteile führt, wie es schon früher mit dem geocentrischen und anthropocentrischen Aberglauben geschehen ist . . . . **Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.**

. . . . Hierbei geht freilich der Mensch mit seinen sittlichen Forderungen völlig leer aus. **Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik.**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Karl Ad. Brodtbeck.

Geistesblitze großer Männer

für freie Denker gesammelt.

Groß 8°. Broschirt Mark 3.50, gebunden Mark 4.75.

Diese Prosa-Anthologie geistvoller Aussprüche der bedeutendsten Staatsmänner, Philosophen und Dichter eignet sich vorzüglich zum Festgeschenk für Politiker, Gelehrte und Literaten, vor Allem auch für die Freunde Nietzsche'scher Philosophie.

Die Geistesblitze enthalten systematisch gruppirte Aussprüche folgender Männer:

Biedermann, Bismarck, Björnson, Börne, Büchner, Bulle, Burckhardt, Campanella, Carrière, Dickens, Droysen, Epikur, Feuerbach, Fichte, Freytag, Friedrich II., Giesebrecht, Goethe, Gregorovius, Grün, v. Hartmann, Henne am Rhyn, Humboldt, v. Ihering, Jäger, Jean Paul, Kant, Lange, Lasker, Lessing, Lichtenberg, Lippert, Luther, Macaulay, Mill, Mirabeau, Mommsen, Montaigne, Moser, Nietzsche, Pestalozzi, Pindar, Rabener, v. Ranke, Schäffle, Schefer, Scherr, Schiller, Schopenhauer, Scott, Shakespeare, Spinoza, Stein, v. Sybel, Treitschke, Vischer, Georg Weber, K. S. Weber, Widmann.

Die Sammlung ist eingetheilt in die Hauptgruppen:

Kultur, Geschichte und Staat. — Staat und Kirche. — Zweifel und Aufklärung. — Religion. — Aphorismen. — Das Weib. — Aus der moralischen Welt. — Anfangsgründe unserer Moral. — Vom Genie. — Woher? Wozu? Wohin?

Dr. Max Zerbst.

Nein und Ja!

Antwort auf Dr. Hermann Türck's Broschüre.

Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege.

Groß 8°. 6 Bogen. Broschirt Mark 1.—

Dr. Zerbst wendet sich in seinem Buche gegen den Angriff, mit welchem Dr. Hermann Türck Friedrich Nietzsche und seine Philosophie bloßzustellen suchte. Dieser Angriff wird als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bezeichnet und möglichst durch Citate aus Nietzsche selbst zurückgewiesen.

Dr. Franz Nic. Finck.

Weltfremd — Weltfreund.

Klein 8°. Broschirt Mark 2.—

Als Ganzes trägt das Werk einen epischen Charakter, während im Einzelnen meist die lyrische Form vorherrscht; der gewandte und elegante Versbau erscheint durchaus als das Werk eines phantasievollen Dichters, der tiefsinnige Inhalt dagegen läßt auch den gedankenreichen Philosophen leicht erkennen.

Hamburger Fremdenblatt.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Paul Weisengrün.

Das Problem.

Grundzüge einer Analyse des Realen.

Groß 8°. 13 Bogen. Broschirt Mark 3.—, geb. Mark 4.25.

Inhalt: Erstes Buch. Erkenntniß-Theorie und Weltanschauung. I. Kapitel. Die erkenntniß-theoretische Analyse. II. Kapitel. Das Methodische, Symmetrische und Aphoristische im Denken. III. Kapitel. Der Begriff Weltanschauung. Zweites Buch. Das Wesen der Analogie. I. Kapitel. Gedächtniß und Phantasie. II. Kapitel. Die primäre Analogie. III. Kapitel. Die secundäre Analogie (Selbstanalyse) Drittes Buch. Das Problem. I. Kapitel. Das Reale. II. Kapitel. Das Leben. Viertes Buch. Theorie und Praxis. I. Kapitel. Die Quintessenz der Moral. II. Kapitel. Die Typen des Intellekts.

„Man glaube nicht, daß die Schrift nur für Philosophen interessant sei und daß sie etwa keine Beziehung mit dem praktischen Leben habe. Wer das erste Kapitel gelesen hat, wird auch das Ganze lesen. Man wird, sobald man sich einigermaaßen in diese Schrift vertieft, gefesselt, ja fortgerissen. Wen nicht das Hauptproblem interessirt, den werden die Charakteristiken Cäsar's und Napoleon's, Jean Paul's und Nietzsche's, Shakespeare's und Dostojewski's, die Abschnitte über Hamlet und über die Psychologie der Frau, die Kapitel über den Pessimismus und die Quintessenz der Moral sicherlich interessiren."

Westungarischer Grenzbote.

Dr. Georg Groddeck.

Ein Frauenproblem.

Groß 8°. 112 Seiten. Broschirt Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—

Der Verfasser spricht einleitend über die schablonenhafte Verallgemeinerung der gegenwärtigen Lebensführung, die ein gewisses Erstarren des von der Natur bedingten freudigen Ich-Lebens des Einzelnen bewirkt, beleuchtet ferner das Wesen der jetzigen nicht *schaffenden*, sondern nur auf Kenntnissen beruhenden Wissenschaft und beklagt die immer mehr um sich greifende Verweichlichung und Degeneration der heutigen Menschheit, wobei er zum Vergleich oft auf die Heilighaltung des Lebens seitens der alten Griechen, sowie ihre hehre Auffassung der Kunst und Wissenschaft zurückgreift.

Im Gegensatz zu dem beengten Dasein des in seinem aufreibenden Berufe stehenden Mannes, dem hierdurch meistens eine freie Ausprägung seines Individuums versagt bleibt, schildert der Verfasser die bevorzugte Stellung des Weibes, dem als Mutter in reiner Lebensfreude längst die Möglichkeit unbeschränkten Selbstschaffens ohne Anwendung umfangreichen Wissensballastes gewährt ist! In Ausführung dieser Thatsache fordert *Groddeck* eine Neugestaltung der Erziehungskunst, in der vor allem dem Mädchen der Hang zur Leichtlebigkeit nach Art der Männerwelt genommen wird; es soll vornehmlich seitens der Mütter darauf hingestrebt werden, der Jungfrau nicht nur die sich von selbst geltendmachende *Naturbestimmung zur Mutter* zu lehren, sondern sie auch *innerlich* rechtzeitig auf ihren natürlichen Beruf vorzubereiten und zu vertiefen.

Das in überaus anziehender, knapper und edler Sprache geschriebene Buch wird in seinem schmucken, hochmodernen Gewande *allen Mitarbeitern an diesem Teile der akuten Frauenfrage* eine wirkliche Freude bereiten.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Prof. Dr. Adalbert Svoboda.

Ideale Lebensziele.

Band I. A. Ideale des Wissens. I. Die Weltfysik als Erzieherin. 1. Der souveräne Weltstoff. 2. Geburtsstätten der Welten. 3. Planetenschicksale. 4. Vergangenheit und Zukunft der Erde. 5. Kometen. 6. Bewegungen im Weltall. 7. Pflichten der Weltbürgerschaft. II. Eigenschaften des organischen Stoffes. III. Der plastische Trieb. IV. Streben organische Bildungen Vollkommenes an? V. Wesen und Bedingungen des Lebens. VI. Lieben und Leben. VII. Vom Haushalte der Natur. VIII. Gemeinsames bei Tieren und Menschen. IX. Kritische Widerstände im Dienste des Wissens. X. Darf man Seelen suchen? XI. Filosofen über die Seele. XII. Das Forschen nach Gott bei den Mystikern. XIII. Die griechische Filosofie über die Welt und deren Lenker. XIV. Dämmerungen über Gott im Mittelalter. XV. Weltanschauung der Filosofen des 17. und 18. Jahrhunderts. XVI. Die deutsche Systemfilosofie über Jenseitigkeiten. XVII. Französische Wortblumen über himmlische Personen. XVIII. Kritiker Gottes im 19. Jahrhundert. XIX. Wissen und Religion. XX. Auf Passionswegen zum Wissen. XXI. Götter, Wissen, Kunst. XXII. Filosofie des Geschlechtstriebes.

B. Ethische Ideale. XXIII. Zur Einführung.

Band II. I. Das menschlich Perverse bei Natur- und Culturvölkern. II. Ruchloses in der Behandlung der Frauen. III. Wert der Frau. IV. Wie das Jenseits erzieht. V. Sittlichkeit auf Thronen. Alte Formen der Gewaltherrschaft. VI. Freiheit, Fürsten und Götter in Hellas und im römischen Reiche. VII. Wissen und Sittlichkeit im Vatican. 1. Pflege des Wissens. 2. Päpste als Vertreter des Größenwahns. 3. Herzenspolitik. 4. Finanzwirtschaft des Papsttums. 5. Sexuelle Freisinnigkeit. 6. Vor dem Zusammenbruche. VIII. Allerlei Frevelformen des Despotismus. IX. Glauben und morden, Rechte brechen und fälschen! X. Musterdespoten. XI. Besitzt das Christentum einen Gesittungswert? XII. Unsittliche Strafjustiz. XIII. Die Rechtlosen. XIV. Die Gesellschaft in Defectstaaten. XV. Verfolgte Filosofen.

C. Politische Vernunftziele. XVI. Die sittlich Aufrechten und die Kirche. XVII. Widerstände gegen die Kirche. XVIII. Gibt es gemeinsame Interessen der Menschheit? XIX. Schriftstellerverhör über den vollkommenen Staat. XX. Cultur und Sprache. XXI. Zwang im Ideendienste. XXII. Die Arbeiter und der Vernunftstaat. XXIII. Das Recht des politischen Widerstandes. XXIV. Bahnen zum Idealstaate. 1. Anfänge der Staatenbildungen. 2. Fysische oder ethische Staatsbürgerzucht. 3. Opfer des Gemeinsinns. 4. Umbildung des Unterrichtes. 5. Wie ein gebildeter Fürst dem Idealstaat dienen könnte. 6. Ein Reformkaiser. 7. Volksvertretung der Zukunft. 8. Ausblicke in den Vernunftstaat.

D. Ideale des Genusses. XXV. Genußwerte des Lebens. XXVI. Das Naturschöne. XXVII. Wie die Kunst belehrt und erzieht. XXVIII. Poetische Landschaften. XXIX. Die Kunst in Hellas. XXX. Die Ausdrucksplastik in Bildnissen. XXXI. Wie in Hellas die Frauenschönheit dargestellt wurde. XXXII. Zur Renaissancekunst in Italien. XXXIII. Die Frau in der deutschen Renaissancekunst. XXXIV. Wie der Frauenschönheit in Frankreich gehuldigt wurde. XXXV. Das Weib in Darstellungen holländischer und spanischer Maler. XXXVI. Der Stoff als Formbildner. XXXVII. Die Kunst, schön zu wohnen. XXXVIII. Komik und Humor in der bildenden Kunst.

Band I. Groß 8°. X, 391 Seiten . . . . broch. **M. 6.50**, geb. **M. 8.—**
Band II. Groß 8°. VI, 512 Seiten . . . . „ „ **9.—**, „ „ **10.50**
Beide Bände zusammen bezogen . . . „ „ **14.—**, „ „ **17.—**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Prof. Dr. Adalbert Svoboda.

Gestalten des Glaubens.

Culturgeschichtliches und Filosofisches.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Band I. Inhalt: Aus Urschichten menschlichen Denkens. — Die ältesten Bildungen der Poesie. Personificationen. — Wie Mythen entstehen. — Thiere in der Geschichte des Glaubens. — Urdogmen. — Der Erlösungsgedanke. — Warum an Paradiese geglaubt wird. — Die ältesten Glaubensgestalten. — Elbisches Kleinvolk. — Das Naturböse in Person. — Seelen und Teufel in der Unterwelt. — Entwicklung des Wunderglaubens. — Wie ist die Welt entstanden? — Einflußkreise der Götter. — Götter sollen helfen und nützen. — Fetische. — Menschen Vorbilder für Götter. — Die Vergöttlichung von Helden. — Gottheiten der Fortpflanzung. — Göttliche Spiel- und Sonderarten. — Wie die Theologie rechnet. — Himmelsleute in Charaktermasken. — Sinnbilder für religiöse Vorstellungen.

Band II. Inhalt: Begriffsgötter. — Der Glaube an einen Gott. — Selbstschilderung Jahve's. — Allah. — Rang- und Aemterwechsel der Götter. — Anfänge des Pantheismus. — Formen der Götterverehrung. — Freiwilliges Entsagen und Entbehren. — Wollustformen der Andacht. — Götter nur Worte. — Das Wissen um die Zukunft und die Sprache der Götter. — Allgemeines über Profeten. Besonderes über Zarathustra und Nanak. — Buddha und seine Lehre. — Mohamed. — Bedeutung der Priester in der Geschichte menschlicher Thorheiten. — Thron und Altar. Abkunft des Gottesgnadentums. — Götter und Poesie. — Komisches in Mythen und in religiösen Dichtungen. — Humor in Götter- und Teufelsgeschichten. — Religiöse Erbschaften. Gemeinsamkeit des Mythen- und Dogmenbesitzes. — Christus. — Auflehnungen gegen Götter und Dogmen. — Religion und Sittlichkeit. — Namens- und Sachregister.

Band I.	Groß 8°. X. 334 Seiten . . .	Brosch. Mark **6.—**,	geb. Mark	**7.50**
Band II.	Groß 8°. IV. 422 Seiten . . .	„ „ **7.—**,	„ „	**8.75**
Beide Bände zusammen bezogen:		„ „ **12.—**,	„ „	**15.—**

Aus den Besprechungen der ersten Auflage:

Prof. Dr. **Ernst Häckel** bemerkt auf Seite 241 seiner neusten Schrift: „**Die Welträthsel**: „Eine kritische Vergleichung der unzähligen bunten Phanatasiegebilde, welche der Unsterblichkeitsglaube der verschiedenen Völker und Religionen seit Jahrtausenden erzeugt hat, gewährt das merkwürdigste Bild; eine hochinteressante, auf Quellenstudien gegründete Darstellung derselben hat Adalbert Svoboda gegeben in seinen ausgezeichneten Werken: „Seelenwahn“ (Th. Grieben-Fernau, Leipzig 1886) und „Gestalten des Gaubens“ (C. G. Naumann, Leipzig 1898).“

R. P. Rosegger schreibt im „Heimgarten“: Wenn dieses neu angelegte Werk „Geschichte der Religionen“ sich betitelte, so würde der Titel viel und beziehungsweise Richtiges sagen.

Die meisterhafte Art des Verfassers, gediegene Stoffe leicht und allgemein verständlich zu behandeln, hat sich auch hier wieder glänzend bewährt.

Bayerische Lehrerzeitung.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Epitome
der
Synthetischen Philosophie Herbert Spencer's
von
F. Howard Collins.

Mit einer Vorrede von **Herbert Spencer.**

Uebersetzt von

Prof. Dr. J. Victor Carus.

Gr. 8°. 46 Bogen. Preis broschirt Mark 11.—, geb. Mark 13.—

Es ist ein großes, unbestrittenes Verdienst F. Howard Collins', von Herbert Spencer's „Synthetischer Philosophie", welche außer den „Allgemeinen Grundlagen" bis jetzt in neun Bänden durch verschiedene Erkenntnißgebiete ausführlich dargelegt und entwickelt ist, einen mit großer Umsicht und äußerster Gewissenhaftigkeit gemachten Auszug verfaßt zu haben. Die immer größere Verbreitung und weitere Anerkennung findende, dem Dogmatismus der älteren Schulphilosophie nicht sklavisch folgende, indessen mit ihm nicht vollständig brechende Philosophie Herbert Spencer's, welcher die evolutionistische Lehre seines großen Landsmannes Charles Darwin, sie auf das Geistesleben und die daraus sich ergebende Weltanschauung in folgerechter und erfolgreicher Weise anwendend, weiter philosophisch begründet und dadurch zu äußerst werthvollen Ein- und Ausblicken geführt hat und noch weiter zu führen bestimmt ist, wird in Collins' „Epitome" dem Leser in knapp gehaltener, streng dem Gedankengang Spencer's folgender Form dargelegt und bietet damit sowohl eine sicher orientirende Einleitung in das System Herbert Spencer's als einen zuverlässigen Führer durch dasselbe dar.

Daß die Epitome in weiteren Kreisen willkommen war, beweist ihre bisherige Verbreitung in fünf englischen, einer amerikanischen, einer russischen und zwei französischen Ausgaben, bez. Uebersetzungen. Ihnen reiht sich nun die von Prof. J. Victor Carus besorgte deutsche Ausgabe an.

Dr. Friedrich Kurt Benndorf.

Hymnen an Zarathustra
und andere Gedicht-Kreise.

Mit musikalischen Beigaben.

8°. 9½ Bogen. Brosch. Mark 2.—, geb. Mark 3.—

Die Gedichtsammlung wird nicht verfehlen, mit ihrem tiefsinnigen Inhalte, ihrer durchaus originalen, zu den feinsten Seelenstimmungen abgeschatteten Sprache die Aufmerksamkeit aller zu fesseln, die für seltene und innige Wirkungen lyrischer Dichtkunst ein Organ besitzen. Der Dichter hat in einem Teile der Gedichte den Geist der Stimmung dadurch zu erweitern gesucht, daß er sie in musikalischen Motiven ausklingen ließ.

Dresdener Anzeiger.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Joh. Schubert.

Die philosophischen Grundgedanken

in Goethe's Wilhelm Meister.

Klein 8°. 10 Bogen. Broschirt Mark 2.50, gebunden Mark 3.50.

Das **Literarische Centralblatt** nennt die Schrift gehaltvoll und flott geschrieben und schließt: „Wir haben auf diese Weise keine kühle historische Arbeit, sondern die Frucht eines Denkers, der es als eine Art Culturmission zu betrachten scheint, auf den tiefen Gehalt der Goethe'schen Dichtung von Neuem und nachdrücklicher als bisher hinzuweisen."

. . . . Indem Schubert die Lehrjahre wie die Wanderjahre Wilhelms im einzelnen verfolgt, zeigt er, wie Goethe zu den großen Fragen der Zeit und aller Zeiten Stellung nahm, wie er hier ausgesprochenermaßen, dort wenigstens andeutend eine Lösung gab, in der er den Gedanken späterer Jahrzehnte mit durchdringendem Blicke vorgriff. **Vossische Zeitung.**

Dr. Heinrich Romundt.

Ein Band der Geister.

Entwurf einer Philosophie in Briefen.

Klein 8°. 8 1/2 Bogen. Broschirt Mark 2.—

Nach dem Haupttitel könnte man geneigt sein, in diesem Buche etwas wie Spiritismus zu vermuthen. Wenigstens ist diese Vermuthung in einem Kreise von Studirenden wirklich gehegt worden. Freilich wurde dieser Argwohn durch die erste wirkliche Einsichtnahme sofort als ein völlig unbegründeter erwiesen. Denn da gab sich das „Band der Geister" als etwas sehr Unspiritistisches zu erkennen, nämlich als die — Geographie. Diese, zumal in ihrem neueren Ritter'schen umfassenden Sinne, ein „Band der Wissenschaften" zu nennen, wird schwerlich jemand Anstand nehmen. **H. N.**

Dr. Heinrich Romundt.

Eine Gesellschaft auf dem Lande.

Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant.

Klein 8°. 8 Bogen. Broschirt Mark 2.—

Der Begriff der Schönheit ist unserer Zeit durch die Gewaltherrschaft, die länger als ein Jahrzehnt der Naturalismus in der Kunst ausübte, verloren gegangen. In der Theorie ist diese öde Kunstrichtung, der die Geburt einer Kuh ein gerade so bedeutendes und interessantes Objekt der Darstellung ist, wie der Faust und der Demetrius, jetzt glücklich überwunden. Praktisch spukt sie dagegen noch immer sowohl in der Literatur wie in der bildenden Kunst und bringt Produkte zur Reife, die an Langweiligkeit oder Gemeinheit ihres Gleichen suchen. Allein diese Richtung ist nicht mehr die maßgebende, sie ist nicht mehr tonangebend. Die Kunst hat, des platten Photographirens der Wirklichkeit müde, längst wieder angefangen, die Schönheit zu suchen, aber über das Suchen ist sie auch noch nicht hinausgekommen. Da ist es wohl an der Zeit, daß wir aus berufenem Munde erst wieder erfahren, was Schönheit ist. Romundts kleines philosophisch-ästhetisches Werk: „Eine Gesellschaft auf dem Lande" erfüllt diesen Zweck. **Lüneburgsche Anzeigen.**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Eugen Dühring.

Kritische Geschichte der Nationalökonomie
und des Socialismus.

Vierte, neubearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Groß 8⁰. 42 Bogen. Brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—

Bei seinem ersten Erscheinen füllte dies Werk eine Lücke nicht nur in der deutschen, sondern auch in der Weltliteratur aus, da außer der Geschichte von Blanqui nichts auch nur einigermaßen Nennenswerthes existirte und es überdies an einer Geschichtsschreibung der neuern und neusten Systeme, insbesondere der amerikanisch-deutschen Theorien, gänzlich fehlte. Ebenso fehlte eine vergleichende Zusammenbehandlung mit den Lehren des gesammten Socialismus. Unmittelbar aus den Quellen und mit Aufwendung aller kritischen Mittel gearbeitet, entspricht gegenwärtig mehr noch als früher das Buch seinem ursprünglichen Beruf. Da es nur bedeutungslose und von ihm selbst abgeleitete Concurrenzen erlebt hat, so steht es am Ende des Jahrhunderts als die einzige Repräsentation von Alledem da, was in der ganzen Geschichte des Gegenstandes von den ältesten Zeiten her geleistet worden, und zugleich Dessen, was heute volkswirthschaftlich und social irgend actuell an grundsätzlichen und leitenden Einsichten in Frage kommt. Am ausführlichsten verbreitet es sich aber über das letzte Jahrhundert, also über Hume, Adam Smith, die Malthus-Ricardo'sche Oekonomie, über Thünen, List und Carey, sowie über den älteren, neueren und neusten Socialismus, also über Babeuf, Saint-Simon, Robert Owen, Fourier, Louis Blanc, Proudhon, scharf und kurz über Marx und Lasalle sowie über Bakunin und die spätesten, theilweise auch unpersönlichen Gestaltungen und Ausläufer der volkswirtschaftlich socialen Meinungsvarianten. Den laufenden Fragen von Bedeutung ist eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und alle kritischen Mittel sind aufgeboten, in der Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes Sicherheit und Festigkeit zu schaffen. Außer der intimsten Vertrautheit mit der ökonomischen Fachspecialität ist auch die allgemein denkerische Haltung des Verfassers den geschichtlichen und actuellen Untersuchungen zu Gute gekommen und so dem Buch noch eine besondere Eigenschaft ertheilt, die es zusammen mit seinen andern, nicht gewöhnlichen Beschaffenheiten zu einem einzigen für seinen Gegenstand macht. Hinzu kommt auch noch die entscheidende und bekannte Thatsache, daß der Verfasser keiner der politischen, socialen, wissenschaftlichen oder literarischen Parteien angehört und demgemäß gänzlich unabhängig, ohne Scheu oder Anbequemung, seine eigenen Ueberzeugungen hat zu schneidigem Ausdruck bringen können. Im Interesse weitester Verbreitung des innerlich ebenso reichhaltigen als äußerlich starken Bandes ist überdies der Preis ein in dieser Literaturgattung ungewöhnlich mäßiger.

San.-Rath Dr. Herm. Peters.

Bäder und Heilanstalten
Deutschlands, Oesterreich-Ungarns u. der Schweiz.

Klein 8⁰. 27 Bogen. Kartonnirt Mk. 3.—

In diesem sehr empfehlenswerthen Buche sind alle Bade- und Kurorte in alphabetischer Reihenfolge genau und übersichtlich aufgeführt, dabei die speciellen Eigenschaften des Klimas und der Heilwirkung erklärt, schließlich sind auch gleich bei jedem Orte die Aerzte mitgenannt. Wir können aufrichtig sagen, ein derartig zusammengestelltes Buch der Kurorte bisher noch nicht in der Hand gehabt zu haben und wünschen wir demselben deshalb, auch von allen Reisenden und Badegästen gekauft zu werden. **Der Reiseonkel.**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Eugen Dühring.

Die Größen der modernen Literatur.

Populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt.

I. Abth. Groß 8°. 18¾ Bg. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.25
II. „ „ 8°. 26¾ „ „ „ 8.—, „ „ 9.50

Nach einer allgemeinen weltliteraturgeschichtlichen Einleitung und nach einem etwas näheren Eingehen auf Dante, Cervantes und Shakespeare und auf sonstige Vorerscheinungen wie Molière, werden ausführlich Voltaire, Goethe und Bürger behandelt, wobei die Schriftsteller zweiter Ordnung nur kurz zur Erwähnung kommen.

Die zweite Abtheilung enthält ausführlich Rousseau, Schiller, Byron und Shelley, woneben die Schriftsteller von weniger hohem Range, wie in der ersten Abtheilung, nur kurz gekennzeichnet werden und auf die neuesten nur gedrängt orientirende Bemerkungen entfallen.

Jedes Buch Dühring's darf von vornherein des Interesses der weitesten Kreise sicher sein; das vorliegende Werk hat aber um so mehr ein allgemeines Aufsehen erregt, als uns der berühmte Autor darin auf sein populärstes Gebiet führt, welches er, abgesehen von gelegentlichen Nebenbemerkungen in seinen früheren Schriften und abgesehen von seiner Lessingbroschüre, bisher noch nicht betreten hatte; und auch hier öffnet er neue und überraschende Perspektiven, so daß nicht nur die Würdigung einzelner Schriftsteller, sondern überhaupt die Behandlung literarhistorischer Fragen im Anschluß an dieses Werk wesentlichen Aenderungen unterliegen dürfte.

Dr. Eugen Dühring.

Robert Mayer

Der Galiläi des neunzehnten Jahrhunderts.

I. Theil: Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit Robert Mayer's Porträt in Stahlstich.
Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.—

II. Theil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen.
Brosch. Mark 2.50, geb. Mark 3.50

Dr. Emil Döll.

Eugen Dühring.

Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Eine populäre Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr. Mit Dühring's Bildniß in Lichtdruck.

8°. 6 Bogen. Broschirt Mark 2.—

In dieser Schrift giebt der Verfasser, dessen Name durch Dühring's „Sache, Leben und Feinde“ sowohl, als auch durch die Adreßbewegung zu Dühring's 25 jähriger Schriftstellerwirksamkeit 1886 in interessirten Kreisen längst bekannt ist, zum ersten Male ein getreues, gedrängt gezeichnetes Bild dieser universellen Persönlichkeit. Kein Anderer als er konnte zu dieser schwierigen, aber dankbaren Aufgabe berufen sein. **Deutsches Volksblatt.**

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Albert Wittstock.

Geschichte der deutschen Pädagogik

im Umriß.

Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

II. Auflage. 8⁰. 330 Seiten broschirt Mark 3.—, geb. Mark 3.75.

Inhalt: Einleitung. — Die vorchristliche Erziehung der Deutschen. — Die christliche Pädagogik. — Die Anfänge der kirchlichen Erziehung. — Karl der Große. — Blüthe und Verfall des geistigen Schul- und Bildungswesens. — Die ritterliche Erziehung. — Die bürgerliche Erziehung. — Die Universitäten. — Das Wiederaufleben der klassischen Studien. — Die Reformation und ihre Pädagogen. — Die Entstehung der deutschen Volksschule. — Das Gelehrtenschulwesen im sechzehnten Jahrhundert. — Die Pädagogik des Jesuitismus. — Die Begründer der Didaktik und Methodik. — Das siebzehnte Jahrhundert. — Die Pädagogik des Pietismus. — Die Gründung der Realschule. — Die deutsche Aufklärung. — Die Pädagogik des Philanthropismus. — Rochow. — Die Pädagogik des Humanismus. — Der pädagogische Einfluß der deutschen Klassiker. — Pestalozzi. — Die philosophischen Pädagogiker. — Ausbau der Theorie und Praxis. — Fröbel und die Kindergärten. — Die Gegenwart und die nationale Erziehung.

Dr. Albert Wittstock.

Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes

als pädagogisches System.

8⁰. 185 Seiten broschirt Mark 2.25, gebunden Mark 3.—

Inhalt: Einleitung. I. Lessings Erziehungstheorie: 1) Das Wesen der Erziehung. 2) Die Aufgabe der Erziehung. 3) Das Ziel der Erziehung. — II. Lessings Lehre von den Erziehungsmitteln oder der Disziplin. — III. Lessings Unterrichtstheorie: 1) Allgemeine didaktisch-methodische Grundsätze. 2) Ueber die Elementarbücher. 3) Der Religionsunterricht. 4) Der Unterricht im Rechnen. — IV. Lessings Pädagogik und die pädagogischen Prinzipien der philosophischen Schulen nach ihm. — V. Schlußbetrachtung.

Dr. Albert Wittstock.

Die Erziehung im Sprichwort

oder die deutsche Volkspädagogik.

8⁰. 284 Seiten broschirt Mark 3.—, gebunden Mark 3,75.

Inhalt: Sprichwörter über die Bedeutung der Erziehung. — Sprichwörter über die körperliche Erziehung. — Sprichwörter über die geistliche Erziehung. — Sprichwörter über die sittliche Erziehung. — Sprichwörter über die religiöse Erziehung. — Sprichwörter über die Zuchtmittel. — Sprichwörter über Unterricht, Schule, Lehrer. — Sprichwörter über die Berufs- und Lebensbildung. — Alphabetisches Verzeichniß über mehr als 1500 Erziehungs-Sprichwörter, die in dem Buche besprochen werden.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Prof. Dr. D. Franz Overbeck.

Christlichkeit der Theologie.

2. Auflage.

8°. 15 Bogen. Broschirt Mark 3.50, gebunden Mark 4.50.

Die Wiedererscheinung obiger Schrift, die vor dreißig Jahren Prof. Dr. D. Overbeck in Basel unter dem Titel: „Die Christlichkeit der heutigen Theologie" als Zwillingsgeschwister von Nietzsche's erster Unzeitgemäßer Betrachtung auf den Plan treten ließ, ist in ganz einzigartiger Weise berufen, wirksam in diejenigen Strömungen im modernen Geistesleben einzugreifen, die zur Zeit recht eigentlich an der Tagesordnung sind. Hat doch das jetzt im Neudruck erscheinende Schriftchen vor der „modern-theologischen Bewegung" das eine voraus, daß es vor dem Beginn dieser Bewegung bereits scharfsinnig und zwingend alle die Gesichtspunkte feststellte, von denen aus eine erschöpfende Beurtheilung gerade dieser heutigen Kultursymptome sich gewinnen läßt. Und da nun der Verfasser in einem ausführlichen Vor- und Nachwort den Neudruck vollends auf die Höhe einer Tageserscheinung erhob, hat die kleine Schrift die ungewöhnliche Bedeutung, die ihr vom Tage ihres Erscheinens an zukam, nicht nur seither nicht eingebüßt, sondern jetzt erst recht erhalten.

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Die Sammlung „Kennst du das Land?" will in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lectüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Band I. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** I. Theil. Oberitalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.

Band II. **Die Fornarina.** Von Paul Heyse.

Band III. **Volksthümliches aus Süditalien.** Von Professor Woldemar Kaden.

Band IV. **Rom im Liede.** Eine Anthologie. Mit Illustrationen. Von Gustav Naumann.

Band V. **Aus dem Vatican.** Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

(Fortsetzung umstehend.)

Band VI. **Sommerfäden.** Hundstage in Italien. Von Prof. Gustav Floerke.
Band VII. **Aus meinem römischen Skizzenbuche.** Von R. Voß.
Band VIII. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** II. Theil. Mittelitalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.
Band IX. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** III. Theil. Unteritalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.
Band X. **Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.
Band XI. **Im glücklichen Campanien.** Von Dr. R. Schoener.
Band XII. **Das Trinkgeld in Italien.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul.
Band XIII. **Römische Culturbilder.** Von Dr. Max Ihm.
Band XIV. **Mailand.** Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. Von Dr. phil. et theol. Heinrich Holtzmann.
Band XV. **Die Pontinischen Sümpfe.** Mit einer Karte. Von Dr. Alfred Ruhemann.
Band XVI. **Hesperische Bilderbogen.** I. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.
Band XVII. **Hesperische Bilderbogen.** II. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.
Band XVIII. **Erzählungen aus Rom. I.** Von C. W. Th. Fischer.
Band XIX. **Erzählungen aus Rom. II.** Von C. W. Th. Fischer.

Die Bände können in drei verschiedenen Ausgaben bezogen werden:
In broschirter Ausgabe . . . . zum Preise von Mark 2.50
In braunem Leinenband . . . . „ „ „ „ 3.—
In reichem Liebhaberband . . . . „ „ „ „ 4.—

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Urtheile über: Kennst du das Land?

„Wie eine Erquickung empfinde ich es, daß ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf“ gegen den Materialismus in unserer Literatur zu schließen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesammt Glieder einer Sammlung, deren Titel lautet: Kennst du das Land? Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenschein.
Velhagen & Klasings Monatshefte.

Zu der großen Zahl deutscher Büchersammlungen ist in „Kennst du das Land?“ ein Unternehmen getreten, das die volle Aufmerksamkeit aller, die sich für das Land der Sehnsucht aller Deutschen, das schöne Welschland interessiren, vollauf verdient; die Sammlung erfüllt ihre gewiß nicht kleinen und leichten Aufgaben voll und ganz.
Atelier.

Allen Freunden Italiens ist eine Sammlung zierlicher, mit feinem Geschmack ausgestatteter Bändchen gewidmet, deren stimmungsvoller Titel lautet: „Kennst du das Land?“. Die Idee ist ausgezeichnet und hat einen Vater, dessen sie sich nicht zu schämen braucht: Goethe trug sich mit dem Plan, mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles, was er über sein geliebtes Italien zu sagen hätte, enthalten sollten. Und die, welche die Idee jetzt ausführen wollen, können nichts Besseres thun, als sich von dem Geiste des alten Goethe führen lassen. Schon der erste Band liefert uns davon einen schönen Beweis. Wir können der Sammlung die besten Auspicien für die Zukunft verkünden.
K. F. Koehler's Litterarischer Katalog.